
C.S.
LEWIS
DIE
BÖSE
MACHT



C. S. LEWIS · MACHT

C. S. LEWIS

DIE BÖSE MACHT

EIN ROMAN

KÖLN UND OLTEN
IM VERLAG JAKOB HEGNER

DEUTSCH VON

FRIEDRICH SCHNACK UND ALFRED GÜNTHER

DER TITEL DER ENGLISCHEN URAUSGABE LAUTET:

THAT HIDEOUS STRENGTH

MCMLIV

GESAMTHERSTELLUNG: OTTO WALTER AG OLTEN

WERKSTATT JAKOB HEGNER

DIE KAPITELÜBERSCHRIFTEN

»DIE EHE IST eingesetzt, damit die beiden Gatten aneinander Halt, Trost und Hilfe finden.«
Jane Studdock sagte diese Worte vor sich hin, Worte des Geistlichen bei ihrer Trauung vor einem halben Jahr. Sie war seit der Schulzeit bis zu ihrem Hochzeitstag nicht mehr in der Kirche gewesen, aber dieser Satz war ihr im Gedächtnis geblieben.
Sie sah durch die offene Tür in die winzige Küche, die sie eben verlassen hatte, und hörte die Uhr laut und nüchtern ticken. Mit ihrer Arbeit war sie fertig, das Frühstücksgeschirr war gespült, die Tücher hingen über dem Herd, der Boden war geputzt, auch die Betten waren gemacht und die Zimmer aufgeräumt. Der eine tägliche Einkauf war getan. Es war jetzt eine Minute vor elf. Bis nach sechs war nichts mehr zu tun, außer die Mahlzeit und den Tee für sich zu richten, es sei denn, Mark käme wirklich zum Abendessen nach Hause. Aber er würde sicher um die Teestunde anrufen, daß die Sitzung im College länger dauern werde als vorgesehen war, und er werde zum Essen dort bleiben. Vor Jane lagen die Stunden so leer wie ihre Wohnung. Die Sonne schien, und die Uhr tickte.
»Halt, Trost und Hilfe ...« wiederholte sie sich bitter. Die Ehe sollte die Tür in eine Welt von Arbeit, Kameradschaft, Lebensfreude und vielerlei Beschäftigung sein; aber sie hatte sich tatsächlich in eine Art Einzelhaft verwandelt. In den Jahren bis zu ihrer Verheiratung hatte sie Mark öfter zu Gesicht bekommen als in diesen sechs Monaten. Auch wenn er zu Hause saß, war er keineswegs gesprächig; er war entweder schläfrig oder mit seiner Arbeit beschäftigt. Als sie noch Freunde waren, auch später als Liebesleute, war ihnen das Leben zu kurz vorgekommen für all das, was sie sich zu sagen hatten. Und nun? Warum hatte er sie geheiratet? War er noch in sie verliebt? Dann mußte Verliebtheit für Männer etwas ganz anderes sein als für Frauen. Waren ihre endlosen Gespräche, die sie vor ihrer Verheiratung für den wahren Ausdruck der Liebe hielt, ihm nichts anderes gewesen als ein Vorspiel? Konnte das die nüchterne Wahrheit sein?
»Hier sitze ich«, sagte sie sich vorwurfsvoll »und vergeude wieder einen Tag mit Hirngespinsten. Ich muß endlich etwas tun!«
Darunter verstand sie ihre Doktorarbeit über den englischen Dich-

ter John Donne. Es war von jeher ihre Absicht gewesen, ihre Studien auch nach der Verheiratung fortzusetzen, einer der Gründe, weshalb sie keine Kinder haben wollten, wenigstens längere Zeit nicht. Jane plante, nicht allzu originell, in erster Linie Donnes »Rechtfertigung des Leibes« zu behandeln, und war überzeugt, ihre einstige Begeisterung für diesen Stoff werde wieder aufleben, sobald sie erst einmal alle Aufzeichnungen und Bücher hervorgeholt und sich ernsthaft an die Arbeit gemacht hätte. Ehe sie daran ging, und wohl um den Augenblick noch hinauszuzögern, blätterte sie in einer Zeitung auf dem Tisch und betrachtete ein Bild auf der letzten Seite.

Im gleichen Augenblick erinnerte sie sich ihres Traums. Aber nicht nur ihr Traum kam ihr wieder in den Sinn, auch die lange Zeit, nachdem sie aufgestanden war und die Morgendämmerung erwartet hatte. Sie hatte nicht gewagt, Licht zu machen, um Mark nicht aufzuwecken, er war dann immer unleidlich. Nun waren ihr aber seine regelmäßigen Atemzüge zuwider. Er war ein hervorragender Schläfer. Nur eins konnte ihn aufhalten, wenn er zu Bett ging – und auch das nicht allzulange.

Der Schreck dieses Traums wiederholte sich in der Erinnerung. Zuerst hatte sie ein Gesicht gesehn, ein fremdländisches, bärtiges, gelbliches Gesicht mit einer Hakennase. Das Gesicht war schrecklich, zumal in seinem Ausdruck selber Schrecken war. Der Mund war aufgerissen, die Augen hatten den starren Glanz, wie ihn Jane blitzartig in den Gesichtern der Männer gesehn hatte, wenn sie einen Schock bekamen. Dieses Gesicht schien aber schon stundenlang einen solchen Schock auszuhalten. Allmählich hatte sie mehr wahrgenommen: das Gesicht gehörte einem Mann, der in der Ecke eines kleinen viereckigen, geweißten Raumes hockte; er schien auf seinen Peiniger zu warten, in dessen Gewalt er war. Schließlich tat sich die Tür auf, und ein recht gut aussehender Mann mit einem grauen Spitzbart trat ein. Beide schienen einander gut zu kennen, sie setzten sich und begannen ein Gespräch.

In ihren Träumen waren die Gespräche ihrer Traumgestalten entweder verständlich oder gar nicht zu hören gewesen. In diesem Traum wurde die Unterhaltung französisch geführt, dadurch wirkte er so lebensecht, weil Jane französisch konnte, aber nicht sehr gut, und darum auch nicht alles zu verstehn vermochte, so wie im Leben.

Es schien, als ob der Besucher dem Gefangenen eine gute Nachricht brächte, denn er schaute hoffnungsvoll auf und sagte dann:
»Ach, sieh mal an, es geht also vorwärts!« Dann aber stockte er plötzlich und schien das Gegenteil zu begreifen. Der Besucher sprach weiter mit leiser Stimme auf ihn ein, er machte in seiner kühlen Art doch einen recht guten Eindruck, aber die Spiegelung in den Gläsern seines Kneifers verbarg seine Augen. Das und die nahezu unnatürliche Vollkommenheit seiner Zähne waren Jane in hohem Maße unangenehm. Dieser Widerwille verstärkte sich noch durch die wachsende Unruhe und Angst des Gefangenen. Sie konnte nur eben erraten, daß der Gefangene sein Todesurteil empfangen hatte. Von jetzt an verlor der Traum jede Realität und verwandelte sich in einen Alpdruck. Der Besucher rückte seinen Kneifer zurecht und packte, noch immer das eisige Lächeln auf den Lippen, den Kopf des Gefangenen. Jane hatte im letzten Sommer gesehn, wie man einem Taucher mit einem kurzen Ruck seinen Helm löste. Mit einem ebensolchen kurzen Ruck drehte der Mann den Kopf des Gefangenen ab und nahm ihn mit sich. Jetzt verwirrte sich alles. Noch blieb zwar der Kopf das Hauptstück des Traumes, aber es war plötzlich ein ganz anderer Kopf, ein Schädel mit rötlich-weißem Bartkranz, über und über mit Erde bedeckt. Es war der Kopf eines hochbetagten Mannes, den ein paar Leute in einer Art von Friedhof ausgruben, der Kopf eines alten Briten, eines druidenhaften, mit einem langen Mantel bekleideten Mannes aus sagenhafter Zeit. Anfangs fand es Jane gar nicht so schrecklich, da sie den Mann für tot hielt, aber dann sah sie plötzlich den Alten lebendig werden. »Vorsicht!« schrie sie im Traum auf, »er wird lebendig! Halt! Sie wecken ihn ja auf!« Die Leute unterbrachen aber nicht ihr Tun. Der alte Mann im Grabe richtete sich auf und begann in einer Sprache zu reden, dem Spanischen ähnlich. Und dieser Klang erschreckte Jane aus irgendeinem Grunde so sehr, daß sie aufwachte.
So war der Traum gewesen, nicht leichter und nicht schwerer als mancher andere Alptraum auch. Aber nicht die Erinnerung an diesen Alptraum setzte Jane jetzt so zu, daß das Wohnzimmer vor ihrem Blick verschwamm und sie sich niedersetzen mußte, um nicht umzufallen. Das Schwindelgefühl hatte einen andern Grund: Das Bild auf der letzten Seite der Zeitung stellte den Kopf aus ihrem Angsttraum dar, den Kopf, der ihr zuerst erschienen war, wenn es

überhaupt zwei Köpfe gewesen waren, der Kopf des Gefangenen. Mit Widerwillen griff sie nach der Zeitung. Die Schlagzeile hieß: *Alcasans Hinrichtung*. Und darunter stand: *Professor Blaubart besteigt die Guillotine.*
Sie erinnerte sich, den Fall flüchtig verfolgt zu haben. Alcasan war ein bekannter Strahlenforscher in einem Nachbarland und, wie es hieß, arabischer Herkunft. Durch den Giftmord an seiner Frau hatte er seine glänzende Laufbahn zerstört. Das also war der Keim ihres Traumes! Wahrscheinlich hatte sie vor dem Zubettgehn die Fotografie in der Zeitung gesehn. Der Mann hatte zweifellos ein äußerst abstoßendes Gesicht.
Aber nein! So konnte es nicht gewesen sein. Die Zeitung hier war ja das Morgenblatt von heute. Aber wahrscheinlich hatte sie schon früher einmal sein Bild gesehn und auch wieder vergessen, vermutlich vor Wochen, bei Beginn der Verhandlung. Töricht, sich darüber so aufzuregen!
Nun aber schleunigst zu Donne! Wo war sie nur stehn geblieben? Bei der Stelle am Schluß der »Alchimie der Liebe«:

Hoffe nicht auf Geist bei Frauen,
Bestenfalls auf Lust und Scherz!

»Hoffe nicht auf Geist bei Frauen...« Gab es wirklich Männer, die Geist bei Frauen suchen? Aber das sollte sie jetzt nicht kümmern. Ich muß wieder lernen, mich zu sammeln! sagte sie sich und überlegte noch: »Habe ich vielleicht doch früher ein Bild Alcasans gesehen? Angenommen...«
Fünf Minuten später schob sie ihre Bücher beiseite, ging zum Spiegel, setzte ihren Hut auf und verließ die Wohnung. Sie war sich nicht im klaren, wohin sie gehn sollte. Irgendwohin, nur fort aus dem Zimmer, fort aus der Wohnung, fort aus dem Haus.

ZWEI EHRENMÄNNER

UNTERDESSEN GING Mark, ganz andre Dinge im Kopf, zum Bracton College hinunter. Er sah nichts von der Morgenschönheit der schmalen Straße, die von seiner Wohnung auf den Sandhügeln der Vorstadt ins Zentrum von Edgestow und zum Universitäts-

viertel führte. Wenn ich auch ein Oxford-Mann bin und Cambridge liebe, meditierte er, so finde ich doch Edgestow schöner als beide. Es ist zu klein, als daß sich die Auto-, Wurst- oder Marmelade-Industrien in der Landstadt festsetzen könnten, und auch die Universität selbst ist klein. Außer Bracton und dem Frauen-College aus dem neunzehnten Jahrhundert gibt es nur das Northumberland- und das Duke-College, und Bracton nimmt keine Studenten auf, die nicht B. A. sind. Bracton war um 1300 gegründet worden, für Wissenschafter, deren Aufgabe es war, für die Seele Bractons zu beten und das englische Recht zu studieren. Die Zahl der Studenten war auf vierzig begrenzt, aber nur sechs waren Juristen, und von ihnen betete vermutlich kein einziger für die Seele Bractons.
Mark Studdock war Soziologe und war vor fünf Jahren nach Bracton berufen worden. In seinem Fach war er allmählich zuhause. Hätte er je an seiner Eignung gezweifelt – er tat es nicht – so wäre dieser Zweifel jetzt zerstreut worden. Er traf Curry, den Vizerektor von Bracton, bei der Post. Und er sah, wie selbstverständlich Curry es fand, mit ihm zusammen zum College zu gehn und die Tagesordnung der anberaumten Sitzung zu besprechen.
»Es wird heute höllisch spät werden«, meinte er, »und wir werden bis nach dem Essen bleiben müssen. Alle Hemmklötze werden ihr möglichstes tun, um Zeit zu verschwenden. Zum Glück können sie nichts Schlimmeres anstellen.«
Dem Ton von Marks Antwort merkte man kaum an, wie ungemein wohl ihm Currys Gebrauch des Wörtchens »Wir« getan hatte. Wenn er sich bis jetzt noch als Außenseiter gefühlt hatte, nun gehörte er zu ihnen, »Curry und seine Leute« waren für ihn nun »Wir«.
»Sie meinen, „Das fortschrittliche Element“ wird sich durchsetzen?«
»Zweifellos!« versetzte Curry. »Fürs erste haben wir den Rektor, den Quästor, sowie alle Chemiker und Biochemiker für uns. Die andern habe ich bearbeitet, ich bin ihrer sicher. Und noch etwas: Ich sagte Ihnen noch nicht, daß Dick da sein wird. Er kam gestern noch zum Abendessen und machte sich sogleich an die Arbeit.«
Studdock zergrübelte sich den Kopf, wie er verheimlichen konnte, daß er nicht wußte, wer Dick war. Zur rechten Zeit fiel ihm ein gänzlich unbedeutender Kollege namens Richard ein.
»Telford?« tat er erstaunt, wußte aber nur zu gut, Telford konnte nicht Dick sein, und stellte deshalb die Frage in leicht spöttischem Ton.

»Du lieber Himmel! Telford!« erwiderte Curry und lachte. »Ich meine doch Lord Feverstone, den früheren Dick Divine.«
Studdock stimmte in das Lachen mit ein.
»Ich freue mich, daß Feverstone kommt!« sagte er. »Sie müssen wissen, ich bin ihm nie begegnet.«
»Oh, Sie müssen ihn kennenlernen, kommen Sie doch heute zum Abendessen. Ich habe auch ihn eingeladen.«
»Sehr gern«, sagte Studdock aufrichtig. »Übrigens dürfte Feverstones Stellung ja unerschütterlich sein.«
»Wie meinen Sie das?« fragte Curry.
»Nun – man fragte sich, ob einer, der so häufig abwesend ist, sein Lehramt hier weiter ausüben könnte.«
»Ach, Sie meinen Glosopp und seinen Kreis. Die haben nichts zu sagen. Was die zusammenreden, hielten Sie das nicht immer für Unsinn?«
»Unter uns: ja. Aber ich gestehe, es fiel mir nicht leicht, öffentlich zu erklären, warum einer, der sich beständig in London aufhält, weiterhin ein Lehramt in Bracton innehaben kann. Die wirklichen Gründe dafür sind – mit einem Ausdruck Watsons – undurchsichtig.«
»Ich bin nicht Ihrer Meinung, ich hätte nichts dagegen, die wirklichen Gründe öffentlich darzulegen. Ist es denn für unsere Hochschule nicht wichtig, einflußreiche Verbindungen zur Außenwelt zu unterhalten? Nicht unmöglich, daß Dick im kommenden Kabinett einen Ministerposten hat. Aber auch ohnedem war Dick in London für die Hochschule verdammt nützlicher als die ihr Leben lang hier herumlungernden Glosopp und Genossen.«
»Selbstverständlich! Darauf kommt es an. Aber es wäre immerhin schwierig, es der Hochschulversammlung in dieser Art klar zu machen.«
»Von Dick müssen Sie etwas wissen«, bemerkte Curry in weniger vertraulichem Ton.
»Und was?«
»Er hat Ihnen Ihren Lehrstuhl zugeschanzt.«
Mark schwieg. Ungern ließ er sich daran erinnern, daß er weder »Fortschrittliches Element«, noch Mitglied der Anstalt gewesen war.
»Ja«, sagte Curry, »Denniston war Ihr schärfster Mitbewerber. Unter uns, vielen Leuten gefielen seine Prüfungsarbeiten besser als die

Ihren. Dick war es, der die ganze Zeit behauptete, Sie seien für uns der richtige Mann. Er suchte Duck auf und erkundigte sich über Sie. Er steht auf dem Standpunkt, wir sollten nur darauf achten, welche Art Menschen wir brauchen. Alle Prüfungsarbeiten und Bewertungen solle der Kuckuck holen! Ich muß sagen, er hat recht.«
»Sehr liebenswürdig!« versetzte Studdock mit einer kleinen witzigen Verbeugung. Die Wendung des Gesprächs hatte ihn etwas überrascht: in Bracton war es bisher nicht üblich, einen Kollegen über die Umstände seiner Berufung aufzuklären. Bisher glaubte er selbstverständlich, daß ihm seine hervorragenden Arbeiten den Posten eingetragen hatten. Nun fand er sich in der sonderbaren Lage eines Mannes, der eines Tages entdeckt, sein Vater hätte seinerzeit beinahe eine andre Frau geheiratet.
»Ja«, begann Curry, bereits mit einem andern Gedankengang beschäftigt, »jetzt merkt man, Denniston hätte sich nie für den Lehrstuhl geeignet. Damals war er ja noch ein recht begabter Bursche, inzwischen scheint er auf das falsche Geleise gekommen zu sein mit seiner „austeilenden Gerechtigkeit" und ähnlichem Zeug. Man deutete mir an, er werde vermutlich noch in einem Kloster enden.«
»Dennoch ist er kein Narr«, sagte Studdock.
»Es freut mich, daß Sie Dick persönlich kennen lernen werden«, bemerkte Curry. »Später möchte ich mit Ihnen etwas besprechen, was mit ihm zu tun hat. Jetzt ist dazu keine Zeit mehr.«
Studdock blickte ihn fragend an.
»James, ich und noch einige andere meinen«, gestand Curry mit gedämpfter Stimme«, er sollte der neue Rektor werden. – Aber da sind wir schon.«
»Noch nicht zwölf«, wandte Studdock ein. »Wie wär's mit einem Whisky im „Bristol"?«
Und einträchtig begaben sie sich zum »Bristol«. Ohne diese kleinen Höflichkeiten wäre es nicht leicht gewesen, das »Fortschrittliche Element« zusammen zu halten. Diese Ausgaben belasteten Studdock zwar mehr als Curry, denn der war ledig und bezog das Gehalt eines Vizedirektors. Aber das »Bristol« war ein recht gemütlicher Platz. Studdock bestellte für seinen Gast einen doppelten Whisky, für sich ein Glas Bier.

ALS ICH DAS erstemal nach Bracton eingeladen worden war, bat ich meinen Gastgeber, mich für eine Stunde allein in den Wald gehn zu lassen. Er entschuldigte sich, daß er mich dort einschließen mußte.

Der Bragdon-Wald war nur wenigen zugänglich. Eine hohe Mauer umgab ihn, ein Tor, von Inigo Jones erbaut, war der einzige Einlaß. Der Wald war an die vierhundert Meter breit und erstreckte sich anderthalb Kilometer von Ost nach West. Kam man von der Straße her durch die mittelalterlichen und die neueren Baulichkeiten des Colleges, so glaubte man Schritt für Schritt in das Innerste eines Heiligtums einzudringen. Vermutlich entstand diese eigenartige Stimmung durch die Einfriedung des Waldes, denn etwas Umschlossenes verliert den Charakter des Gewöhnlichen. Als ich die stillen Rasenflächen überquerte, war mir, als würde ich empfangen. Die Bäume standen weit auseinander, in ihrer Tiefe klaffte keine einzige Lücke im Laub und Gezweig. Doch wo man auch immer stand, schien sich eine Lichtung zu weiten. Umringt von Schattenwänden, erging ich mich im hellen Sonnenglanz. Ich war mutterseelenallein. Nur die weidenden Schafe, die das Gras kurz hielten, hoben hin und wieder ihre langen, dummen Gesichter und beäugten mich. Ich hatte eher das Gefühl, allein in der großen Halle eines verlassenen Hauses zu sein statt in der vertrauten Abgeschiedenheit der Natur. Ich erinnere mich noch, daß ich dachte: Das ist ein Ort, wie man ihn als Kind entweder gefürchtet oder geliebt hätte. Wenn der Mensch allein ist, ganz allein, dann wird er zum Kind – oder zum Niemand. Jugend und Alter berühren nur die Oberfläche unseres Seins.

Ein halber Kilometer ist ein kurzer Spaziergang, doch bis zur Mitte des Waldes kam er mir lang vor. Nun war ich da, und hier lag, was ich vor allem sehn wollte: die Quelle. Stufen führten zu ihr hinab. Die Reste eines alten, ausgetretenen Steinpflasters umgaben sie. Ich betrat sie nicht, sondern legte mich ins Gras und berührte die Steine mit den Fingerspitzen. Hier an diesem Ort pulste das Herz von Bracton, vielmehr des Bragdon-Waldes. Hier lag der Keimgrund aller Legenden, und hierauf beruhte die ganze Existenz des Colleges. Die Archäologen stimmten darin überein, das Gemäuer als eine

späte britisch-römische Arbeit aus der Zeit des angelsächsischen Einfalls um 499 anzusehn. Was für ein Zusammenhang bestand zwischen dem Bragdon-Wald und Bracton, dem Rechtsgelehrten, dem das College gewidmet ist, blieb ungeklärt. Ich bilde mir ein, die Familie habe mit dem zufälligen Gleichklang der Namen den Eindruck erwecken wollen, als bestehe wirklich irgend eine Beziehung. Selbst wenn die Geschichten, die man sich erzählte, nur zur Hälfte der Wahrheit entsprachen, war der Wald älter als die Familie Bracton. Kaum jemand in der Welt wird dem Werk »Balachton« des Mönchs Strabo viel Bedeutung beimessen, wenn auch diese Schrift ein Collegerektor des sechzehnten Jahrhunderts zu der Äußerung bewogen hatte: »In den ältesten Urkunden über Britannien fehlt niemals das Wort Bragdon.« Bedeutungsvoller klingt ein Lied aus dem vierzehnten Jahrhundert herüber:

In Bragdon, als der Abend fiel,
Erlauscht' ich Merlins Saitenspiel
Und hörte Singens und Sagens viel.

Dies beweist zur Genüge, daß die Quelle mit dem britisch-römischen Pflaster »Merlins Brunnen« war, wenn auch die Bezeichnung erst zur Zeit der Königin Elisabeth erwähnt wird, in jenen Tagen, da der gute Rektor Shovel den Wald mit einer Mauer einfrieden ließ: »jeder profane und heidnische Aberglaube solle verscheucht und das Volk abgebracht werden von Maienspiel, Reihentanz, Mummenschanz und der Bereitung des Morgan-Brotes, wie es einstmals bei der Quelle, aus eitel Wahnwitz „Merlins Brunnen" genannt, Brauch war, verächtlicher Misch-Masch von Papismus, Liederlichkeit, Hoffart und Narretei.« Das College ließ sich durch dieses Verbot nicht hindern, dem Ort seine besondere Liebe zu schenken. Der alte Doktor Shovel, nahezu hundertjährig gestorben, war kaum begraben, als schon einer der Hauptleute Cromwells, der es für seine Aufgabe hielt, »Haine und heilige Orte« zu zerstören, einige Soldaten mit dem Befehl ausschickte, die Landbevölkerung mit Gewalt zu seinem frommen Puritanerwerk zu bekehren. Er hatte jedoch keinen Erfolg. Im Innern des Waldes kam es zwischen den Soldaten und den College-Insassen zu einem Handgemenge, wobei der berühmte und gottesfürchtige Gelehrte Richard Crowe durch eine Flintenkugel auf den Stufen zur Quelle niedergestreckt wurde.

Nur ein tollübertreibender Mann könnte Crowe des Papismus' oder der Hochnäsigkeit bezichtigen. Dennoch waren der Überlieferung nach seine letzten Worte: »Bei Gott, ihr Männer, wenn Merlin, der Sohn des Teufels, als königstreu gilt, wie nur je ein Mann: ist es dann nicht Schmach und Schande, daß man euch, die ihr bloß Hurensöhne seid, Rebellen und Königsmörder heißt?«
Und wie sich auch die Zeiten änderten: immer schöpfte jeder Rektor von Bracton am Tag seiner Wahl einen feierlichen Trunk aus »Merlins Brunnen« mit dem großen Becher, durch Alter und Schönheit Bractons größte Kostbarkeit.
An alle diese Geschehnisse und Dinge dachte ich, als ich bei »Merlins Brunnen« ruhte. Sicherlich stammte er aus der Zeit Merlins, falls es überhaupt einen wirklichen Merlin gegeben hat. Ich lag, wo Sir Kenelm Digby eine ganze Sommernacht lang gelegen und eine geheimnisvolle Erscheinung erschaut, wo Collins, der Dichter, einst geruht, wo Georg III. Tränen vergossen und der vielgeliebte Nathaniel Fox sein berühmtes Gedicht geschrieben hatte, drei Wochen vor seinem gewaltsamen Tod in Frankreich. So still war die Luft ringsum und so dicht das Laubdach über mir, daß ich in einen gelinden Schlaf versank. Geweckt wurde ich erst wieder von der Stimme meines Freundes, einer Stimme aus der Ferne.

DER FEINGESPONNENE PLAN

DER AM MEISTEN umstrittene Punkt bei der Beratung im College war der Verkauf des Bragdon-Waldes. Der Käufer war das »National Institute of Co-ordinated Experiments«. Dieses Institut suchte ein Grundstück zu erwerben, das seiner würdig war. Es war die erste Frucht der Verbindung von Staat und Forschungs-Institut, auf die so viele besorgte Menschen ihre Hoffnungen auf eine bessere Welt setzten. Das Institut sollte frei sein von allen lästigen staatlichen Eingriffen – Bürokratismus war der von den Anhängern gebrauchte Ausdruck –, wie sie bisher die Forschung bei uns zulande behindert haben. Auch sollte ihr kein Zwang zur Sparsamkeit auferlegt werden: eine Nation, so wurde gefolgert, die täglich so und so viele Millionen für den Krieg ausgibt, kann auch für nutzbringende Forschung in Friedenszeiten monatlich ein paar Millionen aufbringen.

Das geplante Gebäude würde sogar das Stadtbild New Yorks beachtlich bereichert haben. Der Stab der Mitarbeiter sollte außergewöhnlich groß sein, die Gehälter fürstlich. Beharrlicher Nachdruck und ausgedehnte diplomatische Verhandlungen durch den Senat von Edgestow hatten das neue Institut weggelockt von Oxford, Cambridge und London. Der Reihe nach hatte es alle diese Städte als mögliche Arbeitsplätze für seine Laboratorien erwogen. Zuweilen war »Das fortschrittliche Element« in Edgestow beinah in Verzweiflung geraten. Nun aber war der Erfolg so gut wie sicher. Würde das Institut das benötigte Gelände erhalten, so käme es nach Edgestow. War das Institut einmal in Edgestow, dann – so empfand jeder – wäre endlich etwas Großartiges geschaffen. Curry hatte sogar Zweifel geäußert, ob sich Oxford und Cambridge als die größten Universitäten überhaupt halten könnten.
»Das fortschrittliche Element« fädelte seine Sache wirklich sehr pfiffig ein. Die meisten Lehrkräfte wußten beim Eintritt in den Versammlungsraum nicht, daß der Wald verkauft werden sollte. Selbstverständlich sahn sie aus der Tagesordnung, daß Punkt 15 lautete: »Verkauf von Anstaltsgebiet«. Aber dieser Plan tauchte fast in jeder Sitzung auf und machte ihnen keine Sorge mehr.
Zuerst kam eine Anzahl anderer Fragen an die Reihe, ein Langes und Breites über die Erhaltung alter Denkmäler und dem Bau einer Schutzmauer um den Brunnen, Vorschläge, Beschwerden, Zuschriften Außenstehender. Curry verlas sie in einer Weise, daß die Hörer schon gleich gegen die Verfasser eingestellt wurden. Fast alle Anwesenden wünschten der Außenwelt deutlich zu machen: der Bragdon-Wald sei Privatbesitz der Anstalt, die Leute sollten sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Curry wurde beauftragt, die Briefe mit einer knappen Absage zu beantworten. Als alle Fragen geklärt und auch der Zustand der Waldmauer durchgesprochen war, konnten die Teilnehmer um dreiviertelzwei zum Mittagessen gehn, hungrig, mit Kopfweh und süchtig nach Tabak. Jedem schien es so gut wie sicher, daß die neue Mauer eine Erhöhung ihrer Gehälter nicht gestatten werde.
»Dieser verwünschte Wald«, sagte der eine, »war uns den ganzen Vormittag im Weg« – »Und wir sind noch nicht fertig mit ihm«, versetzte der andere.
In solcher Gemütsverfassung kehrten die Mitglieder nach dem Es-

sen in den Saal zurück, um die Finanzfragen zu beraten. Busby, der Quästor, war natürlich der Hauptsprecher. An diesem sonnigen Nachmittag war es im Saal sehr schwül. Der glatte Fluß der Rede des Quästors, das Aufblitzen seines strichgeraden, weißen Gebisses über dem Bart – er hatte auffallend schöne Zähne – übten eine Art bannende Wirkung aus. Den Professoren wird es nicht immer leicht, sich in Geldsachen auszukennen. Sonst wären sie auch nicht Hochschullehrer geworden. Sie merkten: Die Lage war bedenklich, in der Tat sehr bedenklich.

Busbys Rede war ausgezeichnet, jeder Satz ein Muster an Klarheit. Wenn seine Zuhörer den Kern seiner Darlegungen weniger klar fanden als die Einzelheiten, mochte das an ihnen liegen.

Einige der vorgeschlagenen geringen Sparmaßnahmen und Neuanlagen von Geld wurden einhellig gutgeheißen und die Sitzung in aller Ruhe bis nach dem Tee aufgehoben.

Studdock rief Jane an, er werde zum Abendessen nicht heimkommen.

Erst um sechs Uhr einigten sich die auseinanderstrebenden Meinungen bei der Frage: Verkauf des Bragdon-Waldes. Aber sie lautete keinesfalls: »Der Verkauf des Bragdon-Waldes«; der Quästor sprach vielmehr: »Vom Verkauf des rotbezeichneten Gebietes auf dem Plan, den ich jetzt mit Erlaubnis des Rektors um den Tisch gehn lasse«. Aber er wies doch offen darauf hin, daß der Verkauf den Verlust eines Waldteils bedeute. Der Anstalt würde jedoch ein ungefähr fünfhundert Meter breiter Streifen des südlichen Waldstücks verbleiben. Doch die Anwesenden, den Plan vor den Augen, ließen sich nicht täuschen. Es war ein skizzenhafter Entwurf, ziemlich unbestimmt, und gab nur einen allgemeinen Überblick. Während der Quästor die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, ließ er durchblicken: leider – oder vielleicht zum Glück – befindet sich der Brunnen auf dem vom Institut benötigten Gelände. Selbstverständlich würde der Anstalt, das Recht, zum Brunnen zu gehn, nicht geschmälert und Quell und Pflaster so gut erhalten werden, daß sämtliche Archäologen der Welt zufrieden sein dürften. Busby vermied, einen Rat zu geben. Er nannte nur die erstaunlich hohe Summe, die vom Institut angeboten war. Daraufhin kam Leben in die Versammlung. Die Vorteile, die durch den Verkauf zu erzielen waren, konnten nicht übersehn werden. Dann könnte man die Mauer

errichten, könnte den Denkmalschutz erneuern, könnte die Geldklemme beseitigen, könnte auch die Klärung der Gehaltserhöhung betreiben. Der Quästor ließ weiterhin durchblicken, das Institut hielte nur diesen Teil für das einzig mögliche Gelände in Edgestow. Sollte die Anstalt aus irgend einem Grund nicht verkaufen, würde der ganze Plan scheitern und das Institut voraussichtlich nach Cambridge gehn.

Ein paar dickköpfige Rückständler, für die der Wald eine Lebensnotwendigkeit war, konnten kaum fassen, was eigentlich vorging. Als sie endlich zu Wort kamen, brachten sie in das Gesumme fröhlichen Meinungsaustausches einen Mißton. Aber sie wurden in eine Stellung gedrängt, als fordere ihre Partei, daß der Bragdon-Wald hinter Stacheldraht käme. Als sich dann endlich der alte Jewel, ein blinder, zitternder, gebrechlicher Greis erhob, war seine Stimme kaum vernehmbar. Nur die neben ihm saßen, konnten verstehn, was er sagte. In diesem Augenblick sprang Lord Feverstone auf, kreuzte die Arme über der Brust und rief, den alten Mann starr anblickend, sehr laut und deutlich: »Wenn Kanonikus Jewel uns mit seinen Ansichten zu verschonen wünscht, wird er, so meine ich, diesen Zweck am besten durch Stillschweigen erreichen!«

Jewel war schon vor dem Ersten Weltkrieg ein alter Mann gewesen, in jenen Tagen, als die alten Leute noch mit Güte behandelt wurden. Es war ihm nicht gelungen, sich an die neue Zeit zu gewöhnen. Mit verstörten Augen blickte er in Feverstones Richtung. Einen Augenblick lang stand er mit vorgeneigtem Kopf – die Leute meinten, er werde erwidern. Plötzlich aber breitete er mit einer Gebärde der Hilflosigkeit die Hände aus, wich zurück und sank mühsam auf seinen Platz.

Der Antrag wurde genehmigt.

JANES HUT UND MERLINS MANTEL

NACHDEM JANE an diesem Morgen die Wohnung verlassen hatte, ging auch sie nach Edgestow und kaufte einen Hut. Früher hatte sie geringschätzig von jener Sorte Frauen gesprochen, die sich zum Trost und als Anreiz Hüte kauften so wie Männer Whisky trinken. Heute hatte sie das gleiche Bedürfnis.

An ihrer Kleidung liebte sie einen ziemlich strengen Schnitt und nur Farben, wie sie einem ernsthaften Geschmack zusagen, Kleider einer gebildeten Erwachsenen und nicht jener Frauen von den Schokoladeplakaten. Sie hatte auch kein besonderes Verhältnis zu Kleidern und war ein bißchen gekränkt, als sie beim Verlassen des Hutladens von Frau Dimble auf der Straße mit den Worten begrüßt wurde: »Hallo, meine Liebe, Sie haben sich ein Hütchen gekauft? Kommen Sie zu uns zum Mittagessen und lassen Sie es ansehn! Cecils Wagen steht gerade um die Ecke.«
Cecil Dimble, Professor am Northumberland-College, war Janes Lehrer in ihren letzten Studienjahren gewesen und seine Frau, Mutter Dimble genannt, war für alle Mädchen der Klasse eine Art Allerweltstante. Frau Dimble hatte Jane besonders gern gemocht mit der heitern und natürlichen Zuneigung kinderloser Frauen für junge, hübsche, nicht alltägliche Mädchen. Im letzten Jahr hatte allerdings Jane die Dimbles etwas vernachlässigt und fühlte sich deshalb bedrückt.
Die Einladung zum Essen nahm sie an.
Der Wagen fuhr über die Brücke zum nördlichen Stadtteil von Bracton, steuerte südwärts am Ufer des Wynd entlang, an Landhäusern vorüber, östlich zur normannischen Kirche und durch die schnurgerade Straße mit den Pappeln auf der einen und der Mauer des Bragdon-Waldes auf der andern Seite bis vor Dimbles Haustür.
»Wie schön ist es hier!« rief Jane aufrichtig, als sie aus dem Wagen gestiegen war und Dimbles berühmten Garten sah.
»Sehn Sie sich den Garten nur noch einmal genau an!« sagte Dimble.
»Wie meinen Sie das?«
»Hast du ihr noch nichts erzählt?« wandte sich Dimble an seine Frau.
»Ich konnte mich noch nicht dazu aufraffen«, versetzte sie. »Übrigens, mein Armer, ihr Mann ist einer von den Bösewichtern. Sie wird wissen, was ich meine.«
»Keine Ahnung!« erwiderte Jane.
»Ihr eigenes College, meine Liebe, bereitet uns Sorge. Man setzt uns vor die Tür, erneuert den Mietvertrag nicht.«
»Ach, Frau Dimble! Und ich wußte nicht einmal, daß Ihr Haus Eigentum von Bracton ist.«
»Da siehst du!« sagte Frau Dimble zu ihrem Mann. »Die eine Hälfte

der Welt weiß nicht, wie die andere lebt. Und ich bildete mir ein, Sie würden Ihren ganzen Einfluß aufbieten, um Studdock zu bewegen, daß er uns hilft. Während in Wirklichkeit...«
»Mark spricht nie mit mir über Angelegenheiten des College.«
»Gute Ehemänner tun es niemals«, versetzte Dimble. »Höchstens reden sie über die der andern. Margaret weiß deshalb alles über Bracton und nichts über Northumberland. – Kommt denn niemand zu Tisch?«
Dimble glaubte, Bracton werde den Wald samt dem ganzen Gebiet auf der einen Seite des Flusses verkaufen. Jetzt erschien ihm die Gegend nur noch lieblicher als vor fünfundzwanzig Jahren bei seinem Einzug. Doch das bekümmerte ihn viel zu sehr, als daß er in Gegenwart der Frau eines Bracton-Mannes darüber geredet hätte.
»Du mußt mit dem Essen warten, bis ich Janes neuen Hut bewundert habe«, sagte Mutter Dimble und ging mit Jane die Stiege hinauf. Oben wurde ein kleines, im altmodischen Sinn echt weibliches Gespräch geführt. Obwohl sich Jane dabei etwas überlegen fühlte, war es ihr doch recht angenehm. Irrte auch Frau Dimble in Geschmacksfragen fast immer, diesmal ließ sich nicht bestreiten, daß die kleine, von ihr vorgeschlagene Änderung angebracht war.
Als Jane den Hut weglegte, fragte Mutter Dimble plötzlich:
»Es ist doch nichts Unangenehmes passiert?«
»Warum? Was sollte passiert sein?«
»Sie sehn so verändert aus.«
»Oh, bei mir ist alles in Ordnung!«
Und insgeheim dachte sie: Mama Dimble platzt vor Neugierde, ob ich ein Baby erwarte. Solche Frauen sind immer so.
»Haben Sie eine Abneigung gegen Küsse?« fragte Frau Dimble unvermittelt.
Habe ich eine Abneigung gegen Küsse? fragte sich Jane. Das habe ich mich wirklich noch nicht gefragt. Mag ich Küsse nicht? – »Hoffe nicht auf Geist bei Frauen...« Sie wollte erwidern: Natürlich nicht! brach aber plötzlich zu ihrem großen Ärger in Tränen aus.
Und da wurde Frau Dimble zu einem erwachsenen Menschen, wie man ihn als ganz kleines Kind sieht, zu einem jener großen warmen und weichen Wesen, zu denen man mit aufgeschlagenen Knien oder einem zerbrochenen Spielzeug läuft. Wenn es Jane auch sonst widerstand, getätschelt und geliebkost zu werden: in diesem Augen-

blick fühlte sie sich in jene Zeiten zurückversetzt, in denen Angst und Kummer nachgiebig machten und Nachgiebigkeit Trost spendete. Ehe sie die Stiege hinunter gingen, hatte sie Frau Dimble erzählt, daß sie kein Baby erwarte, nur zuviel allein und von einem bösen Traum bedrückt sei.

Beim Essen sprach Dimble von der Artussage: »Ist es nicht wunderbar, wie alles zusammenhängt, sogar in der späten Bearbeitung wie der von Malory? Ist Ihnen aufgefallen, daß sie zwei Gruppen von Charakteren enthält? In ihrer Mitte Ginevra, Lancelot und all die andern? Sehr höfisch alle, doch nicht besonders britisch. Im Hintergrund, sozusagen auf der andern Seite von Artus, stehn die dunkeln Gestalten wie Morgan und Morgawse, zwar echt britisch eingefärbt, im allgemeinen aber mehr oder weniger feindlich gesinnt, obwohl Königsverwandte. Mit Zauberei im Bund! Erinnern Sie sich an die wunderschöne Verszeile von Königin Morgan:

Sie steckte mit Hilfe der Zauberfrauen
Die ganze Gegend in Brand?

Auch Merlin ist selbstverständlich Brite, doch nicht feindselig. Hat man damit nicht das ganze Bild Britanniens am Vorabend der Eroberung?«

»Wie ist das zu verstehn, Doktor?«

»War damals nicht ein Teil der Gesellschaft römisch? Sie trugen die Toga und sprachen ein keltisches Latein. Für unsere Ohren hätte es wie Spanisch geklungen. Außerdem waren sie echte Christen! Tiefer im Land jedoch, in abseitigen Gegenden, lagen, durch Wälder getrennt, kleine Königshöfe. Auf ihnen saßen wirkliche britische Könige, sie sprachen eine dem Welsch ähnliche Sprache und waren bis zu einem gewissen Grad Anhänger des Druidenglaubens.«

»Und wohin gehört Artus?« fragte Jane, wobei sie sich zusammennahm, weil sie bei den Worten »wie Spanisch« erschrocken war.

»Darauf kommt es an!« erwiderte Dimble. »Man kann sich einen Mann alt-britischer Abstammung denken. Er ist Christ und zugleich ein in römischer Kriegstechnik vollkommen ausgebildeter Heerführer. Sein Plan ist, diese ganze Gesellschaft unter einen Hut zu bringen, und er hat auch beinah Erfolg. Die eigene britische Sippe ist auf ihn eifersüchtig. Der römisch gefärbte Teil, die Lancelots und Lionels, sieht auf die Briten herab: darum wird Kay

auch immer als Bauer geschildert. Er gehört zu den Eingeborenen. Und dann spielt noch diese Unterströmung mit: die Magie des Druidentums.«

»Und wo steht Merlin?«

»Ja... er ist die anziehendste Gestalt! Ist das ganze Vorhaben mißglückt, weil er so früh starb? Ist Ihnen jemals seine sonderbare Erscheinung bewußt geworden? Nicht böse, jedoch ein Zauberer. Offensichtlich ein Druide. Dennoch weiß er alles über den Gral. Und er wird der „Sohn des Teufels" genannt.«

»Das scheint mir ziemlich verworren zu sein.«

»Ich frage mich oft«, gestand Dimble, »ob Merlin nicht das Überbleibsel einer völlig vergessenen Menschenart ist. Sie starb aus, als die einzigen, mit dem Übernatürlichen verbundenen Menschen entweder schwarz oder weiß, Zauberer oder Priester wurden.«

»Grausiger Einfall!« meinte Frau Dimble, die bemerkt hatte, daß Jane zerstreut dreinsah. »Übrigens lebte Merlin vor langer Zeit, wenn überhaupt, und liegt tot und begraben, wie jeder weiß, unterm Bragdon-Wald.«

»Begraben, aber, der Legende nach, nicht tot!« verbesserte Dimble.

»Ach!« rief Jane unwillkürlich aus.

Dimble dachte laut weiter: »Wissen möchte ich, was sie finden werden, wenn sie an dieser Stelle den Baugrund für ihr Institut ausschachten.«

»Zuerst Wasser, dann Schlamm!« entgegnete seine Frau. »Deshalb kann man da auch nichts Rechtes bauen.«

»Das meinst du«, erwiderte ihr Mann. »Und wenn es so wäre – warum wollen sie denn überhaupt herkommen? Einem kleinen Londoner Stadtkind wie Jules sieht es nicht gleich, davon zu schwärmen, der Mantel Merlins werde sich auf ihn niedersenken.«

»Was nicht gar! Der Mantel Merlins!« rief seine Frau.

»Ein verrückter Einfall!« versetzte der Doktor. »Sicherlich würden manche von Jules' Sippschaft den Mantel gern finden. Ob sie aber auch die Leute danach wären, ihn zu tragen, ist eine andere Frage. Es wäre ihnen, meine ich, nicht sehr lieb, wenn der alte Mann lebendig würde.«

»Sie wird ohnmächtig!« rief Frau Dimble und sprang auf.

»Hallo, was ist denn?« sagte der Doktor mit einem verdutzten Blick auf Jane. »Ist es im Zimmer zu heiß?«

»Wie albern von mir!« erwiderte Jane.
»Gehn wir ins Wohnzimmer«, meinte Dimble. »Kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm!«
Als Jane später im Wohnzimmer am Fenster saß, versuchte sie, ihr absonderliches Verhalten zu entschuldigen: sie erzählte von ihrem Traum.
»Sicherlich habe ich mich furchtbar gehn lassen«, sagte sie. »Nun können Sie beide meinen Seelenzustand zergliedern.«
Auf Dimbles Gesicht malte sich der Schrecken über Janes Traum.
»Merkwürdige Sache... außerordentlich merkwürdig!« murmelte er. »*Zwei* Köpfe! Und der eine der von Alcasan. Sollten wir auf einer falschen Spur sein?«
»Laß das doch!« mahnte seine Frau.
»Soll ich mich psycho-analytisch behandeln lassen?« fragte Jane.
»Psycho-analytisch behandeln?« wiederholte Dimble und schaute sie an, als hätte er nicht recht begriffen. »Nun versteh ich erst, was Sie meinen. Ob Sie zu Brizeacre gehn sollen oder zu einem andern dieser Sorte?«
Jane begriff, daß ihn ihre Frage in einem ganz andern Gedankengang unterbrochen hatte. Sie war verstimmt, weil er ihrem Gesundheitszustand keine Bedeutung beimaß. Welche Überlegung aber ihre Traumerzählung in ihm hervorgerufen hatte, das konnte sie nicht im entferntesten ahnen.
Er blickte zum Fenster hinaus.
»Gerade jetzt läutet mein dümmster Schüler an der Haustür!« sagte er seufzend. »Ich muß in mein Arbeitszimmer, um mir einen Aufsatz über Swift anzuhören: „Swift wurde geboren...“«
Er stand auf und legte seine Hand einen Augenblick auf Janes Schulter.
»Verstehn Sie!« sagte er. »Ich werde Ihnen keinen Rat geben. Sollten Sie aber beabsichtigen, irgend jemand über Ihren Traum zu befragen, würde ich Ihnen dennoch raten, nur zu einem zu gehn, den Margaret oder ich Ihnen empfehle.«
»Sie haben kein Vertrauen zu Brizeacre?«
»Ich kann das nicht erklären, im Augenblick nicht«, erwiderte Dimble. »Die Sache ist schwierig. Beunruhigen Sie sich nicht! Bevor Sie aber gehn, sagen Sie es uns. Auf Wiedersehn!«
Kaum war er hinaus, kamen andere Besucher, so daß Jane keine

Gelegenheit mehr hatte, mit Frau Dimble unter vier Augen zu sprechen. Eine halbe Stunde später verließ sie das Haus und ging heim. Sie wählte nicht die Straße mit den Pappeln, sondern den Fußweg über die Gemeindewiesen. Zu ihrer Linken zeichneten sich die Türme und Zacken von Edgestow in den Himmel, zu ihrer Rechten am Horizont die alte Windmühle.

MITTAGESSEN DER SPIESSGESELLEN

»DAS WAR EIN Streich!« sagte Curry zum Ergebnis der College-Sitzung. Er stand vor dem Kamin seines prächtig eingerichteten Zimmers, von dessen Fenstern man die Stadt sehn konnte. Er hatte die schönste Wohnung im ganzen College.
»Etwas Neues von Herrn „Non Olet“?« fragte Busby. Er saß mit Lord Feverstone und Mark bei einem Glas Sherry, den ihnen Curry vor dem Mittagessen vorgesetzt hatte.
»Non Olet« war der Bractoner Rektor Place. Schon vor fünfzehn Jahren war er vom »Fortschrittlichen Element« in die Hochschule geholt worden. Seine Gegner, die dickschädeligen Rückständler, hatten ihm den Spitznamen »Non Olet« angehängt: er war der Verfasser eines umfangreichen Berichts über »Nationales Sanitätswesen«.
»Der Kuckuck soll ihn holen!« erwiderte Curry. »Er will mich sobald als möglich nach dem Essen in einer wichtigen Sache sprechen.«
»Wahrscheinlich haben ihn Jewel und Genossen bearbeitet«, wandte der Quästor ein. »Sie werden versuchen, die ganze Sache rückgängig zu machen.«
»Das kümmert mich verwünscht wenig«, murrte Curry. »Wie kann man einen Beschluß rückgängig machen! Es ist nicht der Rede wert, aber es verdirbt unsern Abend.«
»Nur Ihren Abend!« versetzte Feverstone. »Vergessen Sie nicht, vor Ihrem Weggehn uns diesen köstlichen Brandy zu überlassen.«
»Jewel, du lieber Himmel!« Busby strich sich mit der Linken den Bart.
»Der alte Jewel tut mir einigermaßen leid!« sagte Mark.
Seine Bemerkung hatte mehrere Gründe. Empört hatte ihn Fever-

stones überraschende und anscheinend unnötige Grobheit gegen den alten Mann. Auch quälte ihn den ganzen Tag der Gedanke, seines Lehrstuhls wegen in Feverstones Schuld zu stehn. Wer war eigentlich dieser Feverstone? Mark fand, es sei Zeit für ihn, seine Unabhängigkeit zu wahren. Er wollte durchblicken lassen, er sei nicht mit aller und jeder Handlung des »Fortschrittlichen Elementes« einverstanden.
»Jewel tut Ihnen leid?« wandte sich Curry zu ihm. »Hätten Sie ihn in seiner Glanzzeit gekannt, dächten Sie anders.«
»Ich stimme mit Ihnen überein«, wandte sich Feverstone an Mark, »aber auch mit Clausewitz, nach dem der totale Krieg schließlich der menschlichste ist. Jewel wurde auf der Stelle von mir schachmatt gesetzt. Was hätte ich anders tun sollen? Ihn weiter faseln lassen, bis zu einem Hustenanfall oder einem Herzkrampf?«
»Auch ein Standpunkt«, sagte Mark.
»Verdammt nochmal«, setzte Feverstone fort, »kein Mensch büßt gern seinen Lebensunterhalt ein. Was würde der arme Curry anfangen, wenn sich unsere Dickköpfe eines Tages weigerten, weiterhin dickköpfig zu sein? Curry wäre arbeitslos.«
»Es ist angerichtet!« meldete der Diener.
»Lauter Unsinn, Dick!« sagte Curry, als sie zu Tisch gingen. »Nichts wäre mir lieber, als wenn es mit diesen Dickköpfen und Hemmschuhen ein Ende hätte, dann könnte man wenigstens ruhig weiterarbeiten. Sie werden doch nicht im Ernst glauben, ich wolle meine Zeit damit vergeuden, bloß freie Bahn zu schaffen?«
Mark fühlte, daß Feverstones Spötteleien den Hausherrn gereizt hatten. Das Lachen des Lords klang jedoch männlich unbekümmert und steckte ihn an. Mark begann, ihn doch recht nett zu finden.
»Ist schon einer daraufgekommen«, fragte Feverstone, »was das Institut eigentlich ist oder was es vorhat?«
Curry sah ihn verblüfft an. »Das klingt merkwürdig aus Ihrem Mund, Dick«, sagte er, »ich dachte, Sie wären selbst dabei.«
»Muß man denn selbst bei einer Sache dabei sein, um zu wissen, worum es geht?« meinte Feverstone. »Ein etwas kindlicher Standpunkt!«
»Na schön, wenn Sie Einzelheiten meinen«, erwiderte Curry und schwieg plötzlich.

»Sicherlich, Feverstone«, sagte Busby, »machen Sie ein großes Geheimnis um Nichts und Wiedernichts. Ich hielt die Ziele des Instituts für einigermaßen geklärt. Es ist der erste Versuch, die Wissenschaft vom nationalen Standpunkt aus ernst zu nehmen. Die Form des Instituts unterscheidet sich von allem Bisherigen. Allein schon die Gebäude, die ganze Einrichtung! Überlegen Sie bloß, was das für unsere Industrie bedeutet! Bedenken Sie auch, wie man nun alle Begabungen des Landes mobilisieren kann! Nicht nur die wissenschaftlichen im engern Sinn. Fünfzehn Abteilungsdirektoren, jeder mit einem Jahresgehalt von fünfzehntausend Pfund. Eine eigene Rechtsabteilung, eigene Polizei, wie ich hörte. Ein eigener ständiger Stab von Architekten, Inspektoren, Ingenieuren. Die Sache ist großartig.«
»Karriere für unsere Söhne«, sagte Feverstone. »Ich begreife.«
»Was heißt das, Lord Feverstone?« fragte Busby und setzte sein Glas nieder.
»Lieber Himmel«, versetzte Feverstone, und seine Augen lachten, »wie taktlos von mir! Ich vergaß ganz, James, daß Sie Familienvater sind.«
»Ich stimme James bei«, sagte Curry.
Mit Ungeduld hatte er den Augenblick erwartet, bis er wieder zu Wort kommen konnte. »Das Institut bezeichnet den Anfang eines neuen Zeitalters, des wirklich wissenschaftlichen Zeitalters. Bis jetzt war alles dem Zufall überlassen. Von nun an wird die Wissenschaft auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt. Vierzig Ausschüsse werden zusammenarbeiten und tägliche Sitzungen abhalten. Ihnen steht ein wunderbarer Apparat zur Verfügung; ich sah das Modell bei meinem letzten Besuch in der Stadt. Mit Hilfe dieses Instruments werden die Ergebnisse jedes einzelnen Ausschusses selbsttätig alle halben Stunden auf der „Analytischen Schrifttafel" aufgezeichnet. Dann gleitet dieser Bericht von selber zu einer bestimmten Abteilung, wo er, durch kleine Pfeilmarken gekennzeichnet, mit den darauf bezüglichen Stellen anderer Berichte verbunden wird. Ein Blick auf diese Tafel läßt die Tätigkeit des ganzen Instituts buchstäblich vor Ihren eigenen Augen abrollen. Im obersten Stock des Gebäudes wird ein Stab von mindestens zwanzig Fachleuten diese Tafel bearbeiten, in einer dem Prüfraum der Untergrundbahn ähnlichen Kontrollstation. Eine wirklich wunderbare Maschine! Die

verschiedenen Arbeitsschichten werden auf der Tafel durch farbige Lämpchen gekennzeichnet. Das Ding kostet mindestens eine halbe Million. Es heißt Pragmatometer.«

»Da sehn Sie wieder einmal«, sagte Busby, »was das Institut schon jetzt für das Land tut. Die Pragmatometrie wird eine große Zukunft haben. Hunderte von Leuten werden sich ihr widmen. Und ehe noch das Gebäude fertig ist, wird die „Analytische Schrifttafel" bereits überholt sein.«

»Du meine Güte, ja!« versetzte Feverstone. »Non Olet hat mir heute morgen gesagt, die sanitären Einrichtungen des Instituts seien ganz ungewöhnlich.«

»Nicht gelogen!« bestätigte Busby mit Nachdruck. »Warum sollte man sie auch vernachlässigen?«

»Und was ist Ihre Meinung, Studdock?« wandte sich Feverstone an Mark.

»Ich meine«, antwortete der Gefragte, »James hat das Wichtigste bereits erwähnt: eigene Rechtsvertretung und eigene Polizei. Für Pragmatometer und Luxusklosetts habe ich keinen Pfifferling übrig. Hauptsache ist die Anwendung der Wissenschaft auf große soziale Aufgaben. Und die ganze Macht des Staates stützt sie, so wie der Krieg von der ganzen Macht des Staates gestützt wurde. Selbstverständlich hofft man, die Wissenschaft werde jetzt mehr erreichen. Auf jeden Fall stehn ihr mehr Möglichkeiten offen als zur Zeit ihrer Unfreiheit.«

»Teufel!« sagte Curry, auf die Uhr schauend: »Ich muß jetzt gehn und mit Non Olet reden. Wenn Ihr nach dem Wein noch einen Brandy nehmen wollt, er steht im Schrank. Die Gläser sind im obern Fach. Sie wollen doch nicht schon gehn, James? Ich komme so bald wie möglich zurück.«

»Ich geh früh zu Bett«, sagte der Quästor. »Laßt ihr beiden euch nicht stören! Ich bin schon den lieben langen Tag auf den Beinen. Wer in diesem College ein Amt bekleidet, ist ein Narr. Nichts als Scherereien, lauter Pflichten! Und da gibt's noch Leute, die sehn in den kleinen Bücherwürmern, die nie ihre Nasen aus den Bibliotheken und Laboratorien herausstrecken, die eigentlichen Arbeiter!«

Kaum hatten Curry und Busby das Zimmer verlassen, als Lord Feverstone einige Sekunden lang Mark vielsagend anblickte. Dann grinste er, und aus seinem Grinsen wurde ein Lachen. Er warf sei-

nen schlanken, sehnigen Körper im Sessel zurück und lachte aus Leibeskräften. Sein Lachen wirkte so ansteckend, daß Mark endlich mitlachte, ehrlich und beinah so hilflos wie ein Kind. »Pragmatometer! Hochherrschaftliche Klosetts! Praktischer Idealismus!« platzte Feverstone heraus.
Für Mark war es ein Augenblick größter Erleichterung. Mancherlei Einzelheiten von Curry und Busby fielen ihm ein. Er hatte sie früher gar nicht bemerkt oder sie aus Ehrerbietung für »Das fortschrittliche Element« übersehn. Warum nur hatte er bisher die schnurrige Seite der beiden nicht gesehn?
»Es ist wahrhaft erschütternd«, meinte Feverstone, nachdem er sich beruhigt hatte, »daß Leute, die man für gewisse Aufgaben braucht, Unsinn schwatzen, sobald sie über diese Aufgaben befragt werden.«
»Und dennoch sind sie in gewissem Sinn das Gehirn von Bracton«, bemerkte Studdock.
»Bei Gott, nein! Glosopp und Bill, der Blizzard, und sogar der alte Jewel sind hundertmal klüger.«
»Ihre Ansicht ist mir neu.«
»Ich meine: die Glosopps irren, ihre Ansichten über Kultur, Wissen und was sonst noch, entsprechen nicht der Wirklichkeit. Sie passen nicht mehr in die heutige Zeit. Reine Phantastereien! Wenn sie einen einfachen Gedanken haben, so verfolgen sie ihn beharrlich und wissen, was sie wollen. Unsere zwei armen Freunde hingegen könnte man zwar dazubringen, den richtigen Zug zu besteigen und ihn auch zu führen, sie haben jedoch keinen blassen Dunst, wohin der Zug geht und weshalb es der richtige ist. Sie werden Blut schwitzen, um das Institut in Edgestow unterzubringen – und deshalb sind sie unentbehrlich. Worauf es aber beim Institut ankommt – darüber befrage man lieber andere. Pragmatometrie! Fünfzehn Vizedirektoren!«
»Wahrscheinlich bin ich genau so ahnungslos.«
»Keine Spur! Sie haben gleich das Richtige erfaßt, wie ich es auch nicht anders erwartete. Ich habe alle Ihre Schriften gelesen, seit Sie sich um Ihren Lehrstuhl bewarben, und gerade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen.«
Mark schwieg. Das verwirrende Gefühl, von einem Geheimnis zum andern gewirbelt zu werden, dazu die Wirkung von Currys ausgezeichnetem Portwein, verschlug ihm die Sprache.

»Ich wünsche, daß Sie in das Institut kommen«, sagte Feverstone.
»Sie meinen, ich soll Bracton aufgeben?«
»Warum nicht? Ich kann mir nicht denken, daß Sie irgend etwas zurückhält? Tritt Non Olet in den Ruhestand, machen wir Curry zum Rektor.«
»Es wurde davon gesprochen, Sie zum Rektor zu wählen.«
»Mein Gott!« seufzte Feverstone erstaunt.
Diese Idee schien auf ihn so zu wirken, als wolle man ihn zum Leiter einer Schule für zurückgebliebene Kinder machen. Mark war froh, seine Bemerkung in einem nicht zu ernsten Ton vorgebracht zu haben. Beide lachten.
»Auch Sie würden nicht für den Rektorposten geeignet sein«, sagte Feverstone. »Das ist was für Curry. Wird sich da gut machen. Wir brauchen einen, der die Arbeit liebt, der die Fäden lenken kann. Und der nicht lang nach Woher und Wohin fragt. Wenn er's tut, würde er allerlei mitbringen, was er „eigene Ideen" nennt. Curry brauchen wir nur einzureden, das College bedürfe Herrn Soundso, dann wird er nicht ruhn, bis Herr Soundso einen Lehrstuhl hat. Wir brauchen die Anstalt als Fangnetz und Werbebüro.«
»Als Werbebüro für das Institut, meinen Sie?«
»Ja, in erster Linie. Aber das ist nur ein Teil im Ganzen.«
»Ob ich Sie richtig verstanden habe?« fragte Mark.
»Sie werden gleich so weit sein. Sagt man, die Menschheit sei an einem Scheideweg angelangt, so klingt es wie eine Redensart von Busby. Für den Augenblick ist die wichtigste Frage die, auf welcher Seite man steht: auf der Seite der Dunkelmännerei oder der Ordnung. Tatsächlich sieht es so aus, als hätten wir jetzt endlich die Macht, uns für eine hübsch lange Zeit einzubuddeln und unser eignes Schicksal zu bestimmen. Hat die Wissenschaft wirklich freie Hand, so kann sie die menschliche Rasse umformen und aus dem Einzelnen ein wirklich vernünftiges Wesen machen. Wenn nicht – sind wir erledigt.«
»Bitte, weiter!«
»Drei Hauptaufgaben gibt es. Zuerst die interplanetarische.«
»Was, um Himmelswillen, verstehn Sie darunter?«
»Ah... das spielt wirklich keine Rolle. In dieser Sache können wir zunächst nichts tun. Der Einzige, der hätte helfen können, wäre Weston gewesen.«

»Ist er nicht bei einem Bombenangriff umgekommen?«
»Er wurde ermordet.«
»Ermordet?«
»Ja. Ich bin davon überzeugt. Ahne auch, wer der Mörder ist.«
»Großer Gott! Kann man da nichts tun?«
»Es gibt keine Beweise. Der Mörder ist ein angesehener Professor von Cambridge, sieht schlecht, hat ein lahmes Bein und einen blonden Bart. Hier nahm er seine Mahlzeiten ein.«
»Weshalb wurde Weston ermordet?«
»Weil er auf unserer Seite stand. Der Mörder ist einer unserer Gegner.«
»Sie wollen doch nicht sagen, er sei deshalb ermordet worden?«
»Doch!« erwiderte Feverstone und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Gerade das! Sie werden Leute wie Curry und James über den „Krieg" gegen die Rückständler schwatzen hören. Es geht ihnen einfach nicht in den Kopf, daß es einen wirklichen Krieg mit wirklichen Verlusten geben könnte. Sie bilden sich ein, der heftige Widerstand der Gegenseite habe mit der Verfolgung Galileis und ähnlichem aufgehört. Glauben Sie das ja nicht! Jetzt erst wird es ernst. Die Gegner wissen zu gut, daß wir eine *wirkliche* Macht geworden sind und daß die Zukunft der Menschheit in den kommenden sechzig Jahren entschieden wird. Um jeden Fußbreit werden sie kämpfen und vor nichts zurückschrecken.«
»Sie können nicht gewinnen!« sagte Mark.
»Hoffen wir es!« erwiderte der Lord. »Auch ich glaube nicht an ihren Sieg. Und gerade darum muß jeder von uns auf der richtigen Seite stehn. Wer versucht, neutral zu bleiben, wird zur bloßen Schachfigur.«
»Oh, ich bin mir nicht im geringsten im Zweifel, auf welcher Seite ich stehe«, erwiderte Mark. »Zum Henker! Die Erhaltung der menschlichen Rasse ist eine hübsche grundsätzliche Aufgabe!«
»Ich nähre keine Hirngespinste à la Busby«, versetzte Feverstone. »Ist es nicht verrückt, sich mit seinem Tun danach zu richten, was in Millionen Jahren sein könnte? Denken Sie ja daran, auch die Gegenseite wird behaupten, sie wolle die Menschheit erhalten. Tatsache ist: Sie und ich wollen keine bloße Figuren sein und wollen gern kämpfen – auf der Seite der Gewinner.«
»Und was soll zunächst geschehn?«

»Das ist die Kernfrage! Wie ich schon sagte, muß das interplanetarische Problem für den Augenblick beiseite gelassen werden. Die zweite Frage sind unsere Gegner auf diesem Planeten. Ich meine nicht nur Insekten und Bakterien. Es gibt sowieso viel zu viel Lebewesen jeder Art, tierische und pflanzliche. Wir haben den Platz noch nicht genügend gesäubert. Zuerst konnten wird es nicht, und später hatten wir ästhetische und humanitäre Skrupel. Auch die Frage des Gleichgewichts in der Natur ist noch nicht gelöst. Diese Fragen müssen noch überlegt werden. Das dritte Problem ist der Mensch selbst.«
»Sprechen Sie weiter! Das alles interessiert mich sehr.«
»Der Mensch hat die Lenkung des Menschen übernommen. Mit andern Worten: einige müssen alle andern führen. Ein Grund mehr, so bald als möglich damit zu beginnen. Sie und ich, wir wollen zu den Aufsehern gehören und nicht zu den Beaufsichtigten. Darum geht es!«
»Und was haben Sie für Pläne?«
»Für den Anfang ganz einfache und selbstverständliche Vorkehrungen: Unfähige unfruchtbar zu machen, rückständige Rassen auszutilgen. Wir brauchen keine unnütze Belastung. Dann Zuchtwahl. Und richtige Erziehung, einschließlich der vorgeburtlichen. Unter wirklicher Erziehung verstehe ich eine ohne den Unsinn „leben und leben lassen". Eine wirkliche Erziehung macht den Schüler gefeit, sogar gegen sich selbst und die eigenen Eltern. Selbstverständlich wird die Erziehung anfangs hauptsächlich psychologisch sein. Dann werden wir zur biochemischen Beeinflussung vorschreiten und endlich zur unmittelbaren Behandlung des Gehirns.«
»Das ist erstaunlich, Feverstone.«
»Endlich das einzig Wahre: eine neue Menschenart! Leute wie Sie müssen sie formen.«
»Hier liegen meine Bedenken. Halten Sie es nicht für falsche Bescheidenheit: ich sehe noch nicht, was ich dazu tun kann.«
»Aber *wir* sehn es. Sie werden gebraucht. Geübter Soziologe mit scharfem Wirklichkeitssinn. Scheut keine Verantwortung. Versteht zu schreiben!«
»Ja, soll ich denn über all das schreiben?«
»Nein, Sie sollen es niederschreiben und es tarnen. Natürlich nur für den Anfang. Ist die Sache einmal in Gang, werden wir uns um das

gute Herz der Öffentlichkeit nicht länger kümmern. Wir werden aus dem guten Herzen machen, was wir wollen. Bis dahin aber kommt es auf die zweckmäßige Darstellung der Dinge an. Würde man beispielsweise auch nur im geringsten andeuten, das Institut verlange die Ermächtigung, Versuche an Verbrechern anzustellen, schon zeterten die alten Weiber beiderlei Geschlechts und kläfften nach Menschlichkeit. Nennen Sie es aber Umerziehung Minderwertiger, werden alle vor Begeisterung toben, daß die gewalttätige Zeit der rächenden Strafen endlich vorüber ist.«

»Sie wollen doch nicht sagen, daß diese... hm... journalistische Tätigkeit meine Hauptaufgabe sein soll?«

»Mit Journalismus hat das nichts zu tun. Ihre Leser werden in erster Linie den Ausschüssen des Unterhauses angehören und nicht dem großen Publikum. Aber das ist nur Nebensache. Unmöglich, vorauszusehn, wie sich Ihre Stellung entwickeln wird. Und bei einem Menschen Ihrer Art spielt das Gehalt keine Rolle. Fangen Sie bescheiden an: sagen wir, mit ungefähr fünfzehnhundert Pfund jährlich!«

»Daran dachte ich nicht«, sagte Mark, vor Erregung errötend.

»Natürlich muß ich Sie warnen«, fuhr Feverstone fort. »Gefahr ist mit der Sache verbunden. Kaum zu Beginn. Ist aber erst einmal alles angelaufen, ist es leicht möglich, daß man Sie um die Ecke zu bringen versucht, wie den armen Weston.«

»Daran dachte ich ebensowenig«, sagte Mark.

»Wissen Sie, was?« sagte Feverstone. »Fahren Sie morgen mit mir zu John Wither. Er sagte mir, ich möchte Sie übers Wochenende mitbringen, wenn Sie an unserer Sache Gefallen finden. Sie werden bei ihm alle wichtigen Leute kennenlernen und dann leichter einen Entschluß fassen.«

»Was hat Wither damit zu tun? Ich meinte, Jules sei der Leiter des Instituts.

»Jules!« rief Feverstone aus. »Hol ihn der Kuckuck! Sie können doch nicht meinen, dieses kleine Glücksschweinchen hätte im Ernst etwas zu sagen! Es ist gerade gut genug, um das Institut mit seinem Geschreibsel in den Sonntagsblättern dem großen Publikum mundgerecht zu machen und dafür ein Riesengehalt zu beziehn. Zur Arbeit kann man ihn nicht brauchen. Er hat nichts anderes im Kopf als den sozialistischen Plunder des neunzehnten Jahrhunderts und

alberne Ideen über Menschenrechte. Er ist ungefähr bei Darwin stehn geblieben.«

»Ja, wirklich!« erwiderte Mark. »Ich habe mich immer etwas gewundert, ihn überhaupt hier zu wissen. – Gern will ich Ihren freundlichen Vorschlag annehmen und übers Wochenende zu Wither gehn. Wann wollen Sie fahren?«

»Um dreiviertel Elf etwa. Sie wohnen doch draußen in Sandown? Ich rufe Sie an und könnte Sie abholen.«

»Vielen Dank! Und sagen Sie mir noch etwas über Wither.«

»John Wither...« begann Feverstone, stockte aber plötzlich. »Verwünscht!« sagte er. »Da kommt Curry zurück. Nun werden wir uns anhören müssen, was Non Olet alles gesagt und wie großartig ihn der Erzpolitiker behandelt hat. Laufen Sie mir nicht davon! Ich brauche Ihren moralischen Beistand.«

DAS EHEPAAR AM ABEND

DER LETZTE Bus war schon lange abgefahren, als Mark das College verließ. Er mußte zu Fuß im hellen Mondschein nach Hause gehn. Als er die Wohnung betrat, geschah etwas Unerwartetes. Jane fiel ihm auf der Türschwelle zitternd und mit unterdrücktem Schluchzen in die Arme. Ganz verschüchtert sagte sie: »Ach, Mark, ich habe mich so sehr geängstigt.«

Ihre übliche abwehrende Haltung war dahingeschwunden, sogar ihr Körper fühlte sich in diesem Augenblick anders an als sonst. Solche Augenblicke hatte es früher öfter gegeben, aber sie waren selten und seltener geworden. Wie er aus Erfahrung wußte, waren darnach am andern Morgen regelmäßig unerklärliche Streitereien entstanden, die ihn völlig außer Fassung brachten. Allerdings hatte er mit Jane nie darüber gesprochen. Wahrscheinlich würde er ihre Gefühle auch kaum begriffen haben, und Jane würde sie ihm auch nicht erklären können. Jetzt war sie jedenfalls völlig verwirrt.

Ungefähr um halbfünf war sie von Dimbles heimgekommen. Der Spaziergang hatte sie erfrischt und hungrig gemacht. Sie war überzeugt, die Gesichte der vergangenen Nacht und beim Mittagessen würden nicht wiederkehren. Als sie Licht gemacht und die Vorhänge zugezogen hatte, bevor sie mit dem Tee fertig war – die Tage

wurden schon kürzer –, sagte sie sich, ihre Angst vor dem Traum, bei der bloßen Erwähnung eines Mantels, eines alten, begrabenen, aber nicht toten Mannes und einer wie Spanisch klingenden Sprache sei ebenso töricht wie die Angst eines Kindes vor der Dunkelheit. Sie erinnerte sich an Augenblicke ihrer Kinderzeit, da sie sich in der Finsternis gefürchtet hatte. Wahrscheinlich beschäftigte sie sich viel zu sehr mit diesen Bildern. Als sie sich zu einer letzten Tasse Tee wieder setzte, fühlte sie sich bedrückt. Und es wurde nicht anders. Es war ihr unmöglich, ihre Gedanken auf das aufgeschlagene Buch zu richten. Und um ein anderes zur Hand zu nehmen, fehlte ihr die Kraft, so voller Unruhe und Nervosität war sie. Eine merkwürdige Scheu hielt sie zurück, in die Küche zu gehn, um sich ein Abendessen zurechtzumachen. Und als sie es doch getan hatte, konnte sie nichts essen. Endlich gestand sie sich, daß sie Furcht hatte. In ihrer Verwirrung rief sie die Dimbles an. »Ich möchte nun doch«, teilte sie mit, »den von Ihnen erwähnten Sachverständigen aufsuchen!« Eine kurze, sonderbar anmutende Pause folgte, dann kam Frau Dimbles Stimme: sie gab ihr Auskunft. Der Name lautete Ironwood. Anscheinend ein Fräulein Ironwood. Jane hatte sich auf einen Mann gefaßt gemacht und fühlte sich nun etwas gehemmt. Fräulein Ironwood wohnte draußen auf dem Hügel Sankt Anne. Ob sie sich anmelden solle? »Nein«, entgegnete Frau Dimble, »Sie werden... Sie brauchen sich nicht anzumelden.« Jane versuchte, das Gespräch auszudehnen; sie hatte ja nur angeläutet, um Frau Dimbles Stimme zu hören, nicht der Adresse wegen. Insgeheim hatte sie sehnsüchtig gehofft, Frau Dimble werde ihre Not verstehn und antworten: »Ich nehme den Wagen und fahre gleich zu Ihnen!« Statt dessen erhielt sie nur die knappe Auskunft und ein hastiges »Gute Nacht!«

Hatte die Stimme von Frau Dimble nicht seltsam geklungen? Hatte sie etwa durch den Anruf ein Gespräch der Dimbles über sie, Jane, unterbrochen? Oder nicht über sie, aber über etwas Wichtigeres, mit dem sie aber zusammenhing. Und was hatten die Worte »Sie werden...« zu bedeuten? Wurde sie etwa schon erwartet?

Schreckliche, kindische Angstbilder stiegen in ihrer Seele auf. Sie sah Fräulein Ironwood vor sich, von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet, die Hände auf den Knien. Und man würde sie zu ihr führen und melden: »Sie ist gekommen!« und sie dann dort zurücklassen.

»Verwünschte Dimbles!« schalt Jane in ihrem Herzen, nahm aber die Schimpfworte wieder zurück, mehr aus Furcht als aus Bedauern. Und nun hatte ihr die letzte Hoffnung auf Rettung keine Hilfe gewährt. Von neuem überfiel sie wilde Angst, noch gesteigert durch den vergeblichen Versuch, Hilfe zu finden. Später konnte sie sich nicht erinnern, ob ihr wirklich im Traum der fürchterliche Greis mit dem Mantel erschienen war oder ob sie, zusammengekrümmt und irr um sich blickend, im Winkel einer Zelle hockte, hoffend, hoffend, hoffend... ja sogar betend, wiewohl sie keinen wußte, zu dem sie hätte beten können.
In diesem Zustand war sie, als Mark heimkehrte und eine so unerwartet verwandelte Jane auf der Türschwelle in Empfang nahm.
»Schade«, dachte er, »daß das gerade in einer Nacht geschicht, in der ich so spät und so müde und auch nicht ganz nüchtern nach Hause komme!«

DAS EHEPAAR AM MORGEN

»FÜHLST DU dich heute wieder ganz wohl?« fragte Mark am andern Morgen.
»Danke, ja!« erwiderte Jane kurz angebunden.
Mark lag im Bett und trank eine Tasse Tee. Jane saß halbangekleidet vor dem Spiegeltisch und machte sich das Haar. Mark betrachtete sie mit lässigem Morgenvergnügen. Ihre Figur, zugleich weich und fest, schlank und gerundet, entsprach genau seinem Geschmack. Männer nennen eine Frau sinnlich, wenn sie sinnliche Empfindungen in ihnen erweckt. Und so empfand auch Mark.
»Fehlt dir wirklich nichts? Bist du auch ganz sicher?«
»Vollkommen!« entgegnete Jane, noch etwas wortkarger.
Sie glaubte, an ihrem Ärger sei ihr störrisches Haar schuld und Marks Betulichkeit. Selbstverständlich auch der Schwächeanfall von gestern abend; er hatte sie ja zu dem gemacht, was sie am meisten verabscheute: ein ängstliches, heulendes, in starken Männerarmen Schutz suchendes »Weibchen«, wie in sentimentalen Romanen. Ihr Ärger saß in einer versteckten Falte ihres Gemütes, dachte sie und übersah, daß er bereits in allen ihren Nerven tobte. Ihre Finger wurden dadurch unbeholfen: sie kam mit ihrem Haar nicht zurecht.

»Wenn du dich nur im geringsten unbehaglich fühlst«, setzte Mark fort, »könnte ich den Besuch bei diesem Wither ganz gut verschieben.«
Jane antwortete nicht.
»Wenn ich fahre«, sagte Mark, »werde ich sicherlich ein bis zwei Nächte fortbleiben müssen.«
Jane preßte die Lippen noch fester zusammen und antwortete nicht.
»Möchtest du nicht Myrtle einladen, solang ich weg bin?«
»Danke, nein!« sagte Jane mit Nachdruck und fügte hinzu: »Ich bin es ja gewohnt, allein zu sein.«
»Das weiß ich«, versetzte Mark in einem Ton sanfter Verteidigung. »Im College geht es zur Zeit wirklich arg zu. Einer meiner Hauptgründe, weshalb ich an eine andere Stellung denke.«
Jane schwieg noch immer.
»Sieh, Liebling«, Mark richtete sich jäh auf und fuhr mit beiden Beinen aus dem Bett, »es hat keinen Sinn, um den Brei herumzugehn. Mir ist es unbehaglich, dich in deinem augenblicklichen Zustand allein lassen zu müssen...«
»Was für ein Zustand?« Jane wandte sich um und sah ihm zum erstenmal ins Gesicht.
»Nun... ich meine, du bist etwas nervös, wie es jeder von uns manchmal ist.«
»Du brauchst nicht zu tun, als sei ich nervenkrank, nur weil ich schlecht geträumt hatte, ehe du gestern nacht oder vielmehr heute morgen heimkamst!«
Eigentlich hatte sie das nicht sagen wollen.
»Es hat doch wirklich keinen Sinn...« begann Mark.
»Was hat keinen Sinn?« unterbrach ihn Jane und ließ ihn nicht ausreden. »Wenn du meinst, ich sei verrückt, so laß doch gleich Brizeacre kommen und das Zeugnis ausstellen. Es wäre am bequemsten, solang du weg bist. Es würde kein Aufsehn machen, mich fortzuschaffen. – Jetzt muß ich mich aber um das Frühstück kümmern. Wenn du dich nicht bald rasierst und anziehst, bist du nicht fertig, wenn Lord Feverstone klingelt.«
Die Unterhaltung endete damit, daß sich Mark beim Rasieren einen tüchtigen Schnitt an der Oberlippe beibrachte; er sah sich schon im Gespräch mit dem allmächtigen Wither und einem großen Pflaster über dem Mund.

In Jane stritten sich die Empfindungen; aber sie nahm sich vor, Mark ein besonders gutes Frühstück zu machen, schwor sich aber, lieber zu sterben als einen Bissen anzurühren. Mit der Fahrigkeit einer zornigen Frau wirtschaftete sie in der Küche herum und ließ schließlich alles auf den Gasherd fallen.

Sie saßen noch bei Tisch, anscheinend beide in ihre Zeitungen vertieft, als Feverstone kam. Ungeschickterweise erschien im selben Augenblick Frau Maggs, der Posten in Janes Hauswirtschaft, der bedeutete: zweimal in der Woche eine Aufwartung.

Vor zwanzig Jahren hätte Janes Mutter ein solches Wesen nur mit »Maggs« angeredet und wäre von ihr »Gnädige Frau« genannt worden. Aber Jane und ihre Aufwartung nannten sich Frau Maggs und Frau Studdock. Sie waren ungefähr gleich alt und ungefähr in die gleiche graue Farbe gekleidet. Für die Augen eines Junggesellen wie Feverstone mochte das keinen Unterschied ausmachen: als Mark ihn seiner Frau vorstellte, schüttelte Feverstone Frau Maggs die Hand. Die Stimmung in den letzten Augenblicken vor der Abfahrt wurde dadurch nicht gebessert.

Unter dem Vorwand, einzukaufen, verließ Jane sogleich die Wohnung. »Heute könnte ich Frau Maggs keinesfalls ertragen«, sagte sie sich. »Eine fürchterliche Schwatzbase! Das also war Lord Feverstone, dieser Mann mit seinem lauten, gezwungenen Lachen, einem Haifischmaul und ohne Manieren? Offensichtlich ein vollkommener Hanswurst. Was hat Mark bloß davon, mit einem solchen Menschen zu verkehren?« Seinem Gesicht hatte sie sogleich mißtraut. Er hatte etwas Lauerndes. Wahrscheinlich hielt er Mark zum besten. Es war ja so leicht, ihn einzufangen. Wäre er bloß nicht in Bracton angestellt! Ein gräßliches College! Was fand Mark nur an Leuten wie Curry und dem unausstehlichen alten Geistlichen mit dem Biedermannsbart? Und was würde ihr heute bevorstehn, was in der Nacht, in der morgigen Nacht und darnach? Sagt ein Mann, er bleibe höchstens zwei Nächte weg, so wird sicherlich eine Woche daraus. Ein Telegramm, niemals ein Ferngespräch, ist alles, wozu er sich aufschwingt.

Sie mußte etwas tun. Ob sie Marks Rat befolgte und Myrtle zu sich bäte? Aber Myrtle, ihre Schwägerin, Marks Zwillingsschwester, bewunderte ihren herrlichen Bruder viel zu sehr. Sie würde von Marks Gesundheit plaudern, seinen Hemden und Socken, mit

dem beständigen Unterton des unausgesprochenen, aber unmißverständlichen Staunens über Janes Glück, mit ihm verheiratet zu sein. Nein, auf keinen Fall Myrtle!
Sollte sie in Dr. Brizeacres Sprechstunde gehn? Er gehörte dem Bracton-College an und würde ihr deshalb vielleicht nichts berechnen. Als sie aber an Fragen dachte, wie sie Brizeacre sicherlich an sie richten würde, schien es ihr unmöglich, gerade ihm diese Fragen zu beantworten.
Irgend etwas mußte aber geschehen. Sie entschloß sich endlich, so überraschend und töricht es ihr auch vorkam, nach Sankt Anne zu fahren, zu dem von Kopf bis Fuß schwarzgekleideten Fräulein Ironwood.

ZWEIERLEI BESUCH

ALS MARK, am einstweiligen Sitz des Instituts angekommen war und die breite Treppe hinaufschritt, sah er sich und seinen Begleiter in einem Spiegel. Feverstone war wie immer Herr des Augenblicks, Herr seines Gesichts und seines Anzugs. Auf Marks Oberlippe jedoch zeichnete sich die dunkle Spur des Rasierschnitts, das Pflaster war abgefallen. Im nächsten Augenblick war er in einem Raum mit hohen Fenstern. Ein helles Feuer im Kamin: davor stand John Wither, Vizedirektor des Instituts. Er wurde ihm vorgestellt. Wither war ein alter, weißhaariger Mann und sehr höflich. Sein Gesicht war glattrasiert und ungewöhnlich groß, die wasserblauen Augen blickten unbestimmt und unruhig. Er schien seinen Besuchern nicht seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Aber wahrscheinlich erweckten nur seine Augen diesen Eindruck, denn seine Worte und Gesten wirkten überaus höflich. Es sei ihm, sagte er, eine besondere Freude, Herrn Studdock bei sich willkommen zu heißen. Er fühle sich dadurch Lord Feverstone zu noch größerm Dank verpflichtet, als er ihm ohnedies schon schulde. »Sie hatten, hoffe ich«, sagte er, »eine angenehme Reise!« Demnach war er der Meinung, sie seien mit dem Flugzeug gekommen, und als dieser Irrtum aufgeklärt war, vermutete er, sie hätten den Zug von London benützt. Er erkundigte sich, ob Mark gut untergebracht sei, mußte jedoch daran erinnert werden, daß sie eben erst eingetroffen waren.

»Mir scheint«, dachte Mark, »der alte Knabe will es mir gemütlich machen.« In Wirklichkeit aber erreichten Withers Worte gerade das Gegenteil. Mark hätte sich über eine ihm angebotene Zigarette gefreut. Allmählich merkte er, Wither wußte nichts von ihm. Die feinausgeklügelten Pläne und Versprechungen Feverstones lösten sich auf einmal in blauen Dunst auf, für Mark eine unbehagliche Erfahrung. Endlich faßte er Mut und versuchte, Herrn Wither zur Sache zu bringen, indem er ihm erklärte, er ahne noch nicht, in welcher Eigenschaft er dem Institut nützlich sein könne.
»Ich versichere Ihnen, Herr Studdock«, sagte der Vizedirektor, wobei der Ausdruck seiner Augen noch unbestimmter und verlorener wurde, »in dieser Hinsicht haben Sie nicht die geringsten... hm... Schwierigkeiten zu befürchten. Man hat nie daran gedacht, Ihrer Arbeit und Ihrer Wirksamkeit enge Grenzen zu ziehn. Niemals wird man die Verbindung mit Ihren Mitarbeitern oder Ihr Arbeitsgebiet beschränken, ohne Ihre Ansichten und Ratschläge in vollem Maß zu berücksichtigen. Sie werden, Herr Studdock, erfahren, daß wir, wenn ich so sagen darf, eine glückliche Familie bilden.«
»Mißverstehn Sie mich nicht, Sir«, erwiderte Mark, »das meinte ich nicht. Ich wollte nur bemerken, ich wüßte gern, worin eigentlich meine Tätigkeit bestehn soll, wenn ich in das Institut käme.«
»Sie sprechen davon, zu uns zu kommen«, entgegnete der Vizedirektor; »damit berühren Sie einen Punkt, über den es hoffentlich kein Mißverständnis geben wird. Ich glaube, wir sind uns alle darüber einig: in diesem Augenblick ist die Frage des Wohnsitzes nicht dringlich. Wir meinen, Sie sollten nach Ihrem freien Ermessen dort arbeiten, wo es Ihnen genehm ist, in London oder Cambridge...«
»Edgestow«, warf Lord Feverstone ein.
»Natürlich, ja«, sagte der Vizedirektor und wandte sich Feverstone zu. »Ich habe gerade Herrn... hm... Studdock erklärt – und Sie teilen sicherlich meine Meinung – nichts läge dem Komitee ferner als Herrn... Ihrem Freund, vorzuschreiben, wo er wohnen soll, ja man wird ihn in dieser Sache nicht einmal beraten. Wo immer er wohnt, wird ihm selbstverständlich jede Reisemöglichkeit, auch für den Luftweg, zur Verfügung stehn. Ich nehme an, Lord Feverstone, Sie werden ihm bereits die reibungslose Behandlung dieser Fragen klar gemacht haben.«

»Aber, Sir«, sagte Mark, »an all das habe ich nicht gedacht. Ich meine nur... mir ist es ganz gleichgültig, wo ich wohnen werde, ich möchte nur...«
Mit sanfter Stimme unterbrach ihn der Vizedirektor. »Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, Herr... ich versichere Ihnen, Sie können Ihren Wohnsitz nehmen, wo es Ihnen am passendsten erscheint. Niemals fiel auch nur die leiseste Andeutung...« Doch da wagte Mark, völlig ratlos geworden, ihn zu unterbrechen.
»Ich möchte nur gern wissen, welcher Art meine Tätigkeit ist und ob mein Können dazu ausreicht.«
»Mein lieber Freund«, sagte der Vizedirektor, »das braucht Ihnen keine Sorge zu bereiten. Wie ich schon sagte, werden Sie uns als eine sehr glückliche Familie kennenlernen, und Sie können überzeugt sein, niemand wird an Ihren Fähigkeiten auch nur den kleinsten Zweifel hegen. Niemals böte ich Ihnen eine Stellung bei uns, bestände auch nur die leiseste Gefahr, daß Sie nicht allen willkommen wären oder Ihre sehr wertvollen Leistungen nicht voll anerkannt würden. Sie sind... Sie sind hier unter Freunden, Herr Studdock. Ich wäre der letzte, der Ihnen riete, sich mit einem Unternehmen einzulassen, bei dem Sie Gefahr liefen... hm... irgendwelchen persönlichen Mißstimmungen ausgesetzt zu sein.«
Mark erkundigte sich nicht noch einmal nach der Art der von ihm verlangten Arbeit. Einmal dachte er, man setze wohl voraus, er sei darüber unterrichtet, dann aber schien es ihm, als sei eine so offene Frage an diesem Ort unpassend.
»Sie sind sehr gütig«, sagte er. »Das einzige, worüber ich gern etwas Genaueres erfahren möchte, wäre... nun, das wäre der Zweck meiner Anstellung.«
Leise und weich, fast wie ein Seufzer klang die Antwort.
»Nun«, sagte Wither, »ich bin sehr froh, daß Sie diese Frage ungezwungen tun. Offensichtlich wollen weder Sie noch ich in diesem Zimmer eine den Befugnissen des Komitees nachteilige Verpflichtung übernehmen. Ich verstehe Ihre Beweggründe durchaus... hm ... und achte sie. Wir sprechen selbstverständlich nicht von einer Anstellung im üblichen Sinn des Wortes, das wäre für uns beide, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, befremdend oder würde vielleicht zu gewissen Ungelegenheiten führen. Ich darf Ihnen aber versichern: niemand wird auf Sie einen Zwang oder einen Druck

ausüben. Bei uns denkt man wirklich nicht an streng abgegrenzte Tätigkeiten. Leute wie Sie und ich sind, frei herausgesagt, nicht gewöhnt, mit solchen Begriffen umzugehn. Jeder in diesem Institut empfindet seine eigne Arbeit nicht so sehr als einen Beitrag für eine bestimmte Abteilung, sondern als einen Baustein oder eine Stufe in der fortschreitenden Entwicklung eines organischen Ganzen.«
Und Mark, nicht nur jung und schüchtern, auch eitel und furchtsam, antwortete: »Gerade das ist so wichtig. Die Beweglichkeit Ihres Unternehmens zieht mich an.«
Nach diesen Worten ergab sich keine weitere Möglichkeit mehr, den Vizedirektor zum Kern der Sache zu bringen. Sobald die langsame, weiche Stimme zu sprechen aufhörte, antwortete Mark in der gleichen ausweichenden Art. Er konnte einfach nicht anders, wiewohl ihn die Frage quälte: Worüber unterhalten wir zwei uns eigentlich? – Als das Zwiegespräch endete, gab es noch einen Lichtblick: Herr Wither äußerte die Ansicht, Marks Eintritt in das Institut wäre vorteilhaft: als Mitglied verfüge er schon in den nächsten Tagen über mehr Bewegungsfreiheit als ein Gast. Mark stimmte bei und errötete wie ein kleiner Junge, als er hörte, für die geringe Summe von zweihundert Pfund könnte er lebenslängliches Mitglied werden. Dieser Betrag überstieg Marks Bankkonto. Bekäme er die neue Anstellung mit fünfzehnhundert Pfund im Jahr, wäre alles gut. Wenn er sie aber nicht erhielt? Und gab es überhaupt eine solche Stellung?
»Wie ungeschickt«, erwiderte er, »ich habe mein Scheckbuch nicht bei mir.«
Einen Augenblick später ging er mit Feverstone die Treppe hinunter.
»Nun?« fragte er mit Spannung.
Feverstone schien ihn nicht zu hören.
»Na?« wiederholte Mark. »Wann wird sich meine Sache entscheiden? Habe ich die Stellung oder nicht?«
»Hallo Guy!« rief Feverstone plötzlich einem Bekannten unten in der Halle zu, lief die Treppe hinunter, drückte seinem Freund eifrig die Hand und verschwand. Mark stieg langsam hinunter und fand sich allein in der Halle, stumm und befangen, mitten unter Gruppen plaudernder Männer, die alle nach links, zur großen Schiebetür gingen.

ES KAM IHM endlos lang vor, dieses Herumstehn, diese Ratlosigkeit, die Mühe, unbefangen auszusehn und nicht die Aufmerksamkeit der unbekannten Leute auf sich zu ziehn. Der Lärm und die angenehmen Düfte aus dem Nebenraum deuteten auf den Beginn des Mittagessens. Nach kurzem Zögern entschloß er sich, nicht länger wie ein Tölpel herumzustehn und ging in den Speisesaal.
Er hatte einen kleinen Tisch für sich allein zu finden gehofft, doch er sah nur eine einzige, lange, schon fast ganz besetzte Tafel. Nachdem er vergeblich nach Feverstone ausgeschaut hatte, nahm er neben einem Unbekannten Platz. »Ich vermute«, murmelte er, »man kann sich nach Belieben setzen.« Der Fremde hörte jedoch nicht auf ihn, tat sehr geschäftig, aß schnell und unterhielt sich mit seinem Nachbarn auf der andern Seite.
»Das ist es ja gerade«, hörte Mark ihn sprechen, »ich habe ihm gesagt, für mich sei belanglos, wie die Sache geregelt wird. Sollte der VD wünschen, daß die IVD-Leute die Angelegenheit erledigen, habe ich nichts dagegen. Es behagt mir aber nicht, die ganze Verantwortung zu tragen, während die halbe Arbeit von einem andern verrichtet wird. Wie ich ihm zu verstehn gab, haben wir jetzt drei Direktoren. Alle drängen sich zur selben Arbeit, in Wirklichkeit könnte sie *ein* kleiner Beamter verrichten. Es ist geradezu lächerlich. Bedenken Sie bloß, was sich heute morgen abspielte!«
In dieser Weise ging das Gespräch während der ganzen Mahlzeit. Obwohl Speisen und Getränke vorzüglich schmeckten, war Mark doch froh, als man sich von der Tafel erhob. Mark schloß sich an, durchquerte den Saal und trat in eine weite Halle, wo der Kaffee gereicht wurde. Hier endlich sah er Feverstone wieder. Es wäre auch kaum möglich gewesen, ihn nicht zu sehn, denn er bildete den Mittelpunkt einer Gruppe und lachte beständig. Mark hätte sich ihm gern genähert, wenn auch nur, um zu erfahren, ob er im Hause übernachten könne und welches Zimmer für ihn bestimmt sei. Aber der Kreis um den Lord schien aus lauter Vertrauten zu bestehn, ein Fremder konnte sich kaum dazugesellen. Mark ging zu einem der vielen Tischchen und blätterte in einer Illustrierten. Immer wieder schaute er auf, um zu erkunden, ob es möglich sei, mit Feverstone ein Wort zu wechseln. Als er zum fünften Mal auf-

schaute, sah er ins Gesicht seines Kollegen William Hingest vom Bracton-College. Das »Fortschrittliche Element« nannte ihn unter sich Bill, der Blizzard.
Entgegen Currys Erwartung war Hingest nicht zur Sitzung des Colleges erschienen, und er kannte auch Lord Feverstone kaum. Fast ehrfurchtsvoll machte sich Mark klar, einen unmittelbar mit dem Institut in Verbindung stehenden Mann vor sich zu haben. Der hatte einen weiten Vorsprung vor Feverstone. Als Chemo-Physiker besaß er auch im Ausland einen Ruf. Er trug einen altmodisch aufgezwirbelten, gelblichen, stark ins Weiße verblassenden Schnurrbart. Seine große Nase hatte etwas von einem Schnabel, der Kopf war kahl.
»Welch unverhofftes Vergnügen!« sagte Mark etwas steif.
Hingest hatte ihm immer Angst eingejagt.
»Heh?« grunzte Bill. »Ei, Sie, Studdock? Ich wußte nicht, daß man sich hier Ihre Dienste schon gesichert hat!«
»Zu meinem Bedauern«, versetzte Mark, »vermißte ich Sie gestern in der Sitzung des Colleges.«
Diese Bemerkung war gelogen. Dem »Fortschrittlichen Element« bereitete Hingests Gegenwart stets Verlegenheit. Als der einzige hervorragende Gelehrte des Colleges gehörte er rechtmäßig zu ihnen – doch er war ein Gelehrtentyp, wie man ihn nicht mag. Glossop, der Klassiker, war im College sein bester Freund. Hingest tat stets, als legte er seinen aufsehenerregenden chemischen Forschungen kein besonderes Gewicht bei, was Curry Heuchelei nannte. Weit mehr schien er davon zu halten, ein geborener Hingest zu sein. Die Familie hatte beinah ein mythisches Alter und war nach der Aussage eines Geschichtsschreibers des neunzehnten Jahrhunderts »niemals durch einen Verräter, einen Politiker oder durch einen Baron entehrt worden«. Als der Herzog von Broglie Edgestow besuchte, hatte Hingest das größte Ärgernis erregt. Der Fanzose hatte seine freie Zeit ausschließlich mit Bill Hingest verbracht. Ein begeisterter jüngerer Dozent wollte etwas über die von den beiden Gelehrten besprochenen wissenschaftlichen Themen erfahren: Bill erwiderte ihm nach einem Augenblick des Nachdenkens, er glaube nicht, daß überhaupt von derartigen Fragen die Rede gewesen sei. »Wahrscheinlich«, spöttelte Curry hinter Bills Rücken, »haben sie vom Gothaischen Adelsalmanach gefaselt.«

»Ei, was soll das heißen: eine Sitzung im College?« fragte der Blizzard. »Worüber wurde gesprochen?«
»Vom Verkauf des Bragdon-Waldes.«
»Barer Unsinn!« murmelte Bill.
»Sie hätten hoffentlich unserm Beschluß zugestimmt!«
»Völlig einerlei, welcher Beschluß gefaßt wurde!«
»Oho!« versetzte Mark, etwas überrascht.
»Barer Unsinn! Das Institut hätte den Wald auf jeden Fall bekommen. Es besaß die Vollmacht, den Verkauf zu erzwingen.«
»Eine merkwürdige Sache. Man hatte mir gesagt, das Institut werde nach Cambridge verlegt, wenn wir nicht verkauften.«
»Es kommt darauf an, was Sie unter einer merkwürdigen Sache verstehn. Daran ist kein wahres Wort. Ist auch gar nicht merkwürdig. Wenn die Lehrerschaft von Bracton einen ganzen geschlagenen Nachmittag über eine eingebildete Sache brütet, ist es auch nicht weiter merkwürdig, dem Bracton-College den Vorwurf zuzuschieben, es wolle das Herzstück Englands in eine Kreuzung zwischen einem Wolkenkratzer-Hotel und einem erhabenen Gaswerk verwandeln. Das einzige Rätsel ist mir, weshalb sich das Institut gerade auf dieses Grundstück versteift.«
»Das wird man schon im Lauf der Zeit erfahren.«
»Sie vielleicht. Ich nicht.«
»Wieso?« fragte Mark.
»Hab' genug von der Geschichte!« sagte Hingest mit gedämpfter Stimme. »Ich fahre heute abend weg. Was Sie in Bracton tun, weiß ich nicht. Ist es aber etwas Wichtiges, so rate ich Ihnen, gehn Sie zurück und bleiben Sie bei Ihrer alten Arbeit!«
»Wirklich?« fragte Mark. »Und warum?«
»Einem alten Burschen wie mir macht es nichts«, erwiderte Hingest, »mit Ihnen aber könnten sie ein Teufelsspiel treiben. Freilich kommt es darauf an, ob man eine Sache gern tut.«
»Ich habe mich noch nicht entschlossen«, sagte Mark.
Man hatte ihn gelehrt, Hingest als einen verdrehten Rückständler anzusehn.
»Ich weiß noch nicht einmal, was ich, bliebe ich hier, zu tun hätte«, fügte Mark hinzu.
»Was ist Ihr Fach?«
»Soziologie.«

»Hoho!« rief Hingest aus. »Da kann ich Ihnen gleich Ihren Vorgesetzten nennen. Einen Kerl namens Steele. Dort drüben am Fenster steht er. Sehn Sie ihn?«
»Könnten Sie mich vielleicht mit ihm bekannt machen?«
»Demnach sind Sie doch entschlossen, hier zu arbeiten?«
»Nun, ich denke, ich könnte ihn mir wenigstens ansehn.«
»Gut!« versetzte Hingest. »Ist nicht meine Sache. »Und mit lauter Stimme rief er: »Steele!«
Steele wandte sich um. Er war ein großer, unliebenswürdig aussehender Mann mit einem langen Pferdegesicht und dicken Wulstlippen.
»Hier ist Studdock!« sagte Hingest. »Der neue Mann für Ihre Abteilung.«
Dann wandte er sich ab.
»Ach so!« sagte Steele. Und nach einer kleinen Pause: »Hat er von *meiner* Abteilung gesprochen?«
»Ja!« antwortete Mark und versuchte zu lächeln. »Aber vielleicht irrte er. Ich bin Soziologe, wenn das als Aufklärung dienen kann.«
»Ich bin zwar Direktor der soziologischen Abteilung«, bemerkte Steele, »höre aber Ihren Namen zum erstenmal. Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie in dieser Abteilung arbeiten sollen?«
»Na, in Wirklichkeit«, erwiderte Mark, »ist alles noch ungewiß. Ich hatte gerade eine Unterredung mit dem Vizedirektor. Es wurden jedoch keine Einzelheiten festgelegt.«
»Wie kamen Sie dazu, ihn aufzusuchen?«
»Lord Feverstone hat mich bei ihm eingeführt.«
Steele pfiff leise zwischen den Zähnen.
»Hören Sie nur, Cosser«, rief er einem gerade vorübergehenden sommersprossigen Mann zu. »Hören Sie nur! Soeben hat Feverstone diesen Jungen da in unserer Abteilung hineindrücken wollen. Er hat ihn gleich zum VD gebracht, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Wie finden Sie das?«
»Verwünscht nochmal!« sagte Cosser und beachtete Mark kaum, während er Steele scharf anblickte.
»Es tut mir leid!« sagte Mark etwas lauter und ein wenig förmlicher als bisher. »Kein Grund zur Beunruhigung! Anscheinend bin ich durch ein Mißverständnis in ein falsches Licht geraten. Ich bin nur hier, um mir die Sache anzusehn und habe mich noch nicht entschieden, ob ich überhaupt mittun werde.«

Keiner der beiden schenkte seinen Worten auch nur die geringste Aufmerksamkeit.
»Das sieht Feverstone wieder einmal ähnlich«, sagte Cosser zu Steele. Steele wandte sich jetzt an Mark: »Ich möchte Ihnen empfehlen«, sagte er, »nicht zu viel darauf zu geben, was Feverstone über die Verhältnisse hier sagt. Das ist nicht seine Angelegenheit.«
»Ich verwahre mich nur dagegen«, erwiderte Mark, wobei er versuchte, sein Erröten zu unterdrücken, »in einem falschen Licht gesehn zu werden. Nur versuchsweise kam ich hierher. Es ist mir ziemlich gleichgültig, ob ich bei dem Institut eine Stelle erhalte oder nicht.«
»Sie wissen doch«, sagte Steele zu Cosser, »wir haben in unserer Abteilung gar keine Stelle frei und schon gar nicht für jemand, der das Werk nicht kennt – außer man nähme ihn in die UL auf.«
»Das stimmt!« erwiderte Cosser.
»Sind Sie nicht Herr Studdock?« sagte eine andere Stimme an Marks Seite. Mark wandte den Kopf. Zu der mächtigen Gestalt schien die Fistelstimme nicht zu passen. Doch er erkannte den Sprecher sogleich. Das glatte, dunkle Gesicht, das schwarze Haar und der ausländische Tonfall waren nicht zu verwechseln. Es war Professor Filostrato, der große Physiologe. Vor zwei Jahren war er bei einem Festessen Marks Tischnachbar gewesen. Auf einer Bühne etwa hätte seine massige Gestalt komisch gewirkt. In Wirklichkeit jedoch war nichts Lächerliches an ihm. Mark war entzückt, daß sich ein solcher Mann seiner erinnerte.
»Ich freue mich sehr über Ihren Entschluß«, sagte Filostrato, nahm Mark am Arm und zog ihn sanft mit sich fort.
»Um die Wahrheit zu sagen«, versetzte Mark, »ich bin noch nicht schlüssig. Feverstone hat mich hergebracht, ist aber verschwunden, und Steele, in dessen Abteilung ich vermutlich käme, scheint überhaupt nichts von mir zu wissen.«
»Bah! Steele!« sagte der Gelehrte. »Kleiner Mann. Tut etwas dick. Man müßte ihm den Kopf zurechtrücken. Vielleicht tun Sie es. Ich habe Ihre sämtlichen Arbeiten gelesen, si, si. Nehmen Sie keine Rücksicht auf ihn!«
»Ich verwahre mich aber dagegen, falsch beurteilt zu werden«, begann Mark neuerdings.
»Hören Sie auf mich, mein Freund!« unterbrach ihn Filostrato.

»Schlagen Sie sich solche Bedenken aus dem Kopf! In ernster Linie müssen Sie sich eines klar machen: das Institut ist eine ernste Sache. Es geht um nichts weniger als um den Fortbestand der menschlichen Rasse. Von *unserer* Arbeit wird sie abhängen, verstehn Sie? Unter der Kanaille, dem Mob, wird es immer Streithammel und Frechlinge geben. Das ist ebenso gleichgültig, wie wenn Ihnen auf dem Höhepunkt der Schlacht ein Waffengefährte zuwider wäre.«
»Wenn ich eine lohnende Arbeit habe, stören mich solche Dinge gar nicht.«
»Ja, ja, das meine ich auch. Das Werk ist wichtiger als Sie ahnen. Sie werden schon sehn. Die Steeles und Feverstones sind ohne Einfluß. Solange Sie der Vizedirektor schätzt, können Sie auf die andern pfeifen. Sie brauchen auf niemand sonst zu hören, verstehn Sie? Ja, und da ist noch etwas, was ich Ihnen sagen möchte. Machen Sie sich die „Fee" nicht zur Feindin! Über alle andern können Sie ruhig lachen.«
»Die „Fee"?«
»Nun, man nennt sie so. Du lieber Himmel, eine grausige Angelsächsin! Schau, da kommt sie gerade! Ich werde Sie mit ihr bekannt machen. Fräulein Hardcastle, gestatten Sie: ich möchte Ihnen Herrn Studdock vorstellen!«
Mark spürte einen Händedruck wie von einem Heizer oder einem Fuhrmann. Ein mächtiges Weib in schwarzer, kurzrockiger Uniform stand ihm gegenüber. Ihre Büste glich der einer Kellnerin aus viktorianischer Zeit, diese Frau war mehr muskulös als fett und trug ihr eisengraues Haar kurzgeschnitten. Das Gesicht war eckig, streng und blaß, die Stimme tief. Ihre Lippen waren, mit völliger Mißachtung der natürlichen Form, rotgeschminkt: ihr einziges Zugeständnis an die heutige Mode. Sie kaute oder wälzte eine lange schwarze Zigarre zwischen den Zähnen. Beim Sprechen hatte sie die Gewohnheit, sie aus dem Mund zu nehmen und die Mischung von Lippenrot und Feuchte an dem zerkauten Ende aufmerksam zu betrachten. Dann klemmte sie sie noch fester zwischen die Zähne. Sie setzte sich gleich neben Mark in einen Sessel, warf ein Bein über die Armlehne und musterte den Neuling mit einem Blick kalter Vertraulichkeit.

KLICK-KLACK machte es in der Stille, in der Jane wartete. Von der andern Seite der Mauer näherten sich nun Schritte, das Tor wurde geöffnet. Jane sah eine junge, hochgewachsene, etwa gleichalterige Frau vor sich.
»Wohnt hier Fräulein Ironwood?« fragte sie.
»Ja«, erwiderte die andere, machte jedoch keine Anstalten, das Tor weiter aufzutun oder einen Schritt beiseite zu treten.
»Ich möchte sie sprechen«, erklärte Jane.
»Sind Sie mit ihr verabredet?« fragte die junge Frau.
»Das gerade nicht«, sagte Jane. »Dr. Dimble schickt mich. Er kennt Fräulein Ironwood. Er meinte, ich brauchte keine Verabredung zu treffen.«
»Ja, wenn Sie von Dr. Dimble kommen«, versetzte die andere, »so ist das etwas anderes. Kommen Sie, bitte, herein! Warten Sie einen Augenblick, bis ich das Tor zugemacht habe. So, entschuldigen Sie, daß ich vorangehe, der Weg ist für zwei nebeneinander zu schmal.«
Die junge Frau führte Jane an der mit Spalierobst bewachsenen Mauer entlang, betrat mit ihr einen moosbewachsenen, mit Stachelbeerbüschen eingefaßten Pfad und geleitete sie zu einem kleinen Rasenplatz, auf dem eine Schaukel stand. Hinter dem Platz lag ein Gewächshaus. Auf der einen Seite bemerkte Jane Scheune und Stall, auf der andern ein zweites Gewächshaus und einen Geräteschuppen. Geruch und Grunztöne verrieten die Art des Stallbewohners. Nun schlängelte sich ein schmaler Pfad durch einen Gemüsegarten an einem hügeligen Hang. Dann kamen winterkahle, steife Rosenstöcke, und hier, wo nur ein paar Bretter den Weg bezeichneten, fiel Jane ein, bei Freud gelesen zu haben, wir liebten die Gärten, weil sie ein Gleichnis des weiblichen Körpers seien. Aber das war wohl ein männlicher Gesichtspunkt. Für Frauen bedeuteten Gärten in ihren Träumen wahrscheinlich etwas völlig anderes. Oder nein? Hatten etwa beide, Mann und Frau, Freude am weiblichen Körper?
Ihr kamen noch andere sonderbare Worte in den Sinn: »Die Schönheit des Weibes ist der Quell der Freude für Weib und Mann, und nicht zufällig ist die Liebesgöttin älter und stärker als der Liebesgott?« Wo in aller Welt hatte sie das nur aufgeschnappt? Sie schüt-

telte die Gedanken über Gärten ab und faßte den Entschluß, sich zusammenzunehmen. Das eigenartige Gefühl, auf feindlichem oder zumindest fremdem Boden zu sein, gebot ihr, Fassung zu bewahren.
In diesem Augenblick traten sie aus einem Rhododendron- und Lorbeergebüsch und standen vor dem Nebeneingang an der Längsseite eines großen Hauses. Jane hörte, wie soeben im obern Stock ein Fenster geschlossen wurde.
Etwas später wartete sie in einem großen, karg ausgestatteten, geheizten Zimmer. Auf dem Boden lagen kaum Teppiche, die Wände über der niedrigen Täfelung waren hellgrau getüncht: das Zimmer wirkte streng, fast klösterlich. Die Schritte ihrer Begleiterin verhallten in den Gängen. Es wurde wieder ganz still um Jane, nur dann und wann hörte sie das Krächzen einer Krähe.
»Da habe ich mich in eine unangenehme Geschichte eingelassen«, dachte sie. »Nun muß ich dieser fremden Person meinen Traum erzählen und ihre Fragen über mich ergehn lassen.« Sie hielt sich im großen und ganzen für einen modernen Menschen: über alles mögliche konnte sie ohne Verlegenheit sprechen. Aber hier, in diesem Raum, sah sich manches doch anders an. So machte sie von Augenblick zu Augenblick mehr geheime Vorbehalte für ihre Geständnisse und nahm sich vor, gewisse Dinge überhaupt nicht zu erwähnen. Merkwürdigerweise hatten gerade diese mit sexuellen Fragen am wenigsten zu tun. »In den Wartezimmern der Zahnärzte gibt es wenigstens illustrierte Zeitschriften«, dachte sie, stand auf und öffnete das auf dem Tisch in der Zimmermitte liegende Buch. Ihre Augen fielen sofort auf diese Worte: »Die Schönheit des Weibes ist der Quell der Freude für Weib und Mann, und nicht zufällig ist die Liebesgöttin älter und stärker als der Liebesgott. Der Wunsch, um der eigenen Schönheit willen begehrt zu sein, ist die Eitelkeit Liliths, Adams erster Frau. Der Wunsch aber, an der eigenen Schönheit Freude zu haben, ist Evas Gehorsam. Beide erleben in ihrem Geliebten die eigene Köstlichkeit. Wie Gehorsam die Stufe zur Lust, so ist Demut die...«
In diesem Augenblick tat sich die Tür auf. Jane klappte errötend das Buch zu und wandte sich um. Die junge Frau von vorhin stand auf der Schwelle. Mit einemmal empfand Jane für sie eine fast leidenschaftliche Bewunderung, wie Frauen sie häufig für eine Schönheit anderer Art empfinden. Eine Freude muß es sein, so auszusehn,

dachte Jane – so schlank, selbstsicher und tapfer, so geschaffen, ein Pferd zu besteigen, und von solch göttergleichem Wuchs.
»Ist... ist Fräulein Ironwood zu Hause?« fragte sie.
»Sind Sie Frau Studdock?«
»Ja!«
»Ich werde Sie sogleich zu ihr führen«, sagte die andere. »Wir haben Sie erwartet. Mein Name ist Camilla... Camilla Denniston.«
Jane folgte ihr. Die Gänge waren eng und kahl. Jane glaubte noch im Hinterhaus des sehr geräumigen Hauses zu sein. Sie gingen eine ganze Weile, bevor Camilla an eine Tür pochte und beiseite trat, um Jane einzulassen. Dann sagte sie mit leiser und klarer Stimme: »Sie ist gekommen!«
Jane trat ein. Wie am Abend zuvor in ihrem Traum – wenn es ein Traum gewesen war –, genau so erblickte sie jetzt Fräulein Ironwood: ganz schwarz gekleidet und die Hände auf den Knien gekreuzt.
»Setzen Sie sich, meine Dame!« sagte Fräulein Ironwood.
Ihre auf den Knien gekreuzten Hände waren sehr groß und knochig, aber nicht grob. Ihre Gestalt wirkte auch in sitzender Haltung noch ungemein groß. Alle Einzelheiten an ihr: die Nase, der ernste Mund und die grauen Augen waren groß. Sie mochte sich den Sechzigern nähern.
Die Stimmung im Zimmer war Jane nicht angenehm.
»Wie heißen Sie, meine Dame?« fragte Fräulein Ironwood und griff nach Bleistift und Schreibheft.
»Jane Studdock.«
»Sind Sie verheiratet?«
»Ja.«
»Weiß Ihr Gatte von Ihrem Besuch bei mir?«
»Nein.«
»Ihr Alter, bitte?«
»Dreiundzwanzig.«
»Und nun, Frau Studdock«, sagte Fräulein Ironwood, »was wollen Sie mir sagen?«
Jane holte tief Atem.
»Ich träume schlecht – und das bedrückt mich.«
»Wie waren Ihre Träume?« fragte Fräulein Ironwood.
Janes nicht sehr gelungener Bericht nahm einige Zeit in Anspruch.

Während sie erzählte, hatte sie die Augen auf die großen Hände, den schwarzen Rock, den Bleistift und das Schreibheft gerichtet. Plötzlich blieb sie stecken, weil sie merkte, daß Fräulein Ironwood zu schreiben aufgehört hatte und daß ihre Finger den Bleistift umkrampften – anscheinend ungeheuer kräftige Finger –, bis die Knöchel ganz weiß wurden und die Adern anschwollen. Immer fester umklammerte sie den Stift, schließlich brach er entzwei. Fräulein Ironwood schien sehr erregt zu sein.
Jane hatte mitten in ihrem Bericht aufgehört und Fräulein Ironwood angesehn. Die weitgeöffneten grauen Augen starrten noch immer mit dem gleichen Ausdruck auf sie.
»Bitte, weiter!« sagte Fräulein Ironwood.
Jane nahm den Faden wieder auf. Als sie geendet hatte, stellte Fräulein Ironwood eine Menge Fragen. Dann versank sie in ein so langes Schweigen, daß Jane schließlich fragte: »Meinen Sie, ich sei ernstlich krank?«
»Nein, Sie sind nicht krank«, erwiderte Fräulein Ironwood.
»Wird dieser Zustand vorübergehn?«
»Das kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich nicht.«
»Kann man denn nichts dagegen tun? Es waren schreckliche Träume und so furchtbar lebendig, gar nicht wie gewöhnliche Träume.«
»Das kann ich gut verstehn.«
»Kann man dieses Leiden denn nicht heilen?«
»Sie können nicht geheilt werden, weil Sie nicht krank sind.«
»Aber etwas ist doch nicht in Ordnung. Es ist bestimmt nicht natürlich, solche Träume zu haben.«
»Ich glaube«, sagte Fräulein Ironwood, »es wird besser sein, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen.«
»Bitte, tun Sie es!« bat Jane mit gepreßter Stimme. Die Worte hatten sie erschreckt.
»Vor allem möchte ich Ihnen sagen«, erklärte Fräulein Ironwood, »Ihre Person ist von größerer Wichtigkeit als Sie ahnen.«
Jane schwieg, dachte aber: Sie will mich bei guter Laune erhalten, weil sie meint, ich sei verrückt.
»Wie war Ihr Mädchenname?«
»Tudor«, erwiderte Jane. Unter andern Umständen hätte sie diesen Namen nur befangen ausgesprochen, sie vermied gewöhnlich ängstlich den Schein, auf ihre alte Familie stolz zu sein.

»Ist es die Warwickshire-Linie der Familie?«
»Ja.«
»Einer Ihrer Vorfahren hat über die Schlacht von Worcester geschrieben. Haben Sie jemals das kleine Buch gelesen? Es hat nur etwa vierzig Seiten.«
»Nein. Mein Vater besaß ein Exemplar. Ich glaube, er hielt das Buch für das einzige, das noch vorhanden war. Ich habe es nicht gelesen. Es ging nach seinem Tod verloren, als der Haushalt aufgelöst wurde.«
»Ihr Vater irrte. Es gibt zumindest noch zwei Exemplare, das eine ist in Amerika, das andere hier in diesem Haus.«
»Ja? Und?«
»Ihr Vorfahre gab eine ausführliche und im großen und ganzen genaue Schilderung der Schlacht. Seiner Angabe nach schloß er sie am gleichen Tage ab, als die Schlacht zu Ende ging. Aber er war nicht dabei. Er hielt sich zu dieser Zeit in der Grafschaft York auf.«
Jane war den Erklärungen nicht mit ganzer Aufmerksamkeit gefolgt und blickte fragend auf Fräulein Ironwood.
»Sagte er, wie wir annehmen, die Wahrheit«, meinte Fräulein Ironwood, »dann hat er die Schlacht geträumt. Verstehn Sie?«
»Die Schlacht geträumt?«
»Ja. Er träumte sie genau, er hatte ein Traumgesicht von der Schlacht.«
»Ich sehe keinen Zusammenhang.«
»Die Schaukraft, das Vermögen, ein wirkliches Geschehn im Traum zu erblicken, ist zuweilen erblich«, sagte Fräulein Ironwood.
Janes stockte der Atem. Es kam ihr wie eine Beleidigung vor. Sie haßte alles Vernunftwidrige. Es war ihr gänzlich unerwünscht. Das Vergangene tauchte aus dem Modergrund der Zeit und bemächtigte sich ihrer.
»Wo ist der Beweis?« fragte sie. »Wir berufen uns doch nur auf sein Wort.«
»Ihre Träume sind der Beweis«, sagte Fräulein Ironwood. Ihre an sich ernste Stimme klang auf einmal streng. Ein abenteuerlicher Einfall durchzuckte Jane. Meinte das alte Fräulein etwa, es sei einem nicht einmal gestattet, die eignen Vorfahren Lügner zu heißen?
»Meine Träume?« versetzte sie, etwas spitz.
»Ja«, sagte Fräulein Ironwood.
»Was meinen Sie damit?«

»Ich bin überzeugt, Sie haben in Ihren Träumen wirkliche Vorgänge gesehn. Sie haben Alcasan gesehn, wie er leibhaftig in der Todeszelle saß, und Sie haben auch seinen tatsächlichen Besucher gesehn.«
»Aber... aber... das ist lächerlich!« versetzte Jane. »*Dieser* Teil des Traumes war ein zufälliges Zusammentreffen, und alles was folgte, nur ein Alpdruck. Alles war unmöglich. Ich sagte doch, er drehte ihm den Kopf ab. Und die andern gruben den schrecklichen alten Mann aus... sie erweckten ihn zum Leben.«
»Zweifellos sind da gewisse Unklarheiten. Meiner Meinung nach enthalten aber sogar diese Einzelheiten etwas Wahres.«
»Ich muß gestehn, an solche Dinge glaube ich nicht«, erwiderte Jane kühl.
»Bei Ihrer Erziehung ist das nicht verwunderlich«, sagte Fräulein Ironwood, »abgesehn von Ihrer zufälligen Entdeckung: die Gabe zu besitzen, im Traum die Wirklichkeit als Spiegelbild zu erschaun.«
Jane dachte an das Buch auf dem Tisch im Wartezimmer: sie kannte es, ohne es jemals vorher gesehn zu haben. Und auch Fräulein Ironwood hatte sie schon vorher genau erblickt. Dennoch – das war Unsinn.
»Sie können also nichts für mich tun?« fragte sie.
»Ich kann Ihnen die Wahrheit sagen«, erwiderte Fräulein Ironwood, »und ich habe versucht, es zu tun.«
»Können Sie diesen Dingen kein Ende machen? Können Sie mich wirklich nicht heilen?«
»Hellsichtigkeit ist keine Krankheit.«
»Aber ich will das nicht«, versetzte Jane leidenschaftlich. »Ich muß von diesen Bedrängnissen frei werden. Solche Sachen hasse ich.«
Fräulein Ironwood ließ sie ruhig sprechen und schwieg.
»Wissen Sie niemand, der mich davon befreien könnte?« fragte Jane, »können Sie mir niemand empfehlen?«
»Wenn Sie einen der üblichen Seelenärzte aufsuchen«, erklärte Fräulein Ironwood, »wird er annehmen, Ihre Träume seien bloß Zerrbilder Ihres Unterbewußtseins. Er wird darangehn, Sie zu behandeln. Die Ergebnisse einer solchen Kur könnten, befürchte ich, höchst ungünstig für Sie ausfallen. Und Ihre Traumgesichte würde er bestimmt nicht weggeschafft haben.«
»Was soll denn all das bedeuten?« fragte Jane. »Ich will ein alltägliches Leben führen, möchte meine Arbeit tun. So aber ist es uner-

träglich für mich. Warum nur bin ich für solche Schreckbilder ausersehn?«
»Die Antwort auf diese Frage können nur Wesen geben, die höher stehn als ich.«
Eine kleine Pause entstand. Jane beschrieb eine unbestimmte Geste und sagte dann etwas schnippisch: »Da Sie nichts für mich tun können, ist es sicherlich besser, ich gehe.« Doch setzte sie plötzlich hinzu: »Aber woher wissen Sie das alles? Ich frage Sie... von welcher Wirklichkeit sprechen Sie?«
»Vermutlich haben Sie mehr Grund«, erwiderte Fräulein Ironwood, »an die Wahrheit Ihrer Traumgesichte zu glauben, als Sie bisher zugaben. Wenn nicht, so werden Sie ihn bald haben. Ich will Ihre Frage beantworten. Wir wissen, Ihre Träume sind Wahrgesichte: sie entsprechen unsern Nachforschungen. Dr. Dimble erkannte ihren Sinn, deshalb schickte er Sie zu mir.«
»Wollen Sie damit andeuten, er habe mich zu Ihnen geschickt, damit ich Auskünfte erteile, statt geheilt zu werden?« fragte Jane. Nun erst wurde ihr Dr. Dimbles damaliges Verhalten klar, als sie ihm zum erstenmal von ihren Träumen erzählte.
»Genau das!«
»Ich wünschte, ich hätte das früher gewußt«, erwiderte Jane kühl und stand auf, entschlossen, wegzugehn. »Ich fürchte, es war ein Mißverständnis, als ich annahm, Dr. Dimble wolle mir helfen.«
»Das wollte er auch. Aber zugleich wollte er etwas noch weit Wichtigeres.«
»Mir scheint, ich muß dankbar sein, überhaupt beachtet zu werden«, sagte Jane in trockenem Ton. »Und auf welche Weise sollte mir durch alle diese Erklärungen geholfen werden?«
Janes Versuch, eisigen Spott auszudrücken, mißlang. Zornesröte stieg in ihre Wangen.
»Junge Dame«, versetzte Fräulein Ironwood. »Der Ernst dieser Zusammenhänge ist Ihnen noch nicht bewußt. Die Dinge, die Sie gesehn haben, sind so wichtig, daß dagegen Ihr oder mein Glück und sogar das Leben ohne Bedeutung sind. Ich muß Sie bitten, das zu begreifen. Sie können sich von Ihrer Veranlagung nicht frei machen, höchstens können Sie versuchen, sie zu unterdrücken: es wird Ihnen aber nicht gelingen, es wird Sie nur schwer schädigen. Aber auf der andern Seite können Sie *uns* Ihre Gabe leihen. Wenn Sie das

tun, würden Sie künftig viel weniger Angst ausstehn und außerdem mithelfen, die Menschheit vor großem Unheil zu bewahren. Schließlich haben Sie auch die Möglichkeit, sich Dritten anzuvertrauen; aber davor warne ich Sie eindringlich, denn Sie könnten den unrichtigen Leuten in die Hände fallen. Die würden zwar Ihre Begabung ausnutzen, aber auf Ihr Leben und Ihr Glück weniger Rücksicht nehmen als auf das einer Fliege. Die Gestalten, die Sie in Ihren Träumen gesehn haben, leben. Es ist nicht unmöglich, daß sie das wissen und meinen, Sie hätten ihnen unwissentlich nachspioniert. Sie werden vielleicht nicht eher ruhn, bis sie Sie in ihrer Gewalt haben. Zu Ihrem eigenen Vorteil rate ich Ihnen, sich uns anzuschließen.«

»Sie sprechen immer von *wir* und *uns*. Sind Sie ein Bund?«

»Ja, Sie können uns einen Bund nennen.«

Jane hatte sich erhoben, fast glaubte sie, was sie gehört hatte. Aber plötzlich kam wieder ihr ganzer Abscheu über sie: Abscheu vor den sinnlosen Verwirrungen, in die sie gestürzt worden war, Abscheu, daß ihre Eitelkeit verletzt war, ihr Widerwille gegen Geheimnisse und gegen Ungewohntes. Im Augenblick schien es für sie nichts Wichtigeres zu geben, als diesem Zimmer zu entfliehn, fort von dieser ernsten und geduldigen Stimme. Sie hat mich nur noch kränker gemacht, sagte sie sich, als fühlte sie sich noch immer als Patientin. Endlich erwiderte sie: »Ich muß jetzt gehn. Ich verstehe nicht, wovon Sie gesprochen haben. Ich möchte ganz und gar nichts damit zu tun haben.«

MARK HAT SICH ENTSCHIEDEN

MARK STELLTE schließlich fest, daß man mit seiner Übernachtung rechnete. Als er in sein Zimmer ging, um sich zum Abendessen umzukleiden, hatte sich seine Stimmung gebessert. Zum Teil war es dem Whisky zuzuschreiben, den er kurz zuvor in der Gesellschaft von »Fee« Hardcastle getrunken hatte, zum Teil der Tatsache, daß er nach einem Blick in den Spiegel kein neues Pflaster aufzulegen brauchte. Auch das Schlafzimmer mit dem flackernden Feuer und das Badezimmer nebenan trugen dazu bei. Wie gut, daß er sich auf das Zureden Janes einen neuen Schlafanzug gekauft hatte!

Er sah so hübsch aus, wie er da auf dem Bett lag, der alte hätte es wirklich nicht mehr getan. Aber am meisten hatte ihn das Gespräch mit der Fee beruhigt. Gefiel sie ihm eigentlich? Kaum. Sie hatte allerhand anstößige Geschichten zum Besten gegeben. Er hatte sich stets angeekelt gefühlt, wenn emanzipierte Frauen witzelten. Trotzdem hatte ihm die vertrauliche Art des Gesprächs über seine Verstimmung hinweggeholfen. Man hatte ihn heute wiederholt fühlen lassen, er sei nur ein Außenseiter. Während er mit Miß Hardcastle plauderte, hatte sich diese Empfindung völlig verflüchtigt. Anscheinend hatte sie ein bewegtes Leben hinter sich. Sie war nacheinander Frauenrechtlerin, Friedenskämpferin und Faschistin gewesen. Sie war von der Polizei mißhandelt und eingesperrt worden. Dann wieder hatte sie mit Premierministern, Diktatoren und berühmten Filmstars verkehrt. Ihre ganze Lebensgeschichte war förmlich aus den Aktenschränken der Geheimpolizei gezogen. Aus eigner Erfahrung wußte sie, wie weit die Polizeigewalt reichte. Ihrer Ansicht nach gab es nur sehr wenig, was sich der Macht der Polizei entziehn konnte. »Besonders jetzt«, sagte sie, »hier im Institut unterstützen wir den Kreuzzug gegen den Bürokratismus.«
Die polizeiliche Funktion des Instituts war, wie Mark merkte, für die Fee das Wichtigste. Sie war dazu bestimmt, alle Fragen des Gesundheitswesens aus der Hand der staatlichen Vollziehungsorgane zu übernehmen. Sie begannen bei der Impfung und hörten bei Anklagen wegen widernatürlicher Unzucht auf; von da, meinte die Fee Hardcastle, sei nur ein Schritt bis zu allen Fällen von Erpressung. Die Presse hatte die Ansicht bereits volkstümlich gemacht, dem Institut müsse gestattet sein, bei seinen Versuchen ziemlich frei vorzugehn, da es zu entdecken hoffe, wie eine menschlich-anständige Heilbehandlung an Stelle der alten »rächenden« oder »sühnenden« Strafe treten könne. Aber dem stand noch viel amtlicher Bürokratismus entgegen.
»Nur noch zwei Zeitungen kontrollieren wir nicht«, sagte die Fee, »und die werden wir auslöschen. Wir müssen alle Leute soweit bringen, von selbst „Sadismus“ zu schrein, sobald sie nur das Wort Strafe hören. Ist das einmal erreicht, haben wir freie Bahn.«
Mark konnte ihr nicht ohne weiteres folgen. Doch die Fee erklärte ihm, der Begriff »verdiente Strafe« habe bisher jede wirkliche Polizeigewalt gehemmt. Denn das Maß der verdienten Strafe sei stets

begrenzt: mit so und so viel konnte man einen Verbrecher bestrafen, nicht mehr. Einer Heilbehandlung hingegen wären keine Grenzen gesteckt. Sie würde solange fortgesetzt werden, bis der Behandelte genese; diesen Augenblick könnten die Fachleute bestimmen. Und wenn schon eine Heilweise menschlich und erstrebenswert war, wie viel mehr noch das vorbeugende Verfahren! Wer einmal der Polizei in die Hände geraten sei, würde bald von der Überwachung des Instituts erfaßt werden. Schließlich würde sie auf alle Einwohner ausgedehnt. »Und das, mein Bester, ist der Augenblick, wo Sie und ich handeln werden!« setzte sie hinzu und tippte mit ihrem Zeigefinger Mark auf die Brust. »Auf weite Sicht besteht eben kein Unterschied zwischen Polizei und Soziologie. Sie und ich müssen uns in die Hände arbeiten!«
Diese Worte weckten in Mark wieder die alten Zweifel, ob man ihm wirklich einen Posten anbiete und welcher Art er sein werde. Die Fee hatte ihn vor Steele als einem gefährlichen Mann gewarnt. »Noch vor zwei Leuten müssen Sie auf der Hut sein«, sagte sie. »Der eine ist Frost und der andere der alte Wither.«
Aber sie belustigte sich über seine Ängstlichkeit. »Sie sind ganz in Ordnung, Lieber! Aber machen Sie sich nicht zu viel Umstände wegen Ihrer Tätigkeit! Mit der Zeit werden Sie schon merken, was Sie zu tun haben. Wither läßt sich nicht gern festnageln. Es ist nutzlos, zu sagen, Sie wollten hier dies und jenes tun. Dafür hat man jetzt keine Zeit mehr. Sie müssen sich bloß nützlich machen – und nicht alles glauben, was man Ihnen zusteckt.«
Beim Abendessen saß Mark neben Hingest.
»Nun«, sagte er, »hat man Sie doch noch eingefangen, wie?«
»Ich glaube schon«, erwiderte Mark.
»Sollten Sie sich nachträglich eines Bessern besinnen«, sagte Hingest, »könnte ich Sie in meinem Wagen mitnehmen. Ich fahre heute noch zurück.«
»Sie haben mir noch nicht gesagt, warum Sie selber uns verlassen«, versetzte Mark.
»Ja – es kommt eben darauf an, was man gern tut. Wenn Ihnen die Gesellschaft dieses italienischen Eunuchen, des verrückten Pastors und der Hardcastle – die von Ihrer Großmutter durchgeprügelt worden wäre, lebte sie noch – Spaß macht, dann allerdings ist kein Wort mehr darüber zu verlieren.«

»Man kann doch eine Sache nicht allein vom gesellschaftlichen Standpunkt aus beurteilen – es handelt sich hier doch um etwas mehr als um einen Klub.«
»Wieso beurteilen? Ich habe in meinem ganzen Leben nie etwas beurteilt, soviel ich weiß, außer auf einer Blumenausstellung. Im übrigen ist das Geschmackssache. Ich kam hierher, weil ich glaubte, es hätte etwas mit Wissenschaft zu tun. Nun ich aber sehe, es ist eher eine politische Verschwörung, gehe ich nach Hause. Für solche Geschichten bin ich zu alt. Wollte ich mich aber an einer Verschwörung beteiligen, suchte ich mir eine andere aus.«
»Wollen Sie damit sagen, das Wesen sozialer Planung behage Ihnen nicht? Ich verstehe gut, es paßt nicht so in Ihr Arbeitsgebiet wie in Wissenschaften ähnlich der Soziologie. Aber...«
»Soziologie ist keine Wissenschaft!« unterbrach Hingest. »Und wenn die Chemie sich einläßt mit einer von einem ältlichen, korsettlosen Mannweib geleiteten Geheimpolizei und den Plan ausheckt, jedem seinen Bauernhof, sein Geschäft und seine Kinder wegzunehmen, so würde ich die Chemie zum Teufel jagen und zur Gärtnerei zurückkehren.«
»Ich verstehe diese Zuneigung für den kleinen Mann; aber wenn man wie ich die Tatsachen...«
»Dann muß einen die Lust ankommen, alles niederzureißen, um neu aufzubauen. Selbstverständlich. Wissen Sie, was Sie finden, wenn Sie die Menschen studieren? Schwindel! Menschen kann man übrigens gar nicht studieren, man kann sie nur kennen lernen, und das ist etwas ganz anderes. Weil Sie sie studieren, haben Sie den Wunsch, die untern Volksschichten sollten das Land regieren und klassische Musik hören. Das ist Gewäsch! Sie wollen dem Menschen samt und sonders, außer einem Pack von Hohlköpfen und Professoren, wegnehmen, was ihm das Leben lebenswert macht.«
»Bill!« rief plötzlich die Fee Hardcastle vom Ende des Tisches mit so lauter Stimme, daß Hingest sie nicht überhören konnte. Er blickte zu ihr hin, er war ganz rot geworden.
»Stimmt es«, plärrte sie, »Sie wollen gleich nach dem Essen wegfahren?«
»Ja, Fräulein Hardcastle, es stimmt!«
»Würden Sie mich vielleicht mitnehmen?«
»Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagte Hingest mit einer Stimme,

die das Gegenteil verriet, »sofern Sie in meine Richtung wollen.«
»Wohin fahren Sie?«
»Nach Edgestow!«
»Kommen Sie bei Brenstock vorüber?«
»Nein! Ich verlasse die Umgehungsstraße an der Kreuzung genau oberhalb dem Haupttor von Lord Holywood und biege dann in Pottersweg ein.«
»Oh, schade! Nützt mir nichts. Da warte ich lieber bis morgen früh.«
Mark wurde von seinem Nachbarn zur Linken in ein Gespräch gezogen und sah Bill Hingest erst nach dem Abendessen in der Halle wieder. Er hatte seinen Mantel an und wollte gerade zu seinem Wagen gehn.
Während er die Tür öffnete, sprach er mit Mark, der ihn auf dem Kiesweg zum Parkplatz begleitete.
»Befolgen Sie meinen Rat, Studdock«, sagte er, »oder denken Sie wenigstens darüber nach! Ich persönlich glaube nicht an Soziologie, Sie aber haben eine ganz nette Laufbahn vor sich, wenn Sie in Bracton bleiben. Lassen Sie sich jedoch mit dem Institut ein, so tun Sie sich selber nichts Gutes an – und bei Gott! Sie werden auch sonst keinem damit nützen.«
»Man kann vermutlich über alles zweierlei Ansicht sein«, erwiderte Mark.
»He? Zweierlei Ansicht? Man kann über jede Sache ein Dutzend Ansichten haben, bis sich die Lösung einstellt. Dann gibt es nur noch eine. Doch das ist nicht meine Sache. Gute Nacht!«
»Gute Nacht, Hingest!« rief Mark.
Der andere ließ den Motor an und fuhr los.
Ein leichter Frosthauch lag in der Luft. Der Gürtel des Orion – nicht einmal dieses erhabene Sternbild kannte Mark – glitzerte hoch über den Baumwipfeln. Mark zögerte, in das Haus zurückzukehren. Vielleicht erwarteten ihn neue Unterhaltungen mit interessanten und einflußreichen Leuten – vielleicht aber würde er sich auch wieder als Außenseiter fühlen, allein umherstehn und Gesprächen zuhören, denen er nicht folgen konnte. Jedenfalls war er müde. Er schlenderte am Haus entlang und kam zu einer andern kleinern Tür, von der er vermutete, daß man in das Haus komme, ohne durch die Halle oder den Sitzungssal zu müssen.
Er trat ein, stieg die Treppe hinauf und ging gleich zu Bett.

CAMILLA DENNISTON führte Jane hinaus. Durch das Haupttor kam sie auf die Straße. Gelbes Licht, das aus einem Riß der grauen Wolken fiel, warf vom Westen für einen Augenblick eine kühle Helle über die ganze Landschaft. Jane ließ sich vor Camilla ihren Ärger und ihre Ängste nicht anmerken. Kaum hatte sie sich verabschiedet, waren die beiden Empfindungen auch schon verflüchtigt. Nur die energische Abneigung gegen alles, was sie »diesen Unsinn« nannte, bestand weiter. Allerdings war sie nicht mehr so sicher, ob es auch wirklich Unsinn sei, doch sie war fest entschlossen, das Ganze als Unsinn abzutun.

Sie wollte nichts damit zu schaffen haben, nicht in solcherlei Dinge hineingedrängt werden. Hatte sie denn nicht ihr gutes Recht auf ein eigenes Leben? Seit je war es ihr wichtigster Grundsatz, Zwangslagen und Einmischungen zu vermeiden. Selbst in jenem Augenblick, als sie entschlossen war, Mark zu heiraten, wenn er um sie anhielte, hatte sie sich vorgenommen, ihr eigenes Leben zu wahren, und außer in flüchtigen Augenblicken war sie von diesem Grundsatz auch nicht abgewichen. Ein gewisser Groll selbst gegen die Liebe und gegen Mark, der sich in ihr Leben gedrängt hatte, war nicht verflogen. Jedenfalls war sie sich zu gut bewußt, wie viel eine Frau durch eine Heirat aufgibt. Mark schien dieses Opfer nicht zu erkennen. Sie hatte zwar nie darüber gesprochen, die Angst aber, völlig überwältigt zu werden und in Schwierigkeiten zu geraten, war die eigentliche Ursache, warum sie Kinder nicht haben wollte – oder erst viel später.

Kaum war sie wieder in ihrer Wohnung, läutete das Telefon.

»Sind Sie es, Jane?« ertönte eine Stimme, »ich bin es, Margaret Dimble. Es ist etwas Schreckliches geschehn. Ich werde es Ihnen erzählen, wenn ich bei Ihnen bin. Vor lauter Empörung kann ich kaum sprechen. Haben Sie zufällig ein überzähliges Bett? Wie? Studdock ist nicht da? Das paßt ja gut! Cecil wird im College schlafen. Werde ich Sie auch wirklich nicht stören? Danke tausendmal! In einer halben Stunde komme ich.«

Kaum hatte Jane Marks Bett frisch bezogen, traf auch schon Frau Dimble mit vielen Paketen ein.

»Sie sind ein Engel, mich über Nacht zu behalten! Wir haben bei

jedem Hotel in Edgestow angefragt, alle sind überfüllt. Hier wird es noch ganz unerträglich werden. Jedes Hotel ist vollgestopft mit dem Pack und dem ganzen Troß dieses unausstehlichen Instituts. Sekretäre da, Stenotypistinnen dort, Arbeitsbeauftragte – widerliches Zeug! Hätte Cecil nicht im College ein Zimmer frei, er müßte im Wartesaal des Bahnhofs übernachten. Wenn nur der Diener im College das Zimmer auch gelüftet hat!«

»Aber, was ist denn geschehn?« fragte Jane.

»Man hat uns an die Luft gesetzt, meine Liebe!«

»Nicht möglich, Frau Dimble! Das ist doch gegen jedes Recht.«

»Cecil sagte das auch... Stellen Sie sich nur vor, Jane, das erste, was wir sahn, als wir heute früh den Kopf aus dem Fenster steckten, war mitten auf der Zufahrtsstraße ein Lastwagen. Die Hinterräder im Rosenbeet, oben drauf ein Haufen Leute. Sie sahn wie Verbrecher aus und hatten Schaufeln und Spaten in den Händen. In unserm eignen Garten! Ein widerlicher kleiner Mann mit einer Spitzkappe war dabei; während er mit Cecil sprach, behielt er die Zigarette im Mund – und raten Sie, was er sagte? Wir könnten bis morgen früh um acht da bleiben, doch nur im Haus, nicht im Garten. Einspruch zwecklos!«

»Aber das muß ja ein Irrtum sein!«

»Cecil hat selbstverständlich den Quästor Ihres Colleges angerufen, und selbstverständlich war er nicht da. Mit dem Herumtelephonieren ist der ganze Vormittag vergangen. Inzwischen wurde die große Blutbuche gefällt, Sie hatten sie so gern, und alle Pflaumenbäume. Wäre ich nicht so empört gewesen, ich hätte mich hingesetzt und mir die Augen ausgeweint. Endlich hatte Cecil Ihren Busby erreicht. Er konnte uns aber nicht helfen. Er sagte zwar, es scheine ein Mißverständnis zu sein, doch er hätte jetzt nichts mehr mit der Sache zu tun, wir sollten lieber das Institut in Belbury anrufen. Natürlich kam keine Verbindung zustande. Am Mittag waren wir überzeugt, auf keinen Fall die Nacht noch bleiben zu können.«

»Warum nicht?«

»Liebe Jane, Sie ahnen nicht, wie es zuging. Schwere Lastwagen und Traktoren dröhnten ununterbrochen vorüber, auf einem Güterwagen haben sie einen Kran herangeschleppt. Unsere eigenen Geschäftsleute konnten nicht einmal mehr durchkommen. Die Milch kam nicht vor elf, das Fleisch überhaupt nicht. Der Fleischer rief

nachmittags an, um uns zu sagen, seine Leute könnten auf keiner der beiden Straßen zu uns. Wir selber kamen nur mit größter Schwierigkeit in die Stadt. Vom Haus bis zur Brücke haben wir eine halbe Stunde gebraucht. Wie ein Alpdruck lag es auf uns. Nichts als Scheinwerfer und Lärm, die Straße ganz zerwühlt. Auf der Gemeindewiese werden schon Blechbaracken aufgeschlagen. Und was für Leute! Schreckliche Gesichter! Nie hätte ich solche Arbeiter bei uns zulande vermutet. Ach, gräßlich, gräßlich!«

»Und was werden Sie tun?«

»Weiß der Himmel!« erwiderte Frau Dimble. »Für den Augenblick haben wir das Haus abgeschlossen, und Cecil ist zum Notar Rumbold gegangen: er wollte ihn fragen, ob wir das Haus wenigstens versiegeln können, damit man es nicht antastet, bis wir unsere Möbel herausgenommen haben. Rumbold scheint keine Ahnung zu haben, woran er ist. Er wiederholt nur immer, das Institut sei rechtlich in einer sehr merkwürdigen Lage. So weit ich urteilen kann, wird es in Edgestow überhaupt keine Privathäuser mehr geben. Nicht einmal auf dem andern Ufer des Flusses wird man wohnen können, auch wenn man uns dort ließe. Was sagen Sie? Es ist unbeschreiblich! Alle Pappeln werden gefällt. Alle die hübschen Häuser bei der Kirche werden niedergerissen. Ich fand die arme Ivy – Ihre Frau Maggs – in Tränen aufgelöst. Dieses arme Ding sieht schrecklich aus, wenn sie weint, noch dazu gepudert. Man hat sie auch auf die Straße gesetzt. Die arme, kleine Frau! Ohnehin hat sie schon genug Sorgen. Ich war froh, wegzukommen. Die Männer waren zu gräßlich. Drei große, rohe Mannsbilder kamen an die Hintertür und verlangten heißes Wasser. Sie benahmen sich rüpelhaft, Martha verlor völlig den Kopf. Cecil mußte hinausgehn und mit ihnen reden. Ich befürchtete schon, sie würden ihn verprügeln. Es war äußerst unerfreulich. Irgend ein besonderer Polizist schickte sie dann weg. Was? Ja, es waren Dutzende da, die wie Polizisten aussahn. Aber sie gefielen mir ebensowenig. Sie schwingen eine Art Knüppel, wie in den amerikanischen Filmen. Wissen Sie, Jane, Cecil und ich dachten das gleiche: uns war ums Herz, als hätten wir den Krieg verloren. – Oh, Sie Gute! Tee! Gerade das, was ich brauche.«

»Bleiben Sie nur so lang hier, wie Sie mögen, Frau Dimble, Mark wird eben im College schlafen müssen.«

»Nun, augenblicklich, scheint mir, hat ein Professor von Bracton überhaupt kein Recht auf Schlaf. Aber Studdock nehme ich aus. Übrigens ist die Wohnungsfrage schon gelöst. Cecil und ich gehn in das Herrenhaus in Sankt Anne, wo wir jetzt sowieso viel zu tun haben.«
»Oh...« sagte Jane und dehnte ihren Ausruf unwillkürlich, sie mußte an ihren Besuch denken.
»Mein Gott, bin ich selbstsüchtig!« rief Frau Dimble aus. »Da schwatze ich fortwährend von meinen eigenen Sorgen und vergesse, Sie waren ja draußen in Sankt Anne und werden mir viel zu erzählen haben. Sahn Sie Grace, und wie gefiel sie Ihnen?«
Jane überlegte kurz.
»Ist Grace Fräulein Ironwood?«
»Ja.«
»Ich habe sie gesprochen. Ich weiß nicht, ob sie mir gefällt. Aber ich möchte über das alles nicht reden. Ich kann an nichts anderes denken als an Ihre traurige Geschichte. Sie verdienen Mitleid, nicht ich.«
»Nein, meine Liebe«, erwiderte Frau Dimble. »Ich nicht. Ich bin nur eine ärgerliche alte Frau mit Fußschmerzen und Kopfweh. Es wird aber schon wieder besser. Ich versuche nur, mich in eine bessere Laune hineinzuschwatzen. Schließlich haben Cecil und ich nicht unsern Verdienst eingebüßt wie die arme Frau Maggs. In Wirklichkeit ist es ja kein Unglück, das alte Haus aufgeben zu müssen. Wissen Sie, es war doch ein trauriges Vergnügen, da drin zu wohnen, wirklich. All die großen Zimmer im obern Stock – unbenützt. Wir hofften, wir bekämen viele Kinder, und dann bekamen wir nicht eins. Ich hatte mich schon damit abgefunden, an den Nachmittagen ohne Cecil Trübsal zu blasen, mich selbst zu bedauern. Es ist besser für mich, von dort wegzukommen. Für Cecil ist es viel schlimmer. Er hatte so viel Freude an den Besuchen seiner Schüler. – Jane, nun haben Sie aber schon zum drittenmal gegähnt. Sie sind schläfrig, und ich schwatze Ihnen den Kopf voll. So ist es, wenn man dreißig Jahre verheiratet ist: der Ehemann ist zum Anschwatzen da. Dabei kann er seinen Geist besser auf sein Buch sammeln. Wie beim Geplätscher eines Wasserfalls. Da... schon wieder haben Sie gegähnt!«
Frau Dimble brachte Jane in Verlegenheit, als sie zum Nachtgebet niederkniete. Sonderbar, dachte Jane, wie peinlich einem so etwas

ist! Man weiß nicht, wohin man blicken soll. Und wenn sie sich von ihren Knien erhoben hat, findet man nur schwer den natürlichen Gesprächston wieder.

ÜBERFALL IM TRAUMGESICHT

»SIND SIE WACH?« fragte Frau Dimble mit ruhiger Stimme mitten in der Nacht.

»Ja«, antwortete Jane. »Es tut mir leid, Sie aufgeweckt zu haben. Schrie ich?«

»Ja, Sie schrien, weil jemand niedergeschlagen wurde.«

»Ich sah, wie man einen Mann umbrachte, einen Mann in einem großen Wagen auf der Landstraße. Er war an einer Kreuzung und lenkte den Wagen nach rechts. Als er an den Bäumen vorüber war, standen Leute in der Straßenmitte und winkten mit einem Licht. Ich konnte nicht hören, was gesprochen wurde, ich war zu weit weg. Sie schienen ihn überredet zu haben, auszusteigen. Er stand da und sprach mit einem Mann. Das Licht fiel mitten in sein Gesicht. Es war nicht jener alte Mann aus meinem frühern Traum. Er hatte keinen Bart, nur einen Schnurrbart. Stolz und behend schien er zu sein. Es gefiel ihm nicht, was ihm der Mann sagte. Er hob die Faust und schlug ihn nieder. Ein anderer hinter ihm versuchte nun, ihn mit irgend einem Gegenstand auf den Kopf zu schlagen. Aber der alte Mann war flink, er wandte sich rasch um, es kam zu einem wilden, aber großartigen Kampf. Zu dritt griffen sie ihn gleichzeitig an, er verteidigte sich gegen alle. In Büchern habe ich ähnliches gelesen, habe mir aber niemals ausgedacht, wie einem dabei zumute sein mag. Natürlich überwältigten sie ihn endlich. Mit den Gegenständen in ihren Händern hämmerten sie auf seinen Kopf. Sie waren ganz kaltblütig und bückten sich dann, um nachzusehn, ob er auch wirklich tot sei. Das Licht der Laterne schimmerte sonderbar, als ständen lange Lichtstäbe, eine Art Gitter, um den Tatort. Vielleicht hat mich das aufgeweckt. – Nein, danke, mir ist ganz wohl. Der Traum war aber schrecklich, doch habe ich mich nicht wirklich gefürchtet... nicht so wie in frühern Träumen. Ich hatte großes Mitleid mit dem alten Mann.«

»Glauben Sie wieder einschlafen zu können?«

»Ja, selbstverständlich. Hat Ihr Kopfweh nachgelassen, Frau Dimble?«
»Danke, es ist weg. Gute Nacht!«

DER VERRÜCKTE GEISTLICHE

»ZWEIFELLOS IST das der verrückte Geistliche, von dem Bill Hingest erzählte«, dachte Mark.
Da sich der Ausschuß des Instituts erst um halbelf in Belbury versammelte, spazierte Mark nach dem Frühstück, trotz des rauhen und nebeligen Wetters, mit Reverend Straik, der ihn festgehalten hatte, im Garten auf und ab. Schon vom ersten Augenblick fand Mark ihn unbehaglich in seinem abgetragenen Anzug mit dem durchgewetzten Klerikerkragen, den plumpen Schuhen, dem düsteren, hageren, schlechtrasierten, narbigen Gesicht und dem verbitterten Wesen. Er hatte nicht erwartet, einer solchen Figur im Institut zu begegnen.
»Bilden Sie sich nicht ein«, sagte Straik, »ich sei der Ansicht, unser Programm könne ohne Gewaltmaßregeln verwirklicht werden. Es wird Widerstand geben. Wir werden uns aber nicht abschrecken lassen. Unsern Gegnern werden wir mit Härte entgegentreten: sie müssen den Eindruck gewinnen, ihre Angriffe seien uns nur erwünscht. Lassen wir sie schwatzen! Unser Ziel ist nicht, jene Form geduldeten Unrechts, „Gesellschaft" genannt, zu stützen. Unsere Botschaft an sie soll die größte Verzweiflung erwecken.«
»Eben das meinte ich«, erwiderte Mark, »mit meiner Erklärung: Ihr Standpunkt und der meine wären auf die Dauer unvereinbar. Zur Erhaltung der Gesellschaft ist eine sorgfältige Planung nötig, und gerade das ist mein Ziel. Ich glaube nicht an eine andere Lösung. Für Sie jedoch ist die Frage anders: Sie erwarten sich in einer andern Welt etwas Besseres als die menschliche Gesellschaft.«
»Oh, nein! Mit jedem Gedanken und jedem Herzschlag, mit jedem Blutstropfen schwöre ich dieser verdammenswerten Lehre ab!« rief Straik aus. »Mit diesem Vorwand verdirbt und verfälscht man die Lehre Jesu, ja die Welt, diesen Leib und dieses Gehäuse des Todes, und verkehrt die einfache Forderung des Herrn nach Gerechtigkeit und Gericht auf Erden in Pfaffenlist und Geheimnisdunst. Das Reich

Gottes muß hier verwirklicht werden, in dieser Welt. Und es wird geschehn. Im Namen Jesu wird sich jedes Knie beugen. In diesem Namen löse ich mich los von jeder bekennenden Religion, wie sie je auf Erden bestanden hat.«

Ohne jede Scheu hätte Mark vor jungen Frauen einen Vortrag über Fehlgeburten oder über unnatürlichen Geschlechtstrieb gehalten. Jetzt aber, beim Nennen des Namens Jesu, brannten seine Wangen, und er war bestürzt über sich selbst, wie auch über Straik. Gerade diese Art Gespräche war ihm unerträglich. Und niemals, seit der unvergeßlichen Quälerei mit den Schulaufgaben, hatte er sich so unbehaglich gefühlt. Er murmelte etwas von seiner Unkenntnis in Theologie.

»Ach was! Theologie!« versetzte Straik mit tiefer Verachtung. »Ich spreche nicht von Theologie, junger Mann, sondern von unserm Herrn Jesus. Theologie ist Geschwätz, Sand in die Augen, blauer Dunst, eine Spielerei für reiche Leute. In den Hörsälen habe ich den Herrn Jesus nicht gesehn. Im Kohlenpott und am Sarg meiner Tochter geschah es. Wenn die Leute meinen, die Theologie sei eine Art Baumwolle, die sie schützt an dem Großen und Schrecklichen Tag, so irren sie. Hören Sie auf mich: so und nicht anders wird es geschehn! Das Reich Gottes kommt in diese Welt, in unser Land. Die Macht der Wissenschaft wird ihr Werkzeug sein, ihr unwiderstehliches Werkzeug, wie wir alle im Institut wissen. Und warum wird sie ein unwiderstehliches Werkzeug sein?«

»Weil die Wissenschaft auf Beobachtung beruht«, vermutete Mark.

»Sie ist ein unwiderstehliches Werkzeug«, schrie Straik, »weil sie ein Werkzeug ist in Seiner Hand, in der Hand des Richters und Heilers. Und das kann ich keiner der Kirchen klarmachen. Sie sind mit Blindheit geschlagen, gehindert von ihren Scheuklappen: Kultur, Menschlichkeit, Freisinn, geblendet auch von ihren Sünden, oder was sie darunter verstehn, wenn es auch kein solches Übel ist wie alles andere. So bin ich dahingelangt, ganz allein zu stehn: ein armer, schwacher, unwürdiger, alter Mann; aber der einzige und zugleich der letzte Prophet. Ich weiß, Er wird in Seiner Glorie kommen. Und wir erkennen die Zeichen Seiner Ankunft, wenn wir die Zeichen der Macht verstehn. Und darum habe ich mich den Verworfenen und Glaubenslosen zugesellt und den andern, die bereit sind, Sein Kommen zu beschleunigen. Der Geringste dieser Leute be-

greift den leidvollen Sinn des Lebens, seine Grausamkeit, unser Ausgeliefertsein, und er ist gewillt, alle verführerischen Menschenwerte aufzuopfern. Nichts davon habe ich in der widerlichen Heuchelei der bekennenden Religionen finden können.«

»Demnach wollen Sie andeuten, es gebe für Ihre Mitarbeit am Aufgabenkreis des Instituts keine Einschränkungen«, sagte Mark.

»Vermeiden wir das Wort „Mitarbeit"! Ist der Lehm Mitarbeiter des Töpfers? Jedermann ist Werkgerät. Auch ich werde eins sein. Werkzeug! Mittel! Und damit kommen wir zu dem Punkt, der Sie angeht, mein Freund. Sie haben keine Wahl, ob Sie Arbeitsgerät sein wollen oder nicht. Haben Sie erst einmal Ihre Hand ans Werk gelegt, gibt es kein Zurück mehr. Nicht einer kommt aus dem Institut heraus. Wer es versucht, geht in der Wildnis unter. Es fragt sich nur, ob Sie sich damit zufrieden geben werden, eines der Werkzeuge zu sein, die weggeworfen werden, nachdem sie Ihm gedient haben, die gerichtet werden, nachdem sie andere gerichtet haben. Oder werden Sie unter jenen sein, die das Erbe antreten? Was ich Ihnen sage, ist die volle Wahrheit. Die Heiligen werden die Erde erben, hier, bei uns, vielleicht noch in diesem Jahr. Die Heiligen und keine andern. Ich sage Ihnen, wir werden sogar Engel zur Rechenschaft ziehn!« Plötzlich dämpfte Straik die Stimme und fügte hinzu: »Die wahre Auferstehung ereignet sich schon jetzt. Das wirkliche Leben wird ewig dauern, hier in dieser Welt. Sie werden sehn!«

»Ich will nur bemerken«, sagte Mark, »es ist zwanzig nach acht. Müssen wir nicht zur Sitzung?«

Schweigend folgte ihm Straik. Um eine Fortsetzung des Gesprächs zu vermeiden, erbat sich Mark eine Auskunft: »Es ist mir etwas Unangenehmes passiert. Ich habe meine Brieftasche verloren. Es war nicht viel Geld drin, nur ungefähr drei Pfund. Aber es waren Briefe und Aufzeichnungen dabei, es ist zu ärgerlich. Kann ich den Verlust irgendwo melden?«

»Bei einem der Hausmeister«, antwortete der Geistliche.

DIE SITZUNG des Ausschusses dauerte ungefähr zwei Stunden. Der Vizedirektor hatte den Vorsitz. Seine Art der Geschäftsführung war langwierig und umständlich. Mark, durch seine Erfahrungen in Bracton gewitzigt, merkte bald, daß die eigentliche Arbeit des Instituts irgendwo anders gemacht wurde. Im Grunde hatte er auch nichts anderes erwartet. Vernünftigerweise konnte er nicht annehmen, schon zu Anfang in den inneren, ungefähr dem »Fortschrittlichen Element« in Bracton entsprechenden Kreis zu gelangen. Doch er hoffte, nicht lange bei den Besprechungen der Schattenausschüsse herumsitzen zu müssen. Heute befaßte man sich hauptsächlich mit den Einzelheiten der in Edgestow bereits begonnenen Arbeiten. Anscheinend hatte das Institut einen Erfolg errungen: ihm war gestattet worden, das normannische Kirchlein an der Ecke des Hauptplatzes abzureißen.

»Natürlich wurden die üblichen Einwände vorgebracht«, sagte Wither. Mark, der ohne Interesse für Architektur war und das andere Ufer der Wynd nicht so gut kannte wie Jane, ließ seine Gedanken schweifen. Erst am Ende der Sitzung kam Wither auf einen außerordentlichen Vorfall zu sprechen. Die Anwesenden dürften, sagte er nach den üblichen einleitenden Worten, von dem traurigen Ereignis bereits gehört haben, es sei aber seine Pflicht, ihnen auch noch halbamtlich Mitteilung davon zu machen. Und dann sprach er über den Mord an William Hingest. So viel Mark dem umständlichen und vieldeutigen Bericht entnehmen konnte, hatte man Hingest gegen vier Uhr morgens auf Pottersweg neben seinem Wagen mit zerschmettertem Schädel aufgefunden. Der Tod war schon mehrere Stunden zuvor eingetreten. Es werde, meinte Wither, dem Komitee eine wenn auch schmerzliche Freude sein, daß die Polizei des Instituts schon vor fünf Uhr früh am Tatort eingetroffen war. Weder die Ortsbehörden noch Scotland Yard hätten das Geringste gegen diese Mitarbeit eingewandt. Hätte es sich nicht um einen solchen Anlaß gehandelt, würde man es begrüßt haben, Fräulein Hardcastle den Dank und die Glückwünsche des Ausschusses für das reibungslose Zusammenwirken ihres Verbandes mit der Staatspolizei auszusprechen. Dieser Erfolg sei das einzig Tröstliche bei dem traurigen Geschehnis und könnte seiner Meinung nach als gutes Vorzei-

chen für die Zukunft gelten. Bei diesen Worten erklang taktvoll gedämpfter Beifall.
Dann sprach Wither ausführlich über den Ermordeten. Jedermann hätte seinen Rücktritt vom Institut sehr bedauert, wiewohl man seinen Beweggründen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Man hätte gefühlt, diese Trennung würde die herzlichen Beziehungen zwischen ihm und seinen ehemaligen Institutskollegen in keiner Weise geschmälert haben. – Das Kunstwerk der Leichenrede beherrschte der Vizedirektor meisterhaft. Endlich richtete er an die Versammlung die Bitte, sich zu erheben und durch eine Schweigeminute das Andenken William Hingests zu ehren.
So geschah es. Eine beinah endlos lange Minute folgte, in der man jedes Knarren und Atmen vernahm. Hinter den starren Maskengesichtern mit zusammengepreßten Lippen tauchten scheue Gedanken auf, wie Vögel und Mäuse auf Waldlichtungen, nachdem die Ausflügler verschwunden sind. Jeder versicherte sich heimlich, daß er nicht krank sei und nicht an den Tod denke.
Dann endlich konnte man sich wieder rühren, und die Sitzung war zu Ende.

JANES SCHRECKEN

SEIT FRAU Dimble bei Jane wohnte, war für sie das Aufstehn und die Morgenarbeit viel angenehmer als vordem. Mark hatte ihr zwar auch öfters geholfen; seine Mithilfe war aber immer der Anlaß zu Streitereien gewesen. Er meinte, wenn er es auch nicht sagte, Jane mache sich eine Menge unnützer Arbeiten, ein Mann könne mit einem Bruchteil davon den Haushalt führen; Frauen machten dabei auch viel zu viel Lärm. Frau Dimble hingegen paßte sich ihr in allem an. Der Morgen war heiter und voll Sonne; als sie sich in der Küche zum Frühstück setzten, war auch Jane in fröhlicher Stimmung. In der Nacht hatte sie die beruhigende Vorstellung gewonnen: schon ihr Besuch bei Fräulein Ironwood und die Aussprache mit ihr hätten genügt, den Traumgesichten ein Ende zu machen. Diese Episode dürfte nun abgeschlossen sein. Nun konnte sie sich den spannenden Erwartungen über Marks neuen Posten überlassen. Sie sah schon Bilder der Zukunft.
Frau Dimble wollte zu gern wissen, was Jane in Sankt Anne erlebt

hatte und wann sie wieder hinfahre. Jane gab eine ausweichende Antwort auf die erste Frage – und Frau Dimble war zu höflich, um darauf zu bestehn. Zur zweiten Frage meinte Jane, sie wolle Fräulein Ironwood nicht weiter bemühen, sich aber auch selber nicht mehr um die Träumereien kümmern. Sie sei töricht gewesen. Nun sei alles vorüber. Sie sah auf die Uhr und wunderte sich, warum Frau Maggs noch nicht da sei.

»Ich glaube, meine Liebe«, versetzte Frau Dimble, »Sie werden auf Ivy Maggs verzichten müssen. Habe ich es Ihnen nicht erzählt? Man hat auch ihr Haus weggenommen. Ich dachte, Sie hätten verstanden; sie wird nicht mehr zu Ihnen kommen. In Edgestow kann sie nicht länger bleiben.«

»Wie dumm!« sagte Jane und fügte gleichgültiger hinzu: »Was macht sie nun? Wissen Sie es?«

»Sie ist nach Sankt Anne gegangen.«

»Hat sie dort Freunde?«

»Sie ist mit mir und Cecil in das Herrenhaus gezogen.«

»Ist sie dort angestellt?«

»Nun ja, man kann es eine Anstellung nennen.«

Frau Dimble brach gegen elf auf. Auch sie wollte nach Sankt Anne fahren, zuvor aber mit ihrem Mann im »Northumberland« zu Mittag essen. Jane ging mit ihr in die Stadt hinunter, um etwas einzukaufen. Am Ende der Market-Street trennten sie sich, und gleich darauf traf Jane Herrn Curry.

»Haben Sie das Neueste gehört, Frau Studdock?« fragte er.

Er hatte stets eine wichtigtuerische Art, und seine Redeweise war immer so unbestimmt vertraulich – an diesem Morgen mehr noch als sonst.

»Nein. Was ist los?« fragte Jane.

Sie hielt Curry für einen aufgeblasenen Hanswurst – und ihren Mark für einen Narren, weil er sich von ihm beeindrucken ließ. Aber kaum hatte Curry zu reden begonnen, zeigte ihm ihr Ausdruck so viel Erstaunen und Bestürzung, als er sich nur wünschen konnte. Dieser Ausdruck war nicht geheuchelt! Er erzählte ihr, Hingest sei ermordet worden, entweder in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden. Man habe ihn mit zerschmettertem Schädel am Pottersweg bei seinem Wagen gefunden. Er sei von Belbury nach Edgestow unterwegs gewesen.

Curry war im Begriff in das College zu gehn, um dem Quästor Bericht zu erstatten, er kam eben von der Polizeiwache. Man merkte, daß der Mörder geradezu Currys Eigentum geworden war. Auf irgend eine undurchsichtige Weise schien er den Vorfall »in der Hand« zu haben, er schwoll vor Verantwortungsbewußtsein. Bei einer andern Gelegenheit hätte er auf Jane nur komisch gewirkt. Sie entwischte ihm so bald als möglich und trank bei Blackie's eine Tasse Kaffee. Sie mußte sich unbedingt setzen. Hingests Tod berührte sie an und für sich nicht. Sie war ihm nur ein einziges Mal begegnet und teilte Marks Ansicht, er sei ein unliebenswürdiger alter Mann und dazu ein ziemlicher Snob. Aber die Gewißheit, im eigenen Traum Augenzeuge einer wirklichen Mordtat gewesen zu sein, verjagte mit einem Schlag alle die beruhigenden Ausflüchte von heute morgen. Bedrückend deutlich wurde ihr, daß die Vorgänge in ihren Träumen keineswegs zu Ende waren; sie begannen vielmehr erst. Das heitere, engumfriedete Leben war unabänderlich zerstört. Nach allen Seiten waren die Fenster in unausdeutbare dunkle Landschaften geöffnet, und sie hatte keine Kraft, sie zu schließen. Dem Wahnsinn würde sie ausgeliefert sein, wenn sie allein damit fertig werden sollte. Ein Ausweg war, zu Fräulein Ironwood zurückzugehn. Würde er aber nicht nur noch tiefer in die Wirrnis führen? Der Bund, das Herrenhaus von Sankt Anne, stand damit in Zusammenhang. Sie wollte da nicht hineingeraten. Es war ihr zuwider. Verlangte sie denn zuviel vom Leben? Sie wollte ihre Ruhe haben. Es war widersinnig. Nach allem, was die Wissenschaft wußte, konnten solche Dinge einfach nicht möglich sein.

BEWEGLICHKEIT

MARK VEREINBARTE im Sekretariat des Vizedirektors eine Unterredung mit Wither für den nächsten Vormittag um zehn Uhr. Als er das Zimmer des Sekretärs verließ, stieß er beinah mit Fee Hardcastle zusammen.

»Hallo, Studdock! Treiben Sie sich beim Büro des VD herum? Das soll nicht sein!«

»Wenn meine Stellung nicht endlich klipp und klar festgelegt wird«, versetzte Mark, »verlasse ich das Institut.«

Ihre Miene spiegelte widerstreitende Gefühle, doch blieb sie heiter. Unvermittelt nahm sie seinen Arm.
»Mein Sohn«, sagte sie, »gewöhnen Sie sich das alles ab. Es führt zu nichts Gutem. Kommen Sie mit mir und sprechen Sie sich aus!«
»Da ist nicht mehr viel zu sagen«, entgegnete er. »Mit mir bin ich im klaren. Entweder ich bekomme hier eine mich befriedigende Arbeit, oder ich gehe nach Bracton zurück. Was ich tun soll, ist mir ziemlich einerlei. Ich muß es aber wissen.«
Fee antwortete nicht, aber der Druck ihres Armes zwang ihn, mit ihr den Korridor entlang zu gehn. Und er wehrte sich nicht. Ihr zutrauliches und zugleich gebieterisches Zupacken wirkte schnurrig zweideutig, es hätte eher zu einem Polizisten mit seinem Häftling, zu einer Geliebten mit ihrem Liebhaber oder zu einer Kinderfrau mit einem Kind gepaßt. Es war ihm peinlich; er hoffte nur, von niemand gesehn zu werden.
Sie führte ihn in ihr Amtszimmer im zweiten Stock. Im Vorraum wimmelte es von jungen Mädchen. Wie Mark wußte, wurden sie Weihipos – weibliche Hilfspolizei – genannt. Man sah sie öfter als ihre männlichen Kollegen, obwohl sie nicht so zahlreich waren. Sie flatterten immer dort umher, wo Fräulein Hardcastle gerade war. Das männliche Gehabe ihrer Vorgesetzten teilten sie jedoch nicht. Sie waren, wie Feverstone einmal bemerkt hatte, »blödsinnig weiblich«, klein, zart, flaumig und voll von Gekicher. Fee Hardcastle behandelte sie nach Männerart und redete mit ihnen in einem aus Galanterie und Rauheit scherzhaft gemischten Ton.
»Dolly, Cocktails!« plärrte sie.
In ihrem Amtszimmer nötigte sie Mark in einen Stuhl. Sie selbst blieb mit gespreizten Beinen am Kamin stehn. Die Getränke wurden gebracht, und Dolly zog sich zurück. Mark hatte bereits unterwegs sein Herz ausgeschüttet.
»Schluß mit diesem Kram, Studdock!« sagte sie. »Tun Sie, was Sie wollen, nur belästigen Sie den VD nicht. Schon einmal habe ich Ihnen gesagt, Sie brauchen sich um all die kleinen Geister im dritten Stock nicht zu kümmern, wenn Sie Wither auf Ihrer Seite haben. Und so ist es – allerdings nicht lange, wenn Sie immer wieder mit Klagen kommen.«
»Ein vortrefflicher Rat, Fräulein Hardcastle«, sagte Mark, »wenn ich gezwungen wäre, hier zu bleiben. Doch das ist nicht der Fall.

Ich bin fast entschlossen, wieder nach Haus zu fahren. Vorher wollte ich nur noch mit ihm sprechen, um alles zu klären.«

»Alles zu klären – das verträgt der VD nicht. Auf die Art leitet er das Institut nicht. Sie müssen wissen, er kennt sich aus. Und er kommt voran, Kleiner. Sie ahnen nicht, wie gut! Und Ihre Absicht, wegzugehn? Sie sind wohl kaum abergläubisch? Ich bin es. Das Institut zu verlassen, bringt, vermute ich, kein Glück. Sie sollen sich über die Steeles und Cossers von der soziologischen Abteilung nicht den Kopf zerbrechen. Das gehört zu Ihrer Lehrzeit, die müssen Sie eben durchmachen, Sie werden bald aufrücken, höher als die andern. Sie müssen nur fest im Sattel sitzen. Kommt die Reihe an uns, bleibt von den andern keiner übrig.«

»Ich möchte Sie nicht verstimmen«, sagte Mark, »aber verwünscht nochmal! Sehn Sie sich die Sache von meinem Standpunkt an!«

»Zwecklos, Kleiner!« sagte die Fee und schüttelte den Kopf. »Sie sind noch zu wenig eingeweiht, und darum ist Ihr Standpunkt keinen Pfifferling wert. Sie begreifen noch nicht, womit Sie sich eingelassen haben. Sie haben Aussicht, weit mehr zu erreichen als einen Ministersessel. Verstehn Sie: es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder man ist im Institut oder nicht. Und ich weiß besser als Sie, auf welcher Seite der meiste Spaß ist.«

»Klar!« sagte Mark. »Aber alles ist besser, als dem Namen nach mit dabei zu sein und keine Arbeit zu haben. Verschaffen Sie mir eine richtige Beschäftigung in der soziologischen Abteilung, und ich werde...«

»Unsinn! Die ganze Abteilung wird aufgelöst. Für den Anfang hat sie nur propagandistischen Wert. Alle diese Abteilungen werden verschwinden.«

»Werde ich unter den Nachfolgern sein? Wer bürgt mir?«

»Es wird keine Nachfolger geben. Die wirkliche Aufgabe hat mit diesen Abteilungen nichts zu tun. Die Soziologie, die Gesellschaftslehre, wie sie uns zusagt, wird von meinen Leuten gemacht werden – von der Polizei.«

»Und was werde ich damit zu tun haben?«

»Wenn Sie mir vertraun«, sagte sie, indem sie ihr geleertes Glas hinsetzte und eine Zigarre hervorzog, »kann ich Ihnen gleich etwas von der Arbeit zuweisen, zu deren Ausführung man Sie eigentlich schlankweg hierhergeholt hat.«

»Und das wäre?«
»Alcasan!« zischelte sie zwischen den Zähnen; sie hatte sich eine ihrer endlos ausdauernden kalten Zigarren dazwischengeklemmt. »Sie wissen doch«, sagte sie mit einer Spur von Geringschätzung, »was ich meine?«
»Sie meinen wohl den Strahlenforscher, den Mann, der geköpft wurde?«
Die Fee nickte. »Seine Ehre muß wieder hergestellt werden... so nach und nach. Ich habe alle Daten in meinen Akten. Sie fangen mit einem ganz friedlichen kleinen Artikelchen an, ohne seine Schuld zu bezweifeln. Sie deuten an, nicht gleich, und lassen es auch nur durchschimmern: er sei natürlich ein Mitglied der Quisling-Regierung gewesen, und deshalb sei man gegen ihn voreingenommen gewesen. Sie betonen – zweifeln Sie aber beileibe nicht an seiner Schuld! – Sie seien beunruhigt über die Frage, ob im Falle seiner Unschuld das Urteil anders ausgefallen wäre. Nach zwei bis drei Tagen schieben Sie einen Artikel ganz anderer Art nach: eine volkstümliche Schilderung seiner Verdienste. Die Einzelheiten – genug für einen Beitrag dieser Art – können Sie in einem Nachmittag zusammenschmökern. Dann kommt ein ziemlich entrüsteter Brief an die Zeitung über den ersten Artikel. Schon viel deutlicher. Kurz: die Hinrichtung war ein Justizmord! Und dann...«
»Was soll all das für einen Sinn haben?«
»Ich deutete doch schon an, Studdock: Alcasans Ehre soll wieder hergestellt werden. Ein Märtyrer muß aus ihm gemacht werden. Ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit.«
»Aber warum denn nur?«
»Nun fangen Sie schon wieder an! Sie zetern, weil Sie nichts zu tun haben, und kaum schlage ich Ihnen eine kleine Arbeit vor, wollen Sie, bevor Sie noch einen Strich gemacht haben, schon den ganzen Feldzugsplan wissen. Das ist unsinnig. Scheint uns Ihre Arbeit nützlich, werden Sie früh genug erfahren, worum es geht. Zuerst aber müssen Sie etwas vorweisen. Sie können sich anscheinend nicht vorstellen, was wir sind. Wir sind – eine Armee.«
»Das mag sein«, erwiderte Mark, »doch ich bin kein Journalist. Ich bin nicht hergekommen, um Zeitungsartikel zu schreiben. Gleich zu Anfang habe ich versucht, das Feverstone klarzumachen.«
»Je früher Sie mit dem Gerede aufhören, weshalb Sie hergekom-

men sind, um so schneller werden Sie aufsteigen. Ich sage das nur zu Ihrem Vorteil. Sie *können* schreiben – einer der Gründe, weshalb Sie gebraucht werden.«

»Dann bin ich aus einem Mißverständnis hierher gekommen«, versetzte Mark.

Was sollte ihm der Weihrauch für seine literarische Eitelkeit, da er sich als verschmähter Wissenschafter gekränkt fühlte? »Ich habe nicht die Absicht, mein Leben mit Zeitungsartikeln zu verbringen«, setzte er fort. »Und wäre es meine Absicht, so müßte ich zuvor ein gut Teil mehr von der Politik des Instituts wissen.«

»Hat man Ihnen nicht gesagt, das Institut sei streng unpolitisch?«

»Man hat mir soviel gesagt, daß mir der Kopf davon schwirrt«, entgegnete Mark. »Mir leuchtet nicht ein, wie man einen Feldzug in der Presse eröffnen kann, ohne – und darum geht es hier – politisch zu sein. Sollen links- oder rechtsstehende Zeitungen diesen Unsinn über Alcasan abdrucken?«

»Beide, mein Sohn, beide!« erwiderte Fee Hardcastle. »Verstehn Sie denn gar nichts davon? Muß man denn nicht der Linken wie der Rechten heiß machen, beiden auf die Hühneraugen treten und ihnen voreinander Angst einblasen? Auf die Art blüht unser Weizen. Jeder Widerstand gegen das Institut wird in den rechtsgerichteten Zeitungen als ein Verbrechen der Linken und in den linksgerichteten Blättern als ein Verbrechen der Rechten gebrandmarkt. Fängt man es richtig an, werden sich beide darin überbieten, uns zu unterstützen und die Schmähungen der Gegner zu widerlegen. Selbstverständlich sind wir unpolitisch. Die wirkliche Macht ist es stets.«

»Ich glaube nicht an einen Erfolg«, sagte Mark. »Nicht in den Zeitungen mit gebildeten Lesern.«

»Da sieht man's, Sie stecken noch immer in der Kinderbewahranstalt, Liebling«, sagte die Fee. »Wissen Sie, umgekehrt wird ein Schuh draus!«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, Sie Narr, gerade die gebildeten Leser können übers Ohr gehauen werden. Nur die andern machen uns Schwierigkeiten. Haben Sie jemals einen Arbeiter erlebt, der einer Zeitung geglaubt hätte? Er hält es für bewiesen, daß alle nur Propaganda treiben, und er überschlägt deshalb den Leitartikel. Seine Zeitung hält er wegen

des Fußballs und der Meldungen über Mädchen, die sich aus dem Fenster stürzen, oder wegen der Leichenfunde in vornehmen Londoner Wohnungen. Ihn müssen wir umkrempeln. Die Gebildeten aber, die Leser der anspruchsvollen Wochenzeitschriften, können bleiben, wie sie sind. Die glauben alles.«
»Ich gehöre zwar zu dieser Schicht«, wandte Mark ein, »glaube aber solche Sachen keinesfalls.«
»Großer Gott!« rief die Fee aus. »Wo haben Sie denn bloß Ihre Augen? Merken Sie denn nicht, was die Wochenzeitschriften alles zusammenschmieren? Merken Sie denn nicht, daß der schöngeistige Leser es nicht fertigbringt, seine Wochenschrift abzubestellen, was sie auch veröffentlichen mag! Er kann es nicht, er ist für sie erzogen.«
»Nun«, erwiderte Mark, »alles sehr fesselnd, Fräulein Hardcastle – es geht mich aber nichts an. Vor allem will ich kein Journalist werden. Wollte ich es aber, dann nur ein anständiger.«
»Na gut«, sagte die Fee, »Sie werden dann nur mithelfen, das ganze Land zugrunde zu richten, vielleicht die gesamte Menschheit. Außerdem werden Sie sich Ihre Laufbahn verpatzen.«
Der bisher vertrauliche Ton in ihrer Stimme war drohend geworden. Der bürgerliche und ehrenwerte Mann, der im Laufe des Gesprächs in Mark erwacht war, verkroch sich wieder. Sein anderes, stärkeres Ich sprang aufgeschreckt hervor. Es wollte um keinen Preis zu den Außenseitern gehören.
»Ich meinte nicht, daß ich Ihren Standpunkt nicht verstehe. Ich dachte nur...«
»Einerlei, Studdock!« sagte Fräulein Hardcastle und setzte sich nun an ihren Arbeitstisch. »Paßt Ihnen die Stellung nicht, ist das selbstverständlich Ihre Angelegenheit. Machen Sie das mit dem VD ab. Er kann nicht ausstehn, wenn Leute zurücktreten. Es steht Ihnen natürlich frei. Feverstone wird einiges zu hören bekommen, weil er Sie hierhergebracht hat. Wir nahmen an, Sie seien im Bilde.«
Durch die Erwähnung Feverstones wurde Marks schwankende Absicht, nach Edgestow zurückzukehren und sich mit der Laufbahn eines Hochschullehrers in Bracton zu begnügen, mit einemmal zunichte. Unter welchen Bedingungen konnte er denn zurückkehren? Würde er in Bracton noch zum innern Kreis gehören? Unerträglich erschien ihm die Vorstellung, das Vertrauen des »Fortschrittlichen Elementes« nicht mehr zu haben und wieder unter die

Telfords und Jewels hinabgesunken zu sein. Nach den Zukunftsträumen der letzten Tage kam ihm das Gehalt eines Hochschullehrers recht armselig vor. Das Leben eines verheirateten Mannes kostete mehr als er gedacht hatte. Außerdem bereiteten ihm die zweihundert Pfund Mitgliedsbeitrag für das Institut Sorge. Unsinn, damit konnte man ihn nicht belasten!

»Zunächst muß ich mit dem VD sprechen«, erklärte er mit unsicherer Stimme.

»Wenn Sie nun gehn«, bemerkte die Fee, »muß ich noch eines sagen. Ich habe alle meine Karten auf den Tisch gelegt. Sollte es Ihnen je in den Sinn kommen, spasseshalber von unserer Unterhaltung draußen ein Wörtchen verlauten zu lassen, wäre es für Ihre fernere Laufbahn ungesund. Ich rate Ihnen davon ab.«

»Versteht sich von selbst...« begann Mark.

»Es ist besser, Sie gehn jetzt«, sagte Fee Hardcastle. »Ich wünsche Ihnen eine angenehme Unterhaltung mit dem VD. Seien Sie vorsichtig, ärgern Sie den alten Herrn nicht. Er haßt Rücktritte.«

Mark versuchte, das Gespräch hinauszuziehn; aber die Fee ließ es nicht zu, und kurz darauf stand er draußen vor der Tür.

Übelgelaunt verbrachte Mark den Rest des Tages. So gut es ging, wich er den Leuten aus; seine Untätigkeit sollte nicht auffallen. Vor dem Mittagessen unternahm er einen kurzen, unbefriedigenden Spaziergang: er hatte weder einen passenden Anzug dazu, noch einen Stock. Nach dem Mittagessen wollte er die Umgebung des Gebäudes kennenlernen, aber auch sie war für ein angenehmes Umherschlendern nicht geeignet. Der Erbauer von Belbury, ein Millionär, hatte zwanzig Morgen mit einem Eisengitter auf Ziegelsockel umgeben lassen, und auf dem Grundstück war ein hochherrschaftlicher Park angelegt worden. Darin standen einzelne Bäume und lagen gewundene Wege. Die waren so dicht bestreut mit weißen Kieseln, daß man kaum darauf gehn konnte. Die riesigen Blumenbeete waren rund, rauten- oder halbmondförmig. Das Lorbeergebüsch stand starr wie aus gelacktem Blech. Schwere hellgrüne Bänke warteten in regelmäßigen Abständen an den Wegen. Die Anlage wirkte wie ein Gemeindefriedhof. So reizlos der Garten auch war, Mark suchte ihn dennoch nach dem Tee wieder auf. Dabei rauchte er unaufhörlich, obwohl der Wind die Zigarette einseitig herabbrennen ließ, und sie seine Zunge reizte.

Diesmal umwanderte er den rückwärtigen Teil des Gebäudes; ihm schlossen sich die neuern, niedrigern Bauten an. Stallgeruch? Grunzen, Knurren und Winseln? Lauter Anzeichen eines gutbestellten Zoos. Was bedeutete das? Endlich erinnerte er sich an das ausgedehnte Arbeitsprogramm mit Tierversuchen. Befreit von den Hemmnissen der Bürokraten und kleinlicher Sparsamkeit, gehörte dieses Gebiet gleichfalls zu den Vorhaben des Instituts. Er hatte sich nicht sonderlich darum gekümmert und nur beiläufig an Ratten, Kaninchen oder gelegentlich an Hunde gedacht. Aber die wirren Laute, die nun an sein Ohr drangen, erweckten in ihm ganz andere Vorstellungen. Als er stehn blieb, erklang ein abgrundtiefes Heulen. Und als wäre es der Auftakt gewesen, begann ein allgemeines Trompeten, Wiehern, Schreien, sogar Lachen, für einen Augenblick schaurig aufklagend, endlich hinsterbend in Brummen und Winseln. Der Tierversuche wegen machte sich Mark keine Gewissensbisse. Der Lärm bewies ihm lediglich die Größe und Großartigkeit des Unternehmens. Und von ihm sollte er, wie es schien, ausgeschlossen sein? Hinter den Mauern verbargen sich alle möglichen Dinge. Lebende Tiere im Wert von vielen Hunderten von Pfund konnte sich das Institut leisten und sie wie Papier zerschneiden, der leisen Möglichkeit zuliebe, eine Entdeckung zu machen. Er *mußte* den Posten bekommen. Auf irgend eine Weise mußte die Sache Steele geklärt werden. Aber der Lärm war unerfreulich – und Mark machte sich davon.

MARK ZWISCHEN ZWEI STÜHLEN

AM NÄCHSTEN Morgen erwachte Mark mit dem Gefühl, daß heute bestimmt ein oder sogar zwei Hindernisse beseitigt werden mußten. Einmal die Besprechung mit dem Vizedirektor. Ohne gültige Zusicherung über Gehalt und Stellung würde er die Verbindung mit dem Institut lösen. Zum andern: was sollte er Jane nach seiner Heimkehr sagen, wenn sein Traum ausgeträumt war?

Der Morgen war neblig; Mark frühstückte bei künstlichem Licht. Keine Post, keine Zeitungen waren eingetroffen. Man übergab ihm seine Wochenendrechnung, sie kam ihm sonderbar vor; aber er würde nicht streiten, sondern bezahlen. – Eine halbe Stunde mußte

er noch warten, dann trat er bei dem VD ein. Wie schwierig war es, den richtigen Gesprächsfaden zu finden! Wither sagte kein Wort. Bei seinem Eintritt hatte er nur mit träumerischen Augen aufgesehn, Mark jedoch nicht angeblickt, ihn auch nicht zum Niedersitzen aufgefordert. Das Zimmer war wie gewöhnlich überheizt. Mark hatte sich vorgenommen, fest zu sein, nicht länger im Ungewissen zu verbleiben, aber auch die ihm zugesagte Stellung zu erringen. Vielleicht brachte er sein Anliegen ziemlich ungeschickt vor. Der Vizedirektor ließ ihn jedoch ausreden, bis er anfing, sich zu wiederholen, bis er stotterte, bis er endlich verstummte. Das Schweigen währte eine Zeitlang. Wither hatte die Lippen leicht gespitzt und geöffnet, als ob er eine Melodie summte.
»Ich bin also der Meinung, Herr Wither, es ist besser für mich, zu gehn!« sagte Mark, indem er auf seine Ausführungen zurückkam.
»Sind Sie nicht Herr Studdock?« sagte Wither nach einer Pause.
»Ja!« antwortete Mark ungeduldig. »Vor einigen Tagen war ich mit Lord Feverstone bei Ihnen. Sie gaben mir zu verstehn, Sie hätten für mich einen Posten in der soziologischen Abteilung des Instituts. Aber wie ich sagte...«
»Einen Augenblick, Herr Studdock«, unterbrach der Vizedirektor, »es ist wichtig, völlig im klaren über unser Tun und Lassen zu sein. In gewissem Sinn wäre es ungeschickt zu sagen, ich hätte jemand eine Stellung im Institut angetragen. Sie dürfen keinen Augenblick der Meinung sein, ich bekleidete ein unabhängiges Amt. Ebensowenig dürfen Sie glauben, die Beziehung zwischen meinem persönlichen Einflußgebiet und dem der Macht – wohlverstanden, der zeitweiligen Macht – des Ständigen Rates oder des Direktors – sei durch eine feste Ordnung geregelt, sei es verfassungsmäßig oder vertraglich. Zum Beispiel...«
»Können Sie mir also sagen, Herr Wither, ob mir jemand einen Posten angetragen hat und wer es war?«
»Oh!« versetzte Wither und änderte Haltung und Stimme, als hätte er einen neuen Einfall. »Diese Art Frage hat es nie gegeben. Es wurde stets vorausgesetzt, Ihre Mitarbeit wäre für das Institut von größtem Wert.«
»Nun, ich meine – könnten wir dann nicht die Einzelheiten besprechen? Ich denke – zum Beispiel die Gehaltsfrage und den Namen meines Vorgesetzten.«

»Lieber Freund«, versetzte Wither lächelnd, »es ist nicht anzunehmen, daß die Besoldungsfrage die geringsten Schwierigkeiten bietet. Und weiter...«
»Wie hoch wird das Gehalt sein?« unterbrach Mark.
»Nun, da berühren Sie eine von mir nicht zu entscheidende Sache. Ich glaube, Mitglieder in der für Sie vorgesehenen Stellung beziehn im Jahr ungefähr fünfzehnhundert Pfund, abgesehn von großzügig berechneten Zulagen. Sie werden sehn, alle diese Fragen werden sich leicht erledigen lassen.«
»Wann aber werde ich es erfahren, Herr Wither? An wen soll ich mich deshalb wenden?«
»Sie müssen nicht meinen, Herr Studdock, eine höhere Ziffer wäre ausgeschlossen, wenn ich fünfzehnhundert sage. Ich glaube, keiner von uns würde in dieser Hinsicht eine Unstimmigkeit zulassen.«
»Mit fünfzehnhundert wäre ich durchaus zufrieden«, sagte Mark. »Daran denke ich auch im Augenblick nicht. Aber, aber...«
Die Miene des Vizedirektors wurde immer freundlicher, als Mark zu stottern begann und schließlich stammelte: »Ich werde wohl einen Vertrag oder etwas dergleichen erhalten.« Bei diesen Worten spürte er, wie unsagbar dumm er sich angestellt hatte.
»Na ja«, sagte der Vizedirektor, schaute zur Decke und senkte die Stimme: »So ist der Vorgang nicht gerade. Es könnte ohne Zweifel möglich sein...«
»Das ist nicht die Hauptsache«, warf Mark ein und errötete. »Da ist noch die Frage der Stellung. Würde ich Herrn Steele untergeordnet sein?«
»Ich habe hier ein Formular«, sagte Wither, indem er einen Schub herauszog. »Wahrscheinlich hat man noch nie davon Gebrauch gemacht, doch ist es für solche Abmachungen vorgesehn. Vielleicht lesen Sie es in Ruhe durch. Sind Sie einverstanden, können wir es jederzeit unterzeichnen.«
»Und wie ist es mit Herrn Steele?«
In diesem Augenblick trat der Sekretär ein und legte einige Briefe auf Withers Tisch.
»Ah, die Post! Endlich!« sagte Wither. »Womöglich erwarten auch Sie Briefe, Herr Studdock? Sind Sie nicht verheiratet?« Ein Lächeln väterlicher Nachsicht umspielte bei diesen Worten seine Lippen.

»Es tut mir leid, Sie aufzuhalten, Herr Wither«, sagte Mark, »doch wie steht es mit Herrn Steele? Es hat wenig Sinn, das Formular durchzusehn, ehe diese Frage geklärt ist. Ich müßte jeden Posten ablehnen, der mich zu Herrn Steeles Untergebenen machte.«
»Das ist eine ungemein wichtige Frage. Über sie würde ich gern ein andermal vertraulich mit Ihnen sprechen«, sagte Wither. »Für den Augenblick, Herr Studdock, möchte ich keine Ihrer Mitteilungen als endgültig ansehn. Wenn Sie mich morgen aufsuchen wollten...«
Er vertiefte sich in den geöffneten Brief, und Mark verließ das Zimmer mit der Überzeugung, für diesmal genug erreicht zu haben. Anscheinend wollte man ihn wirklich in das Institut haben und war bereit, einen hohen Preis dafür zu bezahlen. Auf die Sache Steele würde er später zurückkommen. Einstweilen wollte er den Inhalt des Formulars kennenlernen.
Als er in die Halle trat, lag für ihn ein Brief vom Bracton-College im Fach.
Er schlitzte ihn auf.

Mein lieber Mark,
Wir alle haben bedauert, von Dick zu hören, Sie würden auf Ihren Lehrstuhl verzichten, wir meinen aber, Sie hätten für Ihre Laufbahn die richtige Wahl getroffen. Sobald sich das Institut hier häuslich eingerichtet hat, hoffe ich, Sie fast ebensooft bei uns zu sehn wie bisher. Sollten Sie Ihren Rücktritt dem NO noch nicht amtlich gemeldet haben, würde ich mich an Ihrer Stelle damit nicht beeilen. Tun Sie es zu Beginn des neuen Semesters; käme die offene Stelle bei der Sitzung im Februar zur Sprache, hätten wir Zeit, einen geeigneten Bewerber als Ihren Nachfolger zu finden. Haben Sie etwa selbst schon darüber nachgedacht? Vorigesmal sprach ich mit James und Dick über Lord Laird – James hatte zuvor noch nie von ihm gehört – seine Arbeiten sind Ihnen sicherlich bekannt: könnten Sie mir etwas darüber sagen und über seine Eignung für den Posten im allgemeinen? Ich sehe ihn vielleicht nächste Woche, wenn ich einen Abstecher nach Cambridge mache, um mit dem Premierminister und einer oder zwei andern Persönlichkeiten zu essen. Ich glaube, Dick wird dafür zu haben sein, Laird auch einzuladen.
Sie werden wohl auch von dem Zusammenstoß in der letzten Woche gehört haben. Die neuen Arbeiter bekamen mit den Einheimischen Krach.

Die Institutspolizei, anscheinend ziemlich kaltblütig, war so unvorsichtig, einige Schüsse über die Köpfe der Leute hinwegzufeuern. Bei uns wurde das Henrietta-Maria-Fenster eingeschlagen, mehrere Steine flogen in das Gesellschaftszimmer. Glossop wurde kopflos, er wollte hinausstürzen, den Pöbel zu beschwichtigen; es gelang mir aber, ihn zurückzuhalten. Dies alles ganz vertraulich. Eine Menge Leute sind bereit, ihr Süppchen an diesem Feuer zu kochen und schreien laut, weil wir den Wald verkauft haben. –
Ich muß nun schnell weg, um Anordnungen über Hingests Begräbnis zu treffen.

Ihr alter G.C.Curry

Als Mark die ersten Worte des Briefes las, wurde er von einem heftigen Schreck durchzuckt. Dann versuchte er, sich zu beruhigen. Eine briefliche Aufklärung des Mißverständnisses, sogleich geschrieben und zur Post gebracht, würde die Angelegenheit wieder in Ordnung bringen. Man konnte ihm doch nicht wegen der paar beiläufigen, von Lord Feverstone im Gesellschaftszimmer geäußerten Worte seinen Lehrstuhl nehmen. Solche »beiläufigen« Worte gebrauchte gerade das »Fortschrittliche Element«, um private Dinge zu erledigen oder den Dienstweg zu umgehn. Er wollte diesen Einfall verscheuchen, erinnerte sich aber des armen Conington: unter ganz ähnlichen Umständen hatte er seinen Posten verloren. Allerdings – tröstete er sich – war das ein Außenseiter gewesen, während er selbst zu den Eingeweihten gehörte, mehr noch als sogar Curry. War es wirklich so? Zählte er in Belbury aber nicht zu den Eingeweihten – und leider sah es ganz danach aus –, besaß er dann noch Feverstones Vertrauen? Konnte er seine alte Stellung wieder einnehmen, wenn er nach Bracton zurückgehn mußte? Konnte er überhaupt noch zurück? Aber selbstverständlich! Er mußte sofort schreiben, daß er keinesfalls die Absicht habe, auf seinen Lehrstuhl zu verzichten.
Als er sich an einen Tisch im Schreibzimmer setzte und den Füller nahm, stellte er eine neue Überlegung an: Erklärte er rundheraus, in Bracton zu bleiben, würde Feverstone den an Curry gerichteten Brief zu lesen bekommen und Wither von seinem Inhalt unterrichten. Man würde ihn als eine klare Absage an Belbury auffassen. Mochte es darauf ankommen! Er war entschlossen, den kurzen

Traum zu opfern und auf seinen Lehrstuhl zurückzukehren. Wenn das aber nicht mehr möglich war, was dann? Die ganz Geschichte konnte nur deshalb eingefädelt worden sein, damit er zwischen zwei Stühlen säße. Er würde aus Belbury hinausfliegen, weil er den Lehrstuhl in Bracton behalten wollte, und aus Bracton, weil man dort annahm, er hätte einen Posten in Belbury angetreten. Dann würde ihm und Jane nichts anderes übrig bleiben, als um das tägliche Brot zu kämpfen oder abzusacken. Er hatte ja nicht einen Pfennig Rückhalt in Händen. Würde er sich dann um eine neue Stellung bewerben, müßte er auch noch Feverstones Gegenminen fürchten. Wo steckte übrigens Feverstone?

Er mußte seine Karten äußerst vorsichtig ausspielen. Er läutete und bestellte einen doppelten Whisky. Zu Hause hätte er vormittags keinen Schnaps getrunken, höchstens ein Glas Bier. Aber jetzt... ihn fröstelte. Es wäre noch schöner, sich zu allen andern Unannehmlichkeiten auch noch eine Erkältung zuzuziehn!

Er wollte einen recht behutsamen und auch etwas undurchsichtigen Brief schreiben. Der erste Entwurf war ihm nicht genug verschleiert, er konnte den Eindruck erwecken, der Wunsch nach einem Posten in Belbury sei von ihm fallengelassen worden. Drückte er sich aber zu ungenau aus, wäre es auch nicht günstig. Vertrackte Geschichte! Die zweihundert Pfund Mitgliedsbeitrag, die erste Wochenrechnung und die Frage, wie er Jane alles beibringen sollte – eine ungemein schwierige Sache. Endlich brachte er mit Hilfe des Whisky und zahlreicher Zigaretten einen Brief zustande. Er lautete:

Mein lieber Curry,

Feverstone scheint mich mißverstanden zu haben. Ich machte nie die leiseste Anspielung, meinen Lehrstuhl aufzugeben, habe auch gar nicht die Absicht. In Wirklichkeit bin ich fest entschlossen, keine Dauerstellung am Institut anzunehmen. In ein bis zwei Wochen hoffe ich wieder im College zu sein. Einmal bereitet mir der Gesundheitszustand meiner Frau einige Sorge – deshalb möchte ich mich jetzt nicht binden und viel von zu Hause weg sein –, zum andern wäre meine Stellung hier mehr verwaltungstechnisch als wissenschaftlich. Das sagt mir nicht zu, obwohl alle Leute hier sehr nett zu mir sind und mich nicht weglassen wollen. Also versäumen Sie nicht, dem Gerücht, ich beabsichtigte, Edgestow zu verlassen, entgegen-

zutreten. Ich hoffe, Sie werden Ihren Cambridge-Ausflug genießen. In welchen Kreisen Sie sich bewegen!

Ihr Mark G. Studdock

PS. Laird würde keinesfalls genügen. Er hatte eine Drei bei den Prüfungen. Die einzige von ihm bisher veröffentlichte Arbeit wurde von der Kritik als Witz bezeichnet. Überdies fehlt ihm jede Urteilsfähigkeit. Man kann sich bestimmt darauf verlassen, daß er immer das Falsche bewundern wird.

Kaum hatte Mark mit einer gewissen Erleichterung den Umschlag zugeklebt, fragte er sich wieder, was er mit dem Rest des Tages anfangen solle. Er wollte sich in sein Zimmer zurückziehn, fand aber das Bett abgezogen und den Staubsauger mitten im Zimmer. Offenbar erwartete man die Gäste um diese Zeit nicht in ihren Zimmern. Er ging wieder hinunter, in das Rauchzimmer, aber auch hier wurde aufgeräumt. Dann schaute er in den Leseraum: bis auf zwei eifrig tuschelnde Besucher war er leer. Bei Marks Eintritt blickten die beiden auf und verstummten, sicherlich warteten sie auf sein Verschwinden. Er tat, als wollte er ein Buch holen und zog sich schleunigst zurück. In der Halle sah er Steele. Er sprach vor der Anschlagtafel mit einem vollbärtigen Mann. Keiner von ihnen schaute sich nach ihm um, doch verstummten beide, als er vorüberging. Er schlenderte durch die Halle und tat so, als betrachte er das Barometer. Wohin er sich auch wandte, überall hörte er Türenschlagen, vernahm er eilige Schritte und Telephongeklingel, lauter Anzeichen eines pulsierenden, ihm aber versagten Treibens. Er öffnete die Haustür und sah hinaus: dichter und kalter Nebel.
Nach dem Mittagessen traf er in einem Korridor Stone. Auch er schien sich unbehaglich zu fühlen; man merkte es dem scheuen und verdrückten Wesen an. Wie ein unbeliebter Schuljunge oder ein Außenseiter von Bracton sah er drein. Marks innere Stimme warnte ihn vor Stone. Aus Erfahrung wußte er, wie gefährlich es war, mit einem untergehenden Manne befreundet zu sein, oder mit ihm gesehn zu werden. Man konnte ihn nicht retten, er aber einen selbst mit hinabziehn. Marks Verlangen nach Gesellschaft war aber gebieterisch geworden. Gegen seine bessere Einsicht brachte er ein schwaches Lächeln fertig und rief »Hallo!«

Stone zuckte zusammen. »Guten Tag!« sagte er nervös und wollte weitergehn.
»Kommen Sie doch mit mir in irgend eine Ecke, wo man plaudern kann!« forderte ihn Mark auf.
»Ich... ich weiß nicht, wie lang ich Zeit habe«, erwiderte Stone.
»Erzählen Sie mir etwas von Belbury«, sagte Mark. »Ich finde es gräßlich hier, bisher habe ich noch keinen Entschluß gefaßt. Kommen Sie doch auf mein Zimmer!«
»Ich verstehe nicht, was Sie meinen...« erwiderte Stone hastig.
Mark antwortete nicht, er sah den Vizedirektor auf sie zukommen. In keinem ungünstigeren Augenblick hätte er auftauchen können. Langsam näherte er sich ihnen und blickte in ihre Richtung, doch verriet seine Miene nicht, ob er sie erkannte. Er ging weiter. Die beiden jungen Männer versuchten nicht, ihr Gespräch fortzusetzen.
Beim Tee sah Mark dann Lord Feverstone und setzte sich sogleich zu ihm. Er wußte gut, für einen Menschen in seiner Lage war es das Ungeschickteste, sich jemand aufzudrängen, in seiner Zwiespältigkeit war es ihm aber einerlei.
»Nun Feverstone...« begann er mit gespielter Heiterkeit, »ich möchte Sie was fragen...« Mit Erleichterung bemerkte er Feverstones Lächeln. »Ja, Steele hat mich nicht gerade freundlich aufgenommen, aber der Vizedirektor will nichts von meinem Rücktritt wissen. Die Fee meint, ich solle Zeitungsartikel schreiben. Was zum Kukkuck, soll ich denn nun eigentlich tun?«
Feverstone lachte laut und lang.
»Verwünscht nochmal, ich kann es nicht herauskriegen. Ich versuchte, den alten Knaben geradewegs anzugehn...«
»Um Himmelswillen!« bemerkte Feverstone und brach in ein noch lauteres Lachen aus.
»Kann man denn überhaupt nichts aus ihm herausquetschen?«
»Nichts, was Sie wünschen«, versetzte Feverstone und lachte wieder.
»Wie soll man denn ohne Auskunft wissen, was man tun soll!«
»Da haben Sie durchaus recht!«
»Wie kam übrigens Curry auf den Einfall, ich verzichtete auf meinen Lehrstuhl?«
»Ist das denn nicht Ihre Absicht?«
»Keineswegs!«

»Komisch. Die Fee hat mir eindeutig berichtet, Sie möchten nicht wieder nach Bracton zurück.«
»Sie glauben doch nicht, ich hätte Fräulein Hardcastle dazu nötig!«
»Darauf kommt es freilich nicht an«, sagte Feverstone. »Ist es der Wunsch des Instituts, Sie dem Namen nach in irgend einer Abteilung unterzubringen, so werden Sie einen solchen Posten erhalten, sonst nicht. So steht die Sache!«
»Das Institut kann sich zum Kuckuck scheren! Ich will meinen Lehrstuhl behalten. Das geht das Institut gar nichts an. Ich möchte nicht zwischen den Stühlen sitzen.«
»Das wünscht sich keiner!«
»Wie meinen Sie?«
»Folgen Sie meinem Rat und trachten Sie, so rasch wie möglich Withers Gunst wieder zu gewinnen! Ich habe Ihnen zu einem guten Anfang verholfen, Sie scheinen aber den Alten nicht richtig behandelt zu haben. Seit heute morgen hat sich seine Meinung geändert. Sie müssen sich ihm anpassen. Unter uns gesagt: mit der Fee würde ich auch nicht zu vertraulich sein. Höhern Orts wird es nicht gern gesehn. Es gibt da allerhand Verwicklungen...«
»Jedenfalls schrieb ich Curry, das Gerede von meinem Rücktritt sei barer Unsinn.«
»Macht es Ihnen Spaß, kann es nicht schaden!« sagte Feverstone, noch immer lächelnd.
»Soll ich denn glauben, das College werfe mich hinaus, weil Curry eine Bemerkung falsch auffaßte, die Sie der Fee gegenüber machten?«
»Meines Wissens gibt es außer einem groben Verstoß gegen die Sittlichkeit keine Bestimmung, auf Grund deren man Ihnen Ihren Lehrstuhl entziehn könnte.«
»Natürlich nicht. Das meinte ich auch nicht. Ich dachte an meine Wiederwahl für das kommende Semester.«
»Verständlich!«
»Und da muß ich mich auf Sie verlassen können. Sie müssen Curry seine Auffassung ausreden!«
Feverstone schwieg.
»Sie müssen ihm klar machen«, drängelte Mark unbedacht, »es sei ein Mißverständnis.«
»Kennen Sie Curry so wenig? Er wird das Räderwerk seiner Ma-

chenschaften in der Frage Ihres Nachfolgers bereits angekurbelt haben.«
»Sie müssen ihn daran hindern!«
»Warum gerade ich?«
»Nun, zum Kuckuck, Feverstone, Sie brachten ihn doch erst auf den Gedanken!«
»Wissen Sie«, sagte Feverstone, während er nach einem Knäckebrot griff, »ich finde die Unterhaltung mit Ihnen etwas anstrengend. Sie werden doch erst in einigen Monaten zur Wiederwahl vorgeschlagen. Das College wird entscheiden, ob Sie wiedergewählt werden oder nicht. Soviel ich verstehe, wollen Sie sich meine Stimme im voraus sichern. Ich gebe Ihnen darauf die einzig richtige Antwort: Scheren Sie sich zum Teufel!«
»Sie wissen ganz genau, niemand zweifelte an meiner Wiederwahl, bevor Sie Curry den Floh ins Ohr setzten.«
Feverstone musterte mit kritischem Blick das Knäckebrot.
»Sie sind recht ermüdend«, sagte er. »Wenn Sie nicht imstande sind, in Bracton den richtigen Kurs zu steuern, warum belästigen Sie mich damit? Ich bin doch nicht Ihr Kindermädchen. Überdies möchte ich Ihnen empfehlen, zu den Leuten hier etwas liebenswürdiger zu sein, andernfalls würde Ihr Leben einem berühmten Wort nach garstig, kläglich, dumm und kurz währen.«
»Kurz?« wiederholte Mark. »Eine Drohung? Meinen Sie mein Leben in Bracton oder im Institut?«
»An Ihrer Stelle würde ich den Unterschied nicht zu sehr betonen«, sagte Feverstone.
»Ich werde es mir gesagt sein lassen«, erwiderte Mark und erhob sich. Noch im Weggehn konnte er sich nicht verkneifen, sich noch einmal dem lächelnden Feverstone zuzuwenden: »*Sie* waren es, der mich hierher brachte. Und ich hielt Sie für meinen Freund.«
»Unverbesserlicher Romantiker!« versetzte Feverstone, grinste und schob das ganze Knäckebrot in seinen Mund.
Und so wußte Mark, mit dem Verlust des Postens in Belbury würde er auch seinen Lehrstuhl in Bracton einbüßen.

IN DIESEN Tagen verbrachte Jane die wenigste Zeit in ihrer Wohnung. In der Nacht hielt sie sich im Bett möglichst lange durch Lesen wach. Sie konnte nicht schlafen. Tagsüber ging sie nach Edgestow, unter dem Vorwand, eine neue Aufwartefrau »für zweimal in der Woche« als Ersatz für Frau Maggs zu suchen. Zu ihrer Freude wurde sie auf einem dieser Ausgänge von Camilla Denniston angesprochen. Camilla stieg eben aus einem Auto und stellte ihr einen großen brünetten Mann als ihren Gatten vor. Jane fand das Ehepaar gleich sehr angenehm. Sie wußte, daß Denniston früher zu Marks Freunden gehört hatte, sie war ihm aber nie begegnet. Wieder wunderte sie sich, wie schon oft, wie unvorteilhaft, wie übel sich Marks jetzige Freunde von den frühern Kameraden unterschieden.

»Wir wollten Sie eben besuchen«, sagte Camilla. »Kommen Sie doch mit uns, wir haben unser Mittagessen mit. Wir wollen in den Wald bei Sandow fahren und dort im Wagen essen. Es wäre so viel zu besprechen.«

»Oder – wie wäre es, wenn Sie bei mir zu Hause essen wollten?« sagte Jane, fragte sich aber sofort, ob sie es einrichten könnte. »Es ist doch kein rechter Tag für ein Picknick!«

»Da hätten Sie bloß Aufwasch«, wandte Camilla ein. »Gehn wir lieber in die Stadt irgendwohin, Arthur, für Frau Studdock ist es wohl zu kalt und neblig.«

»Ein Restaurant ist kaum der geeignete Ort, Frau Studdock«, entgegnete Denniston. »Wir wollen doch unter uns sein.« Mit dem Wörtchen »wir« wollte er offenbar sagen: »wir drei«, und es hörte sich an, als ginge es zu einer behaglichen Zusammenkunft von Geschäftsfreunden.

»Mißfällt Ihnen ein nebliger Herbsttag im Wald? Sie werden sich im Wagen recht behaglich fühlen.«

Sich an Nebel zu erlaben sei etwas ganz Neues für sie, meinte Jane. Doch sie wolle es damit versuchen! Und sie stiegen ein.

»Weil wir beide, meine Frau und ich, das Wetter mögen«, erklärte Denniston, »haben wir uns gefunden. Nicht dieses oder jenes Wetter, sondern jedes Wetter. Eine recht empfehlenswerte Liebhaberei, wenn man in England lebt.«

»Wo haben Sie das nur gelernt?« fragte ihn Jane. »Ich habe wahrscheinlich niemals weder Regen noch Schnee geliebt.«
»Sie müssen es anders ansehn!« sagte Denniston. »Als Kind mag man jedes Wetter. Die Fähigkeit, zu trennen und zu unterscheiden, erwirbt man sich erst als Erwachsener. Erinnern Sie sich bloß an einen Schneetag! Die Erwachsenen liefen mit langen Gesichtern umher. Die Kinder aber – und die Hunde: die wußten, wozu Schnee gut war!«
»Als Kind haßte ich sicherlich Regentage«, bemerkte Jane.
»Weil Sie nicht ausgehn durften«, sagte Camilla. »Jedes Kind liebt den Regen, sobald man ihm nur erlaubt, hinauszugehn und herumzuplanschen.«
Sie verließen die nicht eingezäunte Straße bei Sandow, holperten über die Wiese unter den Bäumen hin und landeten endlich auf einer kleinen Lichtung, die auf einer Seite von Tannendickicht, auf der andern von Birken umgeben war. Nasse Spinnennetze hingen im Gezweig, würziger Herbstgeruch stieg auf. Sie blieben im Wagen, die Eßkörbe wurden ausgepackt, belegte Brote kamen zum Vorschein, eine kleine Flasche Sherry dazu und zum Schluß heißer Kaffee mit Zigaretten. Jane fand es behaglich.
»Nun fang an!« sagte Camilla zu ihrem Mann.
»Schön!« sagte Denniston. »Ich muß wohl den Anfang machen. Selbstverständlich wissen Sie, Frau Studdock, woher wir kommen.«
»Von Fräulein Ironwood.«
»Ja, von da. Aber wir gehören nicht zu ihr, wir gehören mit ihr zu einem andern.«
»Ja?«
»Unserer kleinen Hausgemeinschaft, Gruppe oder Gesellschaft – wie man es gerade nennen will – steht ein Herr vor, namens Fischer-King. Es ist ein angenommener Name, sein richtiger ist Ihnen vermutlich bekannt. Er ist ein berühmter Reisender, jetzt aber körperlich behindert. Auf seiner letzten Reise zog er sich eine unheilbare Fußverletzung zu.«
»Warum änderte er seinen Namen?«
»Er hatte eine verheiratete Schwester in Indien, Frau Fischer-King. Sie starb vor kurzem und hinterließ ihm ein großes Vermögen, stellte aber die Bedingung, er müsse ihren Namen annehmen. Auf ihre Weise war sie eine bemerkenswerte Frau und befreundet mit

dem großen indischen christlichen Mystiker Sura. Der Name wird Ihnen vielleicht bekannt sein. Und nun die Hauptsache: Sura war überzeugt, der Menschheit drohe eine große Gefahr. Und kurz vor seinem Ende – ehe er verschwand – kam ihm die Eingebung, die Entscheidung würde auf unserer Insel fallen. Und als er fort war...«

»Starb er?« fragte Jane.

»Wir wissen es nicht«, erwiderte Denniston. »Manche glauben, er lebe noch, andere verneinen es. Jedenfalls ist er verschwunden. Frau Fischer-King hat dieses Wissen mehr oder weniger ihrem Bruder anvertraut, unserm Oberhaupt. Und deshalb vererbte sie ihm auch ihr Vermögen. Er sollte eine Gruppe um sich sammeln, Beobachter der Gefahr und Kämpfer gegen sie, sobald sie anrückt.«

»Nicht ganz genau, Arthur«, sagte Camilla. »Es ist ihm gesagt worden, eine Freundesschar würde sich um ihn sammeln, und er sollte ihr Oberhaupt sein.«

»Wir brauchen uns nicht in Einzelheiten zu verlieren«, versetzte Denniston. »Aber du hast recht. Und nun zu Ihnen, Frau Studdock.«

Jane wartete.

»Sura verkündete: wenn die Zeit erfüllt sei, würden wir einen Menschen, einen Seher finden. So drückte er sich aus. Einen mit dem zweiten Gesicht Begabten.«

»Nein, so nicht«, berichtigte Camilla. »Er sagte, ein Seher werde auftauchen, und dieser werde sich entweder mit uns oder mit unsern Gegnern verbinden.«

»Allem Anschein nach«, wandte sich Denniston an Jane, »sind Sie diese mit dem zweiten Gesicht Begabte, dieser Seher.«

»Aber ich bitte Sie«, wandte Jane ein, »ich möchte eine so aufergende Rolle keineswegs übernehmen!«

»Das glaube ich«, sagte Denniston. »Es ist für Sie kein leichtes Schicksal.« Seine Stimme hatte den richtigen Grad von Teilnahme.

Camilla wandte sich mit den Worten an Jane: »Von Grace Ironwood weiß ich, daß Sie nicht überzeugt sind, eine Seherin zu sein. Vermutlich halten Sie Ihre Träume für ganz gewöhnlich. Noch immer, ja?«

»Was ich dadurch erlebe, ist sonderbar und abscheulich!« sagte Jane.

Die beiden Menschen gefielen ihr. Die gewohnte innere Stimme warnte sie jedoch: nimm dich in acht! Laß dich nicht einfangen! Verpflichte dich zu nichts! Du hast dein eigenes Leben zu leben! Um ehrlich zu sein, fügte sie hinzu: »Tatsächlich hatte ich wieder einen solchen Traum. Ich sah den Mord an Hingest.«
»Na, siehst du!« sagte Camilla zu ihrem Mann. »Oh, Frau Studdock, Sie müssen zu uns kommen! Sie müssen, Sie müssen! Alles deutet auf einen Höhepunkt hin. Erkennen Sie es denn nicht? Die ganze Zeit über haben wir gegrübelt, woher der Sturm kommen würde. Ihr Traum bringt uns auf die richtige Spur. Sie haben etwas gesehn, das sich in der Nähe von Edgestow abgespielt hat. Eigentlich sind wir schon mitten in der Krise, was es auch immer sein mag. Und ohne Ihre Mithilfe können wir keinen Finger rühren. Sie sind unser Geheimdienst, unser Auge. Lange vor unserer Geburt war das alles vorherbestimmt. Sie dürfen nicht alles gefährden – schließen sie sich uns an!«
»Sprich nicht so, Cam!« mahnte Denniston. »Der Pendragon, unser Oberhaupt, würde es wahrscheinlich nicht gern sehn, wenn wir zu sehr drängten. Frau Studdock sollte aus freien Stücken zu uns kommen.«
»Aber von alldem verstehe ich doch nichts!« wiederholte Jane. »Verstehn Sie, ich möchte mich nicht in mir unbekannte Dinge einlassen!«
»Begreifen Sie doch!« wandte Camilla ein, »Sie können nicht abseits bleiben. Ergeben Sie sich nicht uns, wird Sie der Gegner für seine Ziele einspannen.«
Die Worte »sich ergeben« waren nicht glücklich gewählt. Jane spürte einen inneren Widerstand. Und hätte ihr Camilla nicht so gut gefallen, wäre jedes weitere Wort an ihr abgeprallt.
»Versteh Frau Studdoks Standpunkt!« versuchte Denniston zu vermitteln und legte seine Hand auf Camillas Arm. »Sie weiß im Grunde nichts von uns. Und das hemmt sie. Wir können ihr aber erst dann alles erklären, wenn sie unserm Kreis beigetreten ist. Wir verlangen zu viel, einen Sprung ins Dunkel.«
Denniston wandte sich bei allem Ernst mit einem heitern Lächeln an Jane. »Es ist so wie beim Heiraten, beim Eintritt als Junge in die Marine, beim Eintritt ins Kloster oder beim Verkosten einer neuen Speise. Man kann nicht wissen, was dabei herauskommt.«

Vielleicht ahnte er – oder auch nicht – Janes Gefühle und Widerstände, die durch seine Vergleiche hervorgerufen wurden. Jane selbst konnte sie jedenfalls nicht unterscheiden. Lediglich in einem kühleren Ton als bisher erwiderte sie: »In diesem Fall ist es schwer zu verstehn, weshalb ich überhaupt den Sprung tun soll.«
»Zugegeben«, sagte Denniston, »es ist Vertrauenssache. Alles hängt von dem Eindruck ab, den die Dimbles, Grace und wir beide auf Sie gemacht haben. Und vor allem, wie unser Oberhaupt Ihnen zusagen wird.«
Jane war etwas besänftigt.
»Was verlangen Sie eigentlich von mir? Klipp und klar!«
»Daß Sie zu uns kommen und das Oberhaupt kennenlernen. Und dann... Ihren Beitritt zu unserm Bund. Sie müßten bestimmte Zusicherungen geben. Sie werden sich überzeugen, er ist ein wirklicher Führer. Jeder von uns befolgt seine Anordnungen. Und noch etwas! Wie wird sich Mark dazustellen? Sie wissen, er und ich sind alte Freunde.«
»Ich weiß nicht«, meinte Camilla, »ob wir darüber schon jetzt sprechen sollen.«
»Früher oder später muß es geschehn!« sagte Denniston.
Nach einer kleinen Pause meinte Jane: »Mark? Was hat er damit zu tun? Ich kann mir nicht vorstellen, was er sagen würde. Wahrscheinlich würde er denken, wir seien übergeschnappt.«
»Hätte er etwas dagegen, wenn Sie zu uns kämen?«
»Wäre er daheim, würde er sich vermutlich sehr wundern, wenn er hörte, ich bliebe für unbestimmte Zeit in Sankt Anne. Das meinten Sie doch mit dem Beitritt?«
»Ja, ist denn Mark nicht daheim?« fragte Denniston erstaunt.
»Nein, er ist in Belbury. Er hat einen Posten beim Institut in Aussicht.« Sie sagte es mit Vergnügen, denn es bedeutete ja eine Auszeichnung. Aber Denniston ließ sich nicht anmerken, ob es ihm Eindruck machte oder nicht.
»Wahrscheinlich müßten Sie vorerst nicht in Sankt Anne wohnen«, sagte Denniston. »Zudem sind Sie verheiratet. Es sei denn, Mark käme auch mit.«
»Kommt nicht in Betracht«, versetzte Jane und dachte bei sich, er scheine Mark wenig zu kennen.
»Übrigens ist das im Augenblick ohne Belang«, erwiderte Dennis-

ton. »Könnte er wirklich Einwände gegen Ihren Beitritt erheben, gegen Ihre Zusage, sich den Weisungen unseres Oberhaupts zu fügen und Gehorsam zu leisten?«
»Ob er etwas dagegen hätte?« meinte Jane. »Ja, um Himmelwillen, was hat denn das mit *ihm* zu tun?«
»Nun...« erwiderte Denniston, leicht zögernd, »das Oberhaupt oder die über ihm stehenden höheren Mächte, haben ziemlich altmodische Ansichten: eine verheiratete Frau sollte sich dem Bund möglichst nicht ohne Wissen ihres Ehemannes anschließen. Dies wäre ihm lieber.«
»Denken Sie, ich würde um Erlaubnis fragen?« sagte Jane und lachte kurz und gezwungen. Ihr Widerstand hatte sich versteift. Das ganze Gerede Dennistons vom Gehorsam gegen einen Herrn Fischer-King und von Versprechungen, die zu leisten seien, war ihr schon gleich zuwider gewesen. Sein Einfall aber, sie zu Mark zurückzuschicken, damit sie seine Erlaubnis einhole, so wie ein Kind bittet, an einem Ausflug teilzunehmen, das war doch der Gipfel der Zumutungen. Für einen Augenblick war ihr Denniston geradezu unangenehm. Er und Mark, Fischer-King und der verdrehte indische Fakir – diese Vier waren nichts anderes als gewöhnliche Männer, von sich eingenommene, altmodische Gesellen, und sie gingen mit Frauen um wie mit Kindern oder Haustieren. Sie war gründlich verärgert.
»Arthur«, sagte Camilla. »Dort drüben sehe ich einen Lichtschein. Ob es ein Reisigfeuer ist?«
»Wahrscheinlich!«
»Ich hab' kalte Füße. Machen wir einen kleinen Bummel bis zum Feuer. Hätten wir nur Kastanien zum Braten!«
»Ja, gehn wir ein bißchen!« stimmte Jane bei.
Sie verließen den Wagen. Draußen war es wärmer. Die Luft war gesättigt mit Feuchte und herbem Laubgeruch. Von den Zweigen tropfte es leise. Das große Feuer brannte lichterloh, auf der einen Seite schwelte das aufgehäufte Laub, auf der andern, der Windseite, knatterte ein Berg von glühendem Rot. Sie standen drum herum und plauderten Gleichgültiges.
»Ich will Ihnen sagen«, bemerkte Jane dann, »was ich tun werde. Ihrem Bund werde ich nicht beitreten. Aber ich verspreche Ihnen, Sie aufzusuchen, sobald ich wieder in der bekannten Art träume.«

»Ausgezeichnet!« rief Denniston. »Mehr können wir nicht erwarten. Ich verstehe durchaus Ihren Standpunkt. Darf ich Sie aber um noch etwas bitten?«
»Und das wäre?«
»Erzählen Sie niemand etwas von uns!«
»Nein, gewiß nicht!«
Nachher, als sie wieder im Wagen saßen, um zurückzufahren, sagte Denniston: »Ich hoffe, Frau Studdock, die Traumgesichte werden Sie nun nicht länger beunruhigen. Damit drücke ich nicht die Erwartung aus, Sie würden ganz aufhören. Da Sie aber nun wissen, diese Träume haben nichts mit Ihnen selbst zu tun, sondern einzig mit Vorgängen in der Außenwelt, und mit recht schlimmen ohne Zweifel, werden Sie doch wohl die Sache erträglich finden. Je weniger Sie diese Traumgesichte als Ihre Träume und je mehr Sie sie als »Neuigkeiten vom Tage« auffassen, umso überlegener werden Sie sich fühlen!«

GESICHTER IM NEBEL

EINE NACHT mit wenig Schlaf und ein halber Tag vergingen, ehe Mark den Vizedirektor wieder aufsuchen konnte. Er war niedergeschlagen und nahezu bereit, den Posten zu jeder Bedingung anzunehmen.
»Ich bringe das Formular zurück«, erklärte er.
»Was für ein Formular?« fragte der Vizedirektor.
Mark stellte fest, daß er einen völlig neuen, wie ausgewechselten Vizedirektor vor sich hatte. Noch immer tat dieser Mann geistesabwesend, aber er war nicht mehr so höflich. Traumverloren blickte er Mark an, als sei er durch große Weiten von ihm getrennt, zugleich aber auch mit einer unbestimmten Abneigung, die bereit schien, in Haß umzuschlagen, sobald dieser Abstand je bedroht würde. Er lächelte noch immer, doch das Lächeln wirkte fratzenhaft. Eine geringe Veränderung seiner Miene, und er hätte gefaucht.
Mark war wachsweich vor ihm. In Bracton war das »Fortschrittliche Element«, nur von Studenten umgeben, als hocherfahrene Gelehrtenschaft geachtet worden. Hier, in Belbury, spürte Mark

eine völlig andere Einschätzung. Wither sagte, er sei der Meinung, Mark habe den Posten bereits abgelehnt. Keinesfalls könne er das Anerbieten erneuern. Undeutlich und beunruhigend deutete er Spannungen und Reibereien im allgemeinen an, unrichtiges Verhalten, die Gefahr, sich Feindschaft zuzuziehn – das Institut könne unmöglich jemand einstellen, der sich schon in der ersten Woche seines Hierseins anscheinend mit allen und jedem überworfen habe. Ebenso undeutlich und beunruhigend streifte er Gespräche, die Mark in Bracton mit den Kollegen geführt hatte: sie hätten seinen Eindruck von ihm durchaus bekräftigt. Er bezweifle überdies Marks Eignung für den Gelehrtenberuf, müsse es aber ablehnen, ihm zu raten. Nachdem er Mark durch sein Gemurmel und seine Andeutungen hinreichend entmutigt hatte, warf er ihm, wie einem Hund einen Knochen, das Angebot hin, ihn mit sechshundert Pfund im Jahr probeweise einzustellen. Das Institut, erklärte er barsch, könne sich nicht binden.

Mark nahm das Angebot an. Er versuchte aber auch jetzt noch, auf einige seiner Fragen eine Antwort zu erhalten. Von wem bekäme er Aufgaben? Sollte er in Belbury wohnen?

»Erwähnte ich nicht schon«, versetzte Wither, »Beweglichkeit sei der Grundzug unseres Instituts? Fassen Sie die Mitgliedschaft jedoch nicht als Berufung, sondern lediglich als Berufstätigkeit auf, so kann ich Ihnen nicht mit gutem Gewissen raten, zu uns zu kommen. Wir haben keine streng begrenzten Abteilungen. Ich fürchte, den Großen Rat nicht dazu bewegen zu können, gerade für Sie einen genau bezeichneten Posten auszudenken, mit bestimmten Arbeitsstunden und mit Freizeit. Lassen Sie mich, bitte, ausreden, Herr Studdock! Ich sagte schon, wir sind eine Familie oder vielleicht auch ein Einzelwesen. Es kann nicht die Rede davon sein, wie Sie ziemlich unglücklich zu verstehn gaben, von irgend einem Beamten Unterweisungen entgegenzunehmen – oder die Berechtigung zu fühlen, einem Kollegen gegenüber unzugänglich zu sein. Ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht zu unterbrechen. Das wäre nicht der rechte Geist, Pflichten auf sich zu nehmen. Aus sich heraus müssen Sie sich nützlich machen, Herr Studdock, allgemein nützlich. Das Institut würde, meine ich, kaum jemand behalten, der darauf aus ist, auf Rechte zu pochen und diesen oder jenen, nicht in seinem Bereich gelegenen Dienst nicht zu leisten. Ich denke

dabei nur an Sie, Herr Studdock, an Ihren persönlichen Vorteil. Schädlich wäre es, ließen Sie sich von Ihrer eigenen Tätigkeit durch nicht gebilligte Mitarbeit bei andern ablenken, oder – noch schlimmer! – mischten Sie sich unaufgefordert in die Arbeit anderer Mitglieder ein. Lassen Sie sich durch nichts abbringen, durch nichts Ihre Kräfte zersplittern! Seien Sie zielgerichtet! Herr Studdock! Zielgerichtet! Und gewähren und beanspruchen Sie Geistesfreiheit! Vermeiden Sie die von mir bezeichneten Fehler, nun... so wird es mir vielleicht gelingen, gewisse ungünstige, von Ihnen hervorgerufene Eindrücke zu verwischen. Nein, Herr, Studdock, auf eine weitere Auseinandersetzung kann ich nicht eingehn! Meine Zeit ist voll in Anspruch genommen. Ich kann nicht fortwährend durch derartige Gespräche aufgehalten werden. Sie müssen selber Ihren Platz finden, Herr Studdock. Guten Morgen, Herr Studdock, guten Morgen! Denken Sie an meine Worte! Ich werde für Sie tun, was ich kann. Guten Morgen!«

Mark tröstete sich über dieses demütigende Gespräch mit der Versicherung, es keinen Augenblick ertragen zu haben, wäre er nicht verheiratet. Jane bürdete er die Verantwortung dafür auf, so schien es ihm, obwohl er dieses Gefühl nicht in Worte kleidete. Auf diese Weise war es ihm möglich, sich die richtigen Antworten an Wither auszudenken. Hätte er nicht die Sorge um Jane, er würde ihm bei Gelegenheit schon seine Meinung sagen. Diese Überlegung rührte in ihm für ein paar Augenblicke ein trügerisches Glücksgefühl auf, und als er zum Tee ging, merkte er, daß seine Unterwerfung bereits Früchte zu tragen begann: die Fee gab ihm einen Wink, sich zu ihr zu setzen.

»Haben Sie schon etwas wegen Alcasan unternommen?«

»Nein«, erwiderte Mark, »denn bis heute früh war ich noch nicht entschlossen, hierzubleiben. Ich könnte am Nachmittag hinaufkommen, um Ihre Unterlagen anzusehn, soweit ich mich darin auskenne, denn ich habe noch nicht herausgefunden, was man eigentlich von mir verlangt.«

»Anpassung, mein Junge, Beweglichkeit!« sagte die Fee. »Nichts weiter. Tun Sie, was man Ihnen sagt, und belästigen Sie vor allem den alten Mann nicht!«

JANE VERBRACHTE die Tage in Hangen und Bangen. Vielleicht würde Mark sie nach Belbury rufen, vielleicht gäbe er aber auch den ganzen Belbury-Plan auf und käme heim. Seine Briefe waren unklar und gefielen ihr nicht. Vielleicht raffte sie sich auch auf, nach Sankt Anne zu fahren und die Dennistons zu besuchen. Die Traumgesichte hörten nicht auf. Vielleicht hatte Denniston mit seiner Bemerkung recht, und es wäre besser, sie für nichts weiter als für »Nachrichten« zu halten. Anders wären die Nächte kaum auszuhalten.
Ein Traum ohne eigentliche Handlung kehrte immer wieder. Sie sah sich leibhaftig in ihrem eigenen Bett ausgestreckt, neben dem Bett war jemand. Anscheinend hatte er einen Sessel daneben gerückt und sich hingesetzt, um sie zu beobachten. Er hielt ein Schreibheft in den Händen, hie und da machte er eine Aufzeichnung. Sonst aber saß er gänzlich unbeweglich da, mit der geduldigen Aufmerksamkeit eines Arztes. Sie kannte sein Gesicht bereits, allmählich wurde sie mit jeder seiner Einzelheiten vertraut: dem Klemmer, den feingeschnittenen, etwas blassen Gesichtszügen und dem kleinen Spitzbart. Und wenn er sie sehn konnte, mußte er ihr Gesicht ebenso gut kennen: sie war es ja, die er zu beobachten schien.
Als Jane diesen Traum zum erstenmal träumte, schrieb sie den Dennistons nichts davon. Beim zweitenmal wartete sie so lange, bis es zu spät dazu war, den Brief am gleichen Tag aufzugeben. Sie meinte, je länger sie mit einer Nachricht zögerte, um so schneller würden sie zu ihr kommen, um sie wiederzusehn. Sie brauchte Trost, wünschte sich ihn aber möglichst ohne den Besuch von Sankt Anne, ohne Fischer-King und ohne die Gefahr, unter seinen Einfluß zu geraten.

Unterdessen arbeitete Mark an der Wiederherstellung von Alcasans Ehre. Nie zuvor hatte er Polizeiakten gesehn und konnte sich deshalb nur schwer darin zurechtfinden. Er versuchte, seine Unkenntnis zu verbergen, doch die Fee kam schnell dahinter. »Ich werde Sie zum Captain bringen«, sagte sie, »der versteht sich auf diese Kniffe.« So war Mark in den meisten Arbeitsstunden mit dem zweiten im Befehlsbereich, dem Captain O'Hara zusammen, einem großen, weißhaarigen, gutaussehenden Mann. Er behauptete, aus einer alten Familie zu stammen und besaß einen Landsitz in Castle-

mortle. Mark verstand seine Erläuterungen zu den Akten nicht ganz. Er schämte sich, es einzugestehn, und deshalb blieb die Ausarbeitung der Einzelheiten in O'Haras Händen. Mark war nichts als ein Schreiber. Er tat sein Bestes, um es vor O'Hara zu verheimlichen und den Anschein zu erwecken, als arbeiteten sie einander in die Hände. Dadurch mußte er allerdings seinen Einspruch aufgeben, er sei nichts anderes als ein Journalist. In der Tat schrieb er einen anziehenden Stil – in seiner akademischen Laufbahn hatte er davon mehr Nutzen gehabt als er selber zugeben wollte –, seine Beiträge in den Zeitungen waren erfolgreich. Die Artikel und Briefe über Alcasan erschienen jetzt in Zeitungen, wo er niemals mit eigenen Beiträgen angekommen wäre, Zeitungen mit Millionen von Lesern. Er konnte eine gewisse Befriedigung darüber nicht unterdrücken.

Endlich vertraute er dem Captain O'Hara seine Geldnöte an. Er fragte, wann das Gehalt ausgezahlt würde? Ihm sei in der Zwischenzeit das nötige Kleingeld ausgegangen. In der ersten Nacht in Belbury habe er seine Brieftasche verloren und sie nicht wieder gefunden. O'Hara brüllte vor Lachen.

»Sie können von der Verwaltung soviel Geld kriegen, wie Sie nur wollen!«

»Heißt das, der Vorschuß wird vom nächsten Scheck abgezogen?« fragte Mark.

»Mensch!« versetzte der Captain, »sobald Sie einmal drin im Institut sind, Gott erhalte es, brauchen Sie sich über so was nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Lenken wir denn nicht das ganze Geldwesen? Wir machen ja selber das Geld.«

»Wirklich?« sagte Mark, holte Luft, verstummte und setzte dann fort: »Aber werden nicht alle über Sie herfallen, sobald Sie mal ausgehn?«

»Was reden Sie da vom Ausgehn?« fragte O'Hara. »Nicht einer verläßt das Institut. Der Einzige, von dem ich's hörte, war der alte Hingest.«

Ungefähr um diese Zeit wurde die Untersuchung wegen des Mordes an Hingest abgeschlossen und die Anklage auf Mord gegen einen oder mehrere unbekannte Täter erhoben. Der Trauergottesdienst fand in der Hauskapelle des Bracton-College statt.

Es war der dritte und dickste Nebeltag. Das Nebelmeer war so dicht und weiß, daß die Augen schmerzten; alle entfernteren Laute wurden verschluckt, nur das Tropfen aus den Dachtraufen und Bäumen und das Geschrei der Bauarbeiter draußen vor der Kapelle waren zu hören. In der Kapelle brannten die Kerzen mit unbewegten Flammen, jede war der Mittelpunkt einer verschwommenen Lichtkugel, die fast keine Helligkeit verbreitete. Hätte man nicht Husten und schlürfende Schritte gehört, würde man keine Leute in den Bänken vermutet haben.
Curry, ganz ungewöhnlich groß in seiner schwarzen Amtstracht, ging im westlichen Teil der Kapelle flüsternd und ängstlich spähend umher: ob nicht der Nebel die »sterblichen Überreste«, wie er sich ausdrückte, aufhalten werde. Nicht ohne Genugtuung empfand er, daß die Verantwortung für die ganze Feierlichkeit auf seinen Schultern lag. In College-Begräbnissen war Curry groß. Er benahm sich nicht wie ein Leichenbestatter, sondern wie ein echter männlicher Freund: hatte ihn auch ein schwerer Verlust getroffen, so vergaß er dennoch nicht, daß er der Vater des Colleges war, und sich auch hier, in diesem Bereich der Vergänglichkeit, beherrschen mußte. Die auswärtigen Gäste pflegten hinterher zu sagen: »Man konnte genau sehn, wie ergriffen der Vizedirektor war, wenn er auch seine Rührung unterdrückte.« Sie war nicht geheuchelt. Curry war gewöhnt, das Leben seiner Kollegen zu überwachen: so schien es ihm denn selbstverständlich zu sein, auch ihren Tod unter seine Fittiche zu nehmen, als erstrecke sich seine Macht, Wege zu ebnen und Schicksalsfäden zu spinnen, auch noch auf die leblosen Körper.
Das Orgelspiel begann. Es übertönte das Gehüstel innen und den Lärm draußen, das mißlaunig-eintönige Geschrei und das Klirren von Eisen, sowie die zitternden Stöße, mit denen von Zeit zu Zeit schwere Lasten gegen die Mauern der Kapelle gewuchtet wurden.
Wie Curry befürchtet hatte, war die Ankunft des Sarges durch den Nebel verzögert worden. Der Organist mußte eine halbe Stunde spielen, ehe eine Bewegung am Eingang entstand und die Trauerfamilie, schwarzgekleidete Hingests beiderlei Geschlechts, Landgesichter, steif wie Bohnenstecken, die ihnen zugewiesenen Plätze einnahmen. Ihnen folgten der Sakristan, die Ministranten, der Richter und Seine Magnifizenz, der Rektor von Edgestow, endlich der Kirchenchor mit Gesang und zuletzt der Sarg. Wie eine Blumen-

insel schwebte er undeutlich durch den Nebel. Durch die offene Tür ergoß sich der Brodem noch dicker, kälter und feuchter. Der Gottesdienst begann.
Kanonikus Storey hielt ihn. Seine Stimme hatte noch ihren schönen Klang, und eine gewisse Schönheit lag auch in seiner Einsamkeit inmitten der Trauerversammlung. Abgetrennt war er sowohl durch seinen Glauben als auch durch seine Taubheit. Er zweifelte nicht, daß die am Sarg des alten Heiden gelesenen Worte angebracht waren – da er niemals dessen Unglauben vermutet hatte. Auch des Gegensatzes zwischen seiner eigenen Beterstimme und den Stimmen von außen war er sich nicht bewußt. Glossop mochte zusammenzucken, als in die Stille der Kapelle ein Geschimpfe hereinschallte. »Geh mir mit deinem Klumpfuß aus dem Licht, oder ich schmeiß dir den ganzen Krempel drauf!« Storey aber, ahnungslos und unerschüttert, erwiderte: »Tor, du! was du gesät, es wird nicht keimen, ehe es gestorben ist!«
»Ich hau' dir gleich eine auf die Schnauze, merk dir das!« brüllte die Stimme wieder.
»Als Erdenleib ist er gesät worden, als Geistesleib wird er auferstehn!« betete Storey.
»Abscheulich! Abscheulich!« murmelte Curry zum Quästor neben ihm. Aber einige der jüngern Professoren faßten den Vorgang von der heiteren Seite auf und dachten daran, mit welchem Vergnügen Lord Feverstone, der nicht hatte kommen können, ihren Bericht aufnehmen würde.

DER KREIS IN DER BIBLIOTHEK

DER ZUTRITT zur Bibliothek war die schönste Belohnung für den fügsamen Mark. Bald nach dem mißglückten Morgen, als er zum erstenmal in die Bibliothek gegangen war, entdeckte er, daß dieser Raum zwar dem Namen nach öffentlich, in Wirklichkeit aber jenen vorbehalten war, die man in der Schule Streber, in Bracton das »Fortschrittliche Element« nannte.
Die vertraulichen und wichtigen Gespräche fanden nachts zwischen zehn und zwölf Uhr am Kamin statt. Als sich Feverstone eines Abends an Mark heranschlängelte: »Wie wär's mit einem Schluck

in der Bibliothek?« nahm Mark geschmeichelt an und bezwang seine Verstimmung über das letzte Gespräch mit Feverstone. Obgleich er sich deshalb ein wenig verachtete, unterdrückte und überging er sie, er nannte es kindisch und lebensfremd.
Den Bibliothekskreis bildeten gewöhnlich Feverstone, die Fee, Filostrato und erstaunlicherweise auch Straik. Daß Steele niemals hierher kam, war Balsam auf Marks Wunden. Anscheinend war er ohne Steeles Wissen oder hinter seinem Rücken hierhergekommen, da sie es ihm versprochen hatten. Alles ging also planmäßig vonstatten. Noch jemand war da: der schweigsame Mann mit Kneifer und Spitzbart, Professor Frost. Seine häufige Anwesenheit in der Bibliothek konnte Mark nicht verstehn. Der Vizedirektor – oder wie Mark ihn jetzt nannte: der VD oder der Alte – war gleichfalls zugegen. Doch er verhielt sich recht sonderbar. Gedankenverloren wanderte er in dem Raum umher, immer summend und mit den Schuhen knarrend. Manchmal näherte er sich der Gruppe beim Kaminfeuer, hörte der Unterhaltung zu, mit der Miene unbestimmten väterlichen Wohlwollens, fügte sich aber dem Kreis nie ein und sprach auch niemals ein Wort. Dann schlenderte er wieder hinaus, um vielleicht nach einer Stunde wieder zu kommen, in den Zimmerecken zu kramen und wieder zu verschwinden. Mit Mark hatte er seit dem demütigenden Morgen in seinem Büro nicht wieder gesprochen – Mark war, wie er durch die Fee wußte, noch in Ungnade. »Der Alte wird mit der Zeit schon wieder auftauen«, meinte sie. »Ich habe Ihnen ja gesagt, er hört es nicht gern, wenn einer vom Fortgehn spricht.«
Von allen Mitgliedern des Kreises mochte Mark am wenigsten Straik. Der machte keinen Versuch, sich dem nüchternen und kaltschnäuzigen Ton seiner Kollegen anzupassen. Er trank nicht und rauchte nicht. Schweigend saß er da, umfaßte mit der magern Hand das Knie in der abgewetzten Hose, während der Blick seiner großen Schwermutsaugen von einem Sprecher zum andern schweifte, ohne ihnen je zu widersprechen oder über ihre Witze zu lachen. Fiel aber im Laufe eines Abends ein Wort, vielleicht ein einziges, etwa über die Gegnerschaft der Rückständler draußen in der Welt und über die Maßnahmen, die vom Institut gegen sie zu ergreifen waren, so trieb es ihn an. In solchen Augenblicken begann er laut und lange zu reden, drohte, klagte an, prophezeite. Merkwürdigerweise

unterbrachen ihn die andern nicht, lachten auch nicht über ihn. Zwischen ihnen und ihm, diesem ungeschlachten Menschen, bestand irgendeine engere Bindung als Ersatz für ihre mangelnde Zuneigung – welcher Art sie war, konnte Mark aber nicht herausfinden. Manchmal wandte sich Straik unmittelbar an Mark und sprach, zu dessen lebhaftem Erstaunen und Unbehagen, über die Auferstehung. »Weder eine geschichtliche Tatsache, noch eine Fabel, junger Mann!« sagte er. »Eine Prophezeiung! Die Wunder?... Schatten künftiger Ereignisse. Befreien Sie sich von der falschen Geistigkeit. Alles wird hier auf Erden geschehn, in der einzig vorhandenen Welt. Was hat uns der Meister geheißen? Heilet die Kranken, treibet die Teufel aus, erwecket die Toten! Wir werden es tun. Der Menschensohn, das heißt der Mensch in der Vollreife, hat die Macht, die Welt zu richten, ewiges Leben zu spenden und ewige Strafen auszuteilen. Sie werden sehn... hier und nun...«
Es war ziemlich unangenehm.
Am Tag nach Hingests Begräbnis wagte sich Mark zum erstenmal unaufgefordert in die Bibliothek. Bisher war er stets einer Einladung Feverstones oder Filostratos gefolgt und fühlte sich dabei immer etwas unsicher. Wie würde man ihn aufnehmen? Er fürchtete aber auch, durch allzugroße Bescheidenheit sein Recht auf Zutritt zur Bibliothek zu schmälern. In solchen Dingen, spürte er, durfte man nach keiner Seite hin irren. Man mußte sich selber richtig beraten und das Wagnis auf sich nehmen.
Es war ein großer Erfolg für ihn. Der Kreis war vollzählig versammelt, und ehe er die Tür hinter sich geschlossen hatte, wandten sich schon alle bewillkommend ihm zu. Filostrato rief: »Ecco!« und die Fee: »Da kommt unser Mann!«
Eine Welle reiner Freude durchdrang ihn bis in die Fingerspitzen. Nie zuvor schienen die Flammen im Kamin heller gebrannt, nie die Getränke verlockender geduftet zu haben. Man hatte ihn erwartet. Man brauchte ihn also.
»Wie viel Zeit benötigen Sie für zwei Leitartikel, Mark?« fragte Feverstone.
»Können Sie die Nacht hindurch arbeiten?« fragte Fräulein Hardcastle.
»Hab ich schon gemacht!« erwiderte Mark. »Worum handelt es sich?«

»Sie meinen wirklich«, sagte Filostrato, »die Unruhen sollten gleich anfangen, ja?«
»Das ist ja gerade der Witz«, erwiderte Feverstone. »Sie hat zu gut gearbeitet und ihren Ovid nicht gelesen: Ad metam properate simul.«
»Selbst wenn wir wollten«, warf Straik ein, »könnten wir es nicht länger hinauszögern.«
»Wovon ist eigentlich die Rede?« erkundigte sich Mark.
»Von den Unruhen in Edgestow«, erklärte Feverstone.
»Ah, ich hab mich nicht sonderlich darum gekümmert... Hat sich die Lage verschärft?«
»Sie wird sich verschärfen, mein Sohn«, behauptete die Fee. »Und darum geht es. Der richtige Krawall war für die nächste Woche geplant. Die kleinen Plänkeleien kürzlich waren nur Vorgefechte. Aber verdammt, es hat zu gut geklappt. Die Geschichte muß deshalb morgen, spätestens übermorgen steigen.«
Mark blickte verwirrt von der Fee zu Feverstone. Sie bog sich vor Lachen.
»Ich glaube«, sagte er, über sich selber scherzend, »bei mir ist der Groschen noch nicht gefallen.«
»Ja, glauben Sie denn«, meinte Feverstone, »die Fee würde den Einheimischen den Vortritt überlassen?«
»Heißt das, sie selber sei die Unruhe?«
»Sì! Sì!« wisperte Filostrato, und seine Äuglein glitzerten in seinem Pausbackengesicht.
»Alles kommt, wie es kommen muß!« sagte die Fee. »Man kann nicht ein paar hunderttausend ortsfremde Arbeiter...«
»Von Ihrer Sorte!« sagte Feverstone.
»...in ein verschlafenes kleines Nest wie Edgestow werfen«, fuhr die Hardcastle fort, »ohne Unruhen hervorzurufen. Ich bin überzeugt, auf jeden Fall wäre es dazu gekommen. Meine Jungens, scheint mir, wären nicht einmal nötig gewesen. Aber da es nun einmal Unruhen geben mußte, war ihr Einsatz im richtigen Augenblick kein Fehler.«
»Wollen Sie damit andeuten, Sie hätten die Unruhen angestiftet?« mischte sich Mark in das Gespräch. Zu seiner Ehre: ihn erschütterte diese neue Enthüllung. Und er gab sich keine Mühe, seinen Eindruck zu verheimlichen.

»Etwas grob ausgedrückt«, meinte Feverstone.
»Tut nichts«, verteidigte Filostrato. »So müssen diese Sachen gedreht werden.«
»Richtig!« bemerkte die Hardcastle. »So wird es immer gemacht. Jeder, der was von Polizei versteht, weiß das. Und wie ich sagte – das Hauptgeschäft, der große Krawall, muß binnen vierundzwanzig Stunden beginnen.«
»Sehr erfreulich, die Nachrichten aus erster Quelle zu haben«, sagte Mark. »Ich wünschte bloß, ich könnte meine Frau aus der Stadt herausschaffen.«
»Wo wohnt sie denn?« wollte die Fee wissen.
»Oben in Sandown.«
»Oh, dort wird sie kaum etwas davon merken! Inzwischen müssen wir zwei uns aber an den Bericht über die Unruhen machen.«
»Aber wozu das alles?«
»Notverordnungen!« sagte Feverstone. »Die Regierung muß den Ausnahmezustand über die Stadt verhängen, sonst kriegen wir nicht die nötige Macht über Edgestow.«
»Genau das!« versetzte Filostrato. »Glatter Irrsinn, von friedlichen Revolutionen zu sprechen. Die Kanaille leistet zwar nicht immer Widerstand – oft muß man sie sogar dazu anpeitschen – aber ohne Aufruhr, Schießereien und Barrikaden kommt man nicht an die wirkliche Macht. Man hätte sonst nicht genug Ballast im Schiff, um es zu steuern.«
»Und der Bericht muß fix und fertig sein, damit er gleich am Tag nach dem Aufstand erscheinen kann«, sagte Fräulein Hardcastle. »Das heißt, er muß spätestens morgen früh um sechs Uhr dem VD vorgelegt werden.«
»Wie wollen wir denn den Bericht heut nacht machen, wenn die Geschichte erst morgen früh platzt?«
Alle Anwesenden brachen in Lachen aus.
»So können Sie die Publizistik nicht betreiben, Mark«, rief Feverstone. »Sie brauchen doch nicht mit dem Schreiben zu warten, bis sich etwas tut.«
»Nun, ich gebe zu«, antwortete Mark, ebenfalls lachend, »ich hatte ein gewisses Vorurteil.«
»Das nützt alles nichts, mein Junge«, meinte die Hardcastle. »Wir müssen umgehend an die Arbeit. Für einen Schluck ist noch Zeit,

und dann gehn Sie mit nach oben, und wir fangen an. Um zwei Uhr lassen wir uns geröstete Leber und Kaffee kommen.«
Zum erstenmal wurde in Marks Leben etwas von ihm verlangt, das er klar und deutlich als verbrecherisch erkannte. Der Augenblick seiner Zusage wurde ihm kaum bewußt. Er kämpfte keinen innern Kampf, und er empfand nicht, daß er eine Grenze überschritt. In der Weltgeschichte mochte es solche Augenblicke von entscheidender Tragweite gegeben haben, mit Hexenprophezeiungen auf stürmischer Heide oder bei der Überquerung des Rubikon. Für Mark indes glitt alles unter Lachen und Reden vorüber, dem vertrauten Lachen der Spießgesellen – des kräftigsten irdischen Verführungsmittels: man konnte lachend Menschen zu sehr übeln Handlungen anstiften, ehe sie selbst schon zu schlechten Menschen geworden waren.
Bald darnach stieg Mark mit der Fee die Treppe hinauf.
»Wer hat den Auftrag, den VD um sechs zu wecken?« fragte er.
»Wohl kaum nötig«, entgegnete die Fee. »Vermutlich schläft der Alte wohl hie und da – aber wann: das habe ich noch nie herausgekriegt.«

DER MANN AUF DER STRASSE

JANE STRECKTE in der Dunkelheit die Hand aus, konnte aber den Tisch am Kopfende ihres Bettes nicht erreichen. Plötzlich merkte sie mit einem Schreck, daß sie gar nicht in ihrem Bett lag, sondern aufrecht stand. Undurchdringliche Finsternis und eisige Kälte waren um sie, die Luft war fremdartig, dumpf, wie verbraucht. Um sich greifend, spürte sie rauhe Steinflächen. Von fernher, vermutlich von oben, kam ein Geräusch, gedämpft und bebend, als dringe es durch die Erde. Das Schlimmste mußte geschehen sein: eine Bombe war auf das Haus gefallen und hatte sie bei lebendigem Leib begraben. Ehe sie jedoch diese Vorstellung noch ganz aufgenommen hatte, wußte sie: der Krieg war ja aus. Seitdem war so viel geschehn. Sie hatte Mark geheiratet. Sie hatte Alcasan in seiner Zelle geschaut. Sie hatte Camilla kennengelernt. Tief innen, jäh erlöst, sagte sie sich: »Wieder einer meiner Träume... ein Stück Neuigkeit... wird gleich vorübersein. Hab keine Angst!«

Was es auch für ein Ort sein mochte, geräumig schien er nicht zu sein. Sie tastete sich an der rauhen Mauer entlang, und als sie sich in der Ecke umdrehte, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand. Sie bückte sich und befühlte ihn. Es schien eine erhöhte Platte zu sein oder ein etwa drei Fuß hoher Steintisch. Lag etwas darauf? Sollte sie es wagen, nachzuforschen? Es nicht zu tun, konnte falsch sein. Sie begann die Tischplatte abzufühlen – im nächsten Augenblick biß sie sich auf die Lippen, um nicht aufschrein zu müssen: sie hatte einen Menschenfuß berührt, einen nackten, seiner Kälte nach toten Fuß. Noch weiter im Dunkeln herumzurühren, schien ihr das Schlimmste. Aus irgend einem Grund aber zwang sie sich dazu. Der Tote lag eingehüllt in einen recht groben Stoff, und dieser fühlte sich reich bestickt und faltig an. Ein ungewöhnlich großer Mann scheint es zu sein, dachte sie, und tastete in der Richtung seines Kopfes. Auf seiner Brust spürte sie ein anderes Gewirke, als ob man auf das grobe Gewand das Fell eines langhaarigen Tieres gebreitet habe. Das war ihr erster Eindruck. Dann merkte sie jedoch, es war ein Bart. Vor der Berührung des Gesichts schreckte sie zurück, aus Furcht, der Schläfer könnte erwachen und sprechen. Deshalb verharrte sie ein paar Atemzüge lang, ohne sich zu rühren. Es war nur ein Traum! Indem sie sich das zuraunte, gelang ihr, die Spannung auszuhalten, doch ihr war unheimlich zumute. Alles wirkte so zeitenalt, als wäre sie durch einen Riß in der Wand der Gegenwart hinuntergestiegen in die kalte, lichtlose Höhle der Vergangenheit. Sie hoffte, nicht allzulange da unten bleiben zu müssen. Käme doch bald jemand, um sie herauszulassen! Und im selben Augenblick tauchte, einem Wunder gleich, das Bildnis eines Mannes in ihr auf, eines gleichfalls bärtigen Mannes, eines göttergleich jugendlichen Mannes, strahlend von Kraft und Lebenswärme; mit mächtigem, den Boden erschütterndem Schritt betrat er den Ort der Finsternis. Hier wurde der Traum verworren.

Jane bildete sich ein, diesen Mann, obwohl er nicht wirklich gekommen war, sondern nur als schimmerndes Seelenbild in ihr erschien, mit einer Beugung des Knies grüßen zu müssen. Aber sie war unsicher, weil die verblaßten Erinnerungen an die Tanzstunden von einst ihr nicht mehr halfen, einen Knicks zustande zu bringen.

Da erwachte sie.

Gleich nach dem Frühstück ging sie nach Edgestow auf die tägliche Suche nach einem Ersatz für Frau Maggs. Am Ende der Market Street zwang sie etwas, noch am selben Vormittag mit dem Halbelf-Zug nach Sankt Anne zu fahren. Sie war an einen Platz gekommen, an dessen Gehsteig ein Auto parkte, ein großer Wagen des Instituts. Als sie vorüberging, trat ein Mann aus einem Ladengeschäft, kreuzte ihren Weg, sprach mit dem Chauffeur und stieg ein. Er war dicht an ihr vorübergestreift, sie sah ihn trotz dem Nebel klar, deutlich und wie losgelöst von allem ringsum. Hinter ihm lag dicker Nebelbrei; dorther hallten die Schritte der Vorübergehenden und der scharfe Lärm des in Edgestow ungewohnten und anscheinend pausenlosen Verkehrs. Überall hätte sie diesen Mann erkannt: vertrauter waren ihr seine Züge als Marks Gesicht und ihr eignes Spiegelbild. Den Spitzbart kannte sie, den Kneifer, das an eine Wachsmaske erinnernde Gesicht. Sie brauchte nicht lang zu überlegen, was zu tun war. Rasch ausschreitend führten sie ihre Füße wie von selbst zum Bahnhof. Nicht Angst beflügelte ihren Schritt, wiewohl sie bis zum Übelsein erschrocken war. Mit allen Fibern und Fasern ihres Wesens fühlte sie sich abgestoßen und zurückgeschleudert von diesem Mann. Wie geblendet war sie von seinem Anblick, ihre Traumbegegnungen waren dagegen ohne Bedeutung. Sie schauderte bei der Vorstellung, seine und ihre Hände hätten sich beim Vorbeigehn berühren können.
Im D-Zug war es angenehm warm, ihr Abteil war leer, zu sitzen ein Genuß! Die gemächliche Fahrt durch den Nebel wirkte auf sie beinah einschläfernd. Sie dachte kaum an Sankt Anne.
Als sie den steilen Hügel hinaufstieg, entwarf sie keine Pläne, legte sie sich keine Worte zurecht, dachte nur an Camilla und Frau Dimble. Ihr kindlicher Seelengrund, die Schicht unter ihrem Verstand, war aufgebrochen worden. Sie verlangte nach »netten Leuten«, wollte weit weg sein von »garstigen Menschen« – dieser Kleinkinderwunsch schien ihr im Augenblick über alles zu gehn.
Als sie aus diesem Zustand auftauchte, sah sie, daß der Himmel sich aufgehellt hatte. Sie blickte geradeaus – jene Straßenbiegung zeichnete sich so deutlich ab, wie es im Nebel nicht möglich gewesen wäre. Oder war Landnebel anders als Stadtnebel? Keine Täuschung: weiß war geworden, was grau gewesen war – blendend weiß. Noch ein Wegstück, und schon zeigte sich strahlendes Blau hoch oben;

die Bäume warfen Schatten. Seit Tagen hatte sie keinen mehr gesehn. Und plötzlich war der weite Himmelsraum offen und in ihm eine blaßgoldne Sonne. Bei der Abzweigung zum Manorhaus zurückblickend, sah sie sich am Saum einer kleinen, grünen Sonneninsel und schickte ihre Augen hinab aufein weißes Nebelmeer. In seiner ganzen Breite ergoß es sich, gefurcht und wellig, soweit sie nur schauen konnte. Andere Eilande tauchten auf. Die dunkeln Inseln im Westen, oberhalb von Sandown, waren die Waldhügel, wo sie mit Dennistons gepicknickt hatte. Und jene größern, hellern Inseln im Norden, fast kleine Berge, waren die Grottenhügel, wo die Wynd entsprang. Jane atmete aus tiefer Brust. Die Weite der über dem Nebel sichtbaren Welt machte ihr großen Eindruck. In der ganzen letzten Zeit hatte sie in Edgestow, sogar im Freien, wie in einer Zelle gelebt, wo nur die zum Greifen nahen Dinge sichtbar gewesen waren. Sie meinte beinah schon vergessen zu haben, wie hoch der Himmel war und wie weit hinausgerückt der Horizont.

DER MEISTER

BEVOR SIE NOCH die Pforte in der Gartenmauer erreicht hatte, traf sie Herrn Denniston. Er geleitete sie in das Herrenhaus, jedoch nicht durch die kleine Pforte, sondern durch den nahe gelegenen Haupteingang. Während er mit ihr ging, hatte sie das eigentümliche Empfinden, mit einem Mann zu sprechen, der besser zu ihr gepaßt hätte als Mark, wiewohl sie ihn nicht hätte heiraten mögen. Sie erzählte ihm ihr Erlebnis.

Beim Betreten des Hauses kam ihnen Frau Maggs entgegen.

»Frau Studdock! Ist es denn möglich?«

»Ja, Ivy«, sagte Denniston, »und Frau Studdock bringt wichtige Neuigkeiten. Es kommt Bewegung in die Sache. Wir müssen sogleich zu Grace. Ist MacPhee schon da?«

»Er arbeitet schon seit Stunden im Garten«, gab Frau Maggs Auskunft. »Doktor Dimble ist im College, Camilla in der Küche. Soll ich sie herschicken?«

»Tun Sie es, bitte! Und wenn Sie Mr. Bultitude davon zurückhalten könnten, uns anzurempeln...«

»Recht, ich werde auf den Störenfried aufpassen. Frau Studdock,

Sie möchten sicherlich eine Tasse Tee? Nach einer Eisenbahnfahrt das Beste!«
Einige Augenblicke später war Jane wieder im Zimmer von Fräulein Ironwood. Sie und die Dennistons saßen ihr gegenüber. Jane kam sich wie bei einer mündlichen Prüfung vor. Als Ivy Maggs den Tee gebracht hatte, ging sie nicht wieder hinaus, sondern setzte sich hinzu, als gehörte sie auch zu den Prüfenden.
»Wohlan!« forderte Camilla auf. Ihre großen Augen verrieten weniger Erregtheit, als das lebhafteste geistige Verlangen.
Jane schaute sich um.
»Lassen Sie sich durch Ivys Anwesenheit nicht stören, junge Frau«, bedeutete Fräulein Ironwood. »Sie gehört mit zum Bund.«
Pause.
»Wir bekamen Ihren Brief vom zehnten«, setzte Fräulein Ironwood fort. »Sie schilderten Ihren Traum von dem spitzbärtigen Mann in Ihrem Zimmer. Er saß da und machte Aufzeichnungen. Vielleicht muß vermerkt werden, er war nicht wirklich in Ihrem Zimmer. Zum mindesten bezweifelt es der Meister. Aber der Mann hat Sie tatsächlich beobachtet. Er wurde von anderer Seite über Sie unterrichtet – leider konnten Sie das im Traum nicht sehn.«
»Erzählen Sie uns, bitte, wenn Sie damit einverstanden sind«, sagte Denniston, »was Sie mir bereits auf dem Herweg mitteilten!«
Jane berichtete. Sie beschrieb den Toten in dem finstern Gelaß – insofern es einer war – und schilderte ihre Begegnung mit dem Spitzbart in der Market Street. Sie erregte, wie sie sogleich wahrnahm, die größte Aufmerksamkeit.
»Sieh mal an!« meinte Ivy Maggs.
»Mit dem Bragdon-Wald hatten wir also doch Recht!« sagte Camilla.
»In der Tat: Belbury!« rief ihr Mann aus. »Aber was hat Alcasan damit zu schaffen?«
»Verzeiht!« erklang Fräulein Ironwoods einförmige Stimme, worauf die andern sogleich verstummten. »Diese Frage wollen wir nicht erörtern. Frau Studdock hat sich uns noch nicht angeschlossen.«
»Darf ich denn nichts wissen?« fragte Jane.
»Meine Dame«, erwiderte Fräulein Ironwood, »verübeln Sie mir's nicht: es wäre nicht klug, Sie schon jetzt einzuweihn. Übrigens haben wir auch nicht das Recht dazu. Würden Sie noch zwei Fragen beantworten?«

»Wie Sie wollen!« erwiderte Jane mit einer nur schwachen Abwehr: sie wollte sich vor Camilla und deren Mann von der angenehmsten Seite zeigen.
Fräulein Ironwood öffnete eine Schublade; während sie darin kramte, schwiegen alle. Sie reichte Jane eine Aufnahme mit der Frage: »Erkennen Sie dieses Bild?«
»Ja«, erwiderte Jane leise, »er ist es – aus meinem Traum und aus Edgestow.«
Es war ein scharfes Bild. Der Name Augustus Frost stand darunter und noch ein paar andere, nicht sogleich von Jane erfaßte Bemerkungen.
»Sind Sie bereit«, setzte Fräulein Ironwood fort, »zum Meister zu gehn?« Dabei hielt sie die Hand hin, um das Bild wieder in Empfang zu nehmen. »Gleich jetzt?«
»Wenn Sie es wünschen...«
»Bitte, Arthur«, wandte sich Fräulein Ironwood an Denniston, »gehn Sie zu ihm und berichten Sie, was wir soeben gehört haben. Erkundigen Sie sich auch, ob er sich frisch genug fühlt, Frau Studdock zu empfangen!«
Denniston erhob sich sofort.
»In der Zwischenzeit«, sagte Fräulein Ironwood, »möchte ich noch ein paar Worte mit Frau Studdock allein sprechen.«
Nun standen auch die andern auf und verließen gleichzeitig mit Denniston das Zimmer. Eine große, von Jane vorher nicht bemerkte Katze sprang auf den von Frau Maggs verlassenen Stuhl.
»Der Meister wird Sie sicherlich kennenlernen wollen«, sagte Fräulein Ironwood.
Jane schwieg.
»Und ich bin überzeugt, die Unterredung wird Sie veranlassen, sich zu entscheiden.«
Jane hustete kurz, diese Feierlichkeit mißfiel ihr.
»Sie müssen noch etwas über den Meister erfahren, bevor Sie ihn kennenlernen«, sagte Fräulein Ironwood. »Er wird Ihnen recht jung erscheinen, Frau Studdock, jünger als Sie sogar. In Wirklichkeit ist er es nicht. Er geht auf die Fünfzig, ist ein Mann von großer Lebenserfahrung, war an Orten, wohin vor ihm kein andrer Mensch gekommen war und verkehrte mit Wesen, wie wir sie uns nicht vorstellen können.«

»Wie interessant!« versetzte Jane, ohne die geringste Teilnahme zu verraten.
»Ich möchte Sie noch bitten«, sagte Fräulein Ironwood, »daran zu denken, daß er sehr leidend ist. Wie Ihre Entscheidung auch ausfallen mag, ich vertraue darauf, Sie werden nichts tun oder sagen, was ihn unnötig anstrengen könnte.«
»Sollte Herr Fischer-King sich nicht wohl genug fühlen, mich zu empfangen...« meinte Jane beiläufig.
»Entschuldigen Sie«, fuhr Fräulein Ironwood fort, »auf diesen Punkt muß ich größten Wert legen. Ich bin Arzt, der einzige im Bund, und habe deshalb die Pflicht, ihn, so gut wie ich kann, zu schützen. Würden Sie, bitte, mitkommen – ich werde Sie in das Blaue Zimmer führen!«
Sie erhob sich, öffnete die Tür, um Jane den Vortritt zu lassen; sie betraten den schmalen, kahlen Gang und begaben sich über niedrige Treppenstufen in eine große Eingangshalle. Von hier führte eine schöne Barocktreppe zu den oberen Stockwerken. Das Haus, geräumiger als Jane ursprünglich angenommen, war geheizt und sehr still. Das Licht der Herbstsonne auf den weichen Teppichen und an den hellen Wänden erschien Jane nach so vielen Nebeltagen glänzend und golden. Auf dem Treppenabsatz des ersten Stocks lag, von Säulen umfriedet, eine kleine, viereckige Erhöhung. Sechs Stufen führten zu ihr empor. Hier wartete Camilla auf sie beide, ruhig und wachsam. Hinter ihr war eine Tür.
»Er möchte sie sprechen«, sagte sie zu Fräulein Ironwood.
»Hat er große Beschwerden?«
»Nur zeitweilig. Es ist ein guter Tag.«
Als Fräulein Ironwood die Hand hob, um anzuklopfen, mahnte sich Jane insgeheim: »Sei auf der Hut! Laß dich in nichts ein! Paßt du aber nicht auf, werden alle diese endlosen Flure und das sanfte Gemurmel eine Närrin aus dir machen – oder eine Anbeterin dieses Mannes!«
Im nächsten Augenblick betrat sie das Zimmer. Es war so hell, als bestände es nur aus Fenstern. Und es war sehr warm. Im Kamin loderte helles Feuer. Bevor sie noch alles überblickt hatte, bemerkte sie ärgerlich und beschämt, Fräulein Ironwood hatte eine Art Hofknicks ausgeführt. Ich tu es nicht, dachte Jane – meinte aber: »Ich kann es nicht!«, wie sie es auch in ihrem Traum nicht fertig gebracht hatte.

»Hier ist die junge Dame, Herr!« sagte Fräulein Ironwood.
Jane blickte wieder auf und – ihre Welt verwandelte sich in eine unwirkliche.
Vor ihr, auf einem Ruhebett, lag ein jünglinghafter Mann von etwa zwanzig Jahren. Sein Fuß war verbunden. Augenscheinlich war er verletzt. Auf einem der langen Fenstersimse stolzierte eine zahme Dohle auf und ab. Der schwache Widerschein des Feuers und der lebhaftere der Sonne überspielten die Zimmerdecke; doch alles Glänzen im Zimmer schien sich im Goldhaar des Mannes und seinem goldschimmernden Bart zu verfangen.
Aber natürlich war er kein Jüngling mehr – wie war sie bloß darauf verfallen? Die Jugendfrische von Stirn und Wange und vor allem die Glätte seiner Hände hatten ihr diesen ersten Eindruck vorgetäuscht. Kein junger Mann trägt einen so starken Bart, kein junger Mann konnte so kraftvoll ausseh'n. Sie hatte übrigens einen gebrechlichen Menschen erwartet. Nun kam es ihr so vor, als könne sich niemand dem Griff dieser Hände entwinden. Zugleich vergegenwärtigte sie sich, diese Arme und Schultern seien imstande, das ganze Haus zu tragen. Dagegen war Fräulein Ironwood an ihrer Seite ein altes Weib, verschrumpelt und blaß, ein Fäserchen zum Wegblasen.
Das Ruhebett stand auf einer um eine Stufe erhöhten Estrade. Jane glaubte hinter der ruhenden Gestalt schwere blaue Vorhänge zu sehn, merkte aber später, daß es Wandschirme waren. Die Ausstattung glich einem Thronsaal. Hätte sie sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt und nur eine Beschreibung gelesen, es wäre ihr lächerlich vorgekommen. Hinter den Fensterscheiben sah sie weder Bäume noch Hügel, weder Häuser noch Umrisse, nur den gleichmäßig dichten Nebelschleier, als sei sie mit diesem Manne hochoben in einem blauen, auf die Welt herabschauenden Turm.
In sein Antlitz zeichnete sich dann und wann ein Schmerzenszug, die plötzlichen Anfälle seines Leidens. Aber wie die von einem Blitz zerrissene Finsternis sich sogleich wieder schließt, ohne eine Spur des Blitzes zu verraten, so bezwang sein ruhevolles Wesen jeden Anfall. Wie hatte sie ihn nur für jung halten können, oder für alt? Zusammenzuckend merkte sie, daß sein Antlitz zeitlos war. Bisher hatte sie, von weißhaarigen Greisen abgesehn, Männergesichter mit Bärten nicht gemocht, doch nur deshalb, weil sie das Bild des Kö-

nigs Arthur aus ihrer Kinderzeit ebenso längst vergessen hatte wie das des Königs Salomon. Salomon... zum erstenmal nach vielen Jahren leuchtete in ihrer Rückschau die glänzende, in diesem Namen enthaltene Sonne von Königtum, Zauberkunst und Liebe wieder; zum erstenmal nach diesen Jahren verband sie mit dem Wort *König* die Vorstellung von Kampf, Hochzeit, Priesterschaft, Gnade und Macht. In diesem Augenblick, da sie sein Antlitz zum erstenmal sah, vergaß Jane, wer und wo sie war. Auch der leiseste Unmut gegen Fräulein Ironwood schwand, zugleich der geheime Groll gegen Mark, über ihre Kindheit und ihr Elternhaus. Doch nur sekundenkurz. Im nächsten Augenblick war sie wieder die bürgerlich errötende und verwirrte Alltags-Jane, weil sie meinte, unhöflich lang einen fremden Mann angestarrt zu haben. Aber ihre Eigenwelt war dahin. Sie fühlte es. Alles mögliche konnte jetzt geschehn.
»Danke, Grace!« sagte Fischer-King gelassen. »Ist das Frau Studdock?«
Wie das Gold nicht nur schön ist als Gold, sondern auch gewichtig, wie das Sonnenlicht nicht nur auf die Heimathecken im Herbst mild herabfließt, sondern auch niederstürzt auf Urwald und Wüste, Leben weckend, Leben zerstörend, so klang goldgleich und sonnenstark diese Stimme. Und sie redete zu ihr:
»Sie wollen verzeihn, Frau Studdock, daß ich nicht aufstehe. Ich habe einen kranken Fuß.«
Und Jane hörte sich sagen: »Ja, Herr!« – so sanft und gedämpft, wie Fräulein Ironwood gesprochen hätte. Sie hatte jedoch sagen wollen: Guten Morgen, Herr Fischer-King! – in einem gefälligen Ton, um ihr unpassendes Verhalten nach ihrem Eintritt gut zu machen. Aber ihr Mund hatte anders gesprochen. Gleich darauf saß sie vor dem Meister. Sie war erschüttert, sie erbebte sogar. Sie hoffte nur, nicht auch noch in Tränen auszubrechen oder etwas Unpassendes zu sagen, etwas Törichtes zu tun. Denn ihre Welt war dahin: alles mögliche konnte jetzt geschehn. Wäre nur erst die Unterredung zu Ende, damit sie, ohne beschämt zu sein, aus diesem Zimmer gehn könnte, weit fort, nicht für immer, doch für eine lange Zeit.
»Soll ich dableiben, Herr?« fragte Fräulein Ironwood.
»Nein, Grace«, sagte der Meister, »es wird nicht nötig sein. Ich danke Ihnen.«
»Und nun«, dachte Jane, »wird es geschehn, wird es geschehn, nun

wird es geschehn!« All die unerträglichen Fragen, die zu erwarten waren, all seine sonderbaren Zumutungen an sie!
So ging es wirr durcheinander in ihrem Kopf. Alle Widerstandskraft schien sie verlassen zu haben, und sie blieb schutzlos ohne sie.

DAS GESPRÄCH MIT DEM MEISTER

NACHDEM GRACE IRONWOOD sie allein gelassen hatte, konnte Jane in den ersten paar Minuten die Worte des Meisters nur schwer begreifen. Nicht daß ihre Aufmerksamkeit abgelenkt gewesen wäre: im Gegenteil, sie schaute wie gebannt auf ihn. Jeder Klang, jeder Blick, jede Gebärde prägte sich ihrem Gedächtnis ein. Wie hatte sie nur annehmen können, er sei jung? Erst als er aufhörte zu sprechen und ihre Antwort erwartete, merkte sie, daß sie fast nichts von dem Gesprochenen aufgenommen hatte.
»Ich... ich bitte um Verzeihung«, sagte sie und wünschte, nicht länger wie ein Schulmädchen zu erröten.
»Ich sagte«, entgegnete er, »Sie haben uns bereits den allergrößten Dienst erwiesen. Wir wußten, in der nächsten Zeit würde einer der gefährlichsten Angriffe auf die Menschheit erfolgen und zwar auf unserer Insel. Wir ahnten, Belbury würde damit in Verbindung stehn, doch wir waren nicht ganz sicher. Keinesfalls kannten wir die Wichtigkeit Belburys. Deshalb ist Ihre Aussage so wertvoll. Andrerseits taucht auch eine Schwierigkeit auf – ich meine eine, die Sie betrifft. Wir hatten gehofft, es wäre Ihnen möglich, sich uns anzuschließen – in unserer Armee eine der Unsern zu werden.«
»Ist das nicht möglich, Herr?« fragte Jane.
»Schwerlich«, erwiderte der Meister nach einer Pause. »Sie wissen, Ihr Gatte ist in Belbury...«
Jane hob den Blick. Auf der Zunge lag ihr die Frage: Meinen Sie, Mark sei in Gefahr? Aber dann erkannte sie, die Sorge um Mark beeinflußte sie keineswegs. Es wäre Heuchelei gewesen, so zu fragen. Solche Skrupel hatte sie früher kaum gehabt. Endlich sagte sie: »Was meinen Sie damit?«
»Es wird kaum für die Frau eines Institutsbeamten möglich sein, Mitglied unseres Bundes zu werden.«
»Sie glauben, mir nicht vertraun zu können?«

»Ich meine, wir können offen miteinander reden. Ich glaube, unter solchen Umständen könnte zwischen Ihnen und Ihrem Gatten kein Vertraun bestehn.«
Jane biß sich ärgerlich auf die Lippen, nicht des Meisters, sondern Marks wegen. Warum mußte er auch gerade jetzt mit seinen Feverstone-Geschichten stören?«
»Ich muß tun, was ich für richtig halte. Muß ich's nicht?« versetzte sie. »Wenn Mark, mein Mann, auf der falschen Seite steht, so darf dies mein Tun nicht beeinflussen. Nicht wahr?«
»Haben Sie darüber nachgedacht, was da Recht ist?« fragte der Meister.
Jane starrte ihn an und wurde verlegen. Darüber hatte sie nicht nachgedacht.
»Natürlich kann es geschehn«, sagte der Meister, »daß Sie eines Tages das Recht erwerben, hierher zu kommen, auch gegen seinen Willen, sogar im Geheimen. Es hängt davon ab, wie nahe die Gefahr ist – die Gefahr für uns alle und Sie selbst.«
»Ich dachte, die Gefahr sei bereits auf das Höchste gestiegen... Herr Denniston deutete es unterwegs an.«
»Das fragt sich«, sagte der Meister lächelnd. »Ich darf nicht zu klug sein. Es ist mir nicht gestattet, zu verwegenen Mitteln zu greifen, bevor die Krankheit der Verwegenen ausgebrochen ist. Wir würden sonst unsern Feinden gleichen und die Ordnungen verletzen in der Meinung, damit der Menschheit irgendeine unbestimmte Wohltat in ferner Zukunft zu erweisen.«
»Hätte jemand Schaden durch mein Kommen?«
Sie bekam darauf keine Antwort. Er setzte hinzu: »Es scheint, als sollten Sie wieder zurückgehn, wenigstens für den Augenblick. Ohne Zweifel werden Sie Ihren Gatten bald wiedersehn. Ich bin der Meinung, Sie sollten doch einmal den Versuch machen, ihn von dem Institut abzubringen.«
»Wie kann ich das, Herr?« sagte Jane. »Was sollte ich ihm sagen? Er würde alles für Unsinn halten. An einen Angriff auf das Menschengeschlecht würde er nicht glauben.«
Kaum hatte sie das gesagt, fragte sie sich: »Sagte ich es aus Berechnung?« Und noch mehr beunruhigt: »Was ist Berechnung?«
»Nein«, sagte der Meister, »Sie sollen ihm nichts erzählen. Sie sollen weder mich, noch den Bund erwähnen. Unser Leben liegt in

Ihrer Hand. Bitten Sie Ihren Gatten einfach, Belbury aufzugeben. Sagen Sie, es sei Ihr Wunsch. Sie sind doch seine Frau.«

»Mark kümmert sich nicht um das, was ich sage«, antwortete Jane. Und sie dachte auch: »Mark behauptet dasselbe von mir«.

»Vielleicht«, sagte der Meister, »haben Sie noch niemals etwas so stark verlangt, wie Sie es verlangen sollten. Wollen Sie ihn denn nicht ebenso retten wie sich selber?«

Jane überging diese Frage. Nun, da ihr die Verabschiedung aus diesem Haus drohte, überkam sie eine Art Verzweiflung. Hastig und nicht länger der innern Stimme gehorchend, die ihr mehr als einmal im Lauf dieser Unterredung ihre eigenen Worte und Wünsche in einem neuen Licht gezeigt hatte, sagte sie: »Schicken Sie mich nicht zurück! Daheim bin ich allein mit den Schreckgesichtern. Mark und ich sahn uns auch in den besten Zeiten nicht viel. Ich bin so unglücklich. Er wird sich nicht darum kümmern, ob ich hierher komme oder nicht. Wüßte er alles, würde er nur lachen. Soll denn mein ganzes Leben deshalb zerstört werden, weil er sich mit diesen gräßlichen Leuten eingelassen hat? Sie meinen doch nicht etwa auch, die Frau dürfe nach ihrer Verheiratung kein Eigenleben mehr haben?«

»Sind Sie jetzt unglücklich?« fragte der Meister.

Ein Dutzend Beteuerungen erstarben auf Janes Lippen, als sie diese Frage beantworten wollte. Denn mit einemmal, in einer tiefen Beruhigung, ähnlich der Windstille in der Mitte eines Luftwirbels, erkannte sie das Richtige und dachte schließlich nicht mehr daran, was er von ihren Worten halten mochte. Sie antwortete: »Nein! Wenn ich aber zurückgehe«, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, »wird es von nun an schlimmer sein.«

»Wirklich?«

»Ich weiß nicht. Nein. Vermutlich nicht.«

Für eine kleine Weile fühlte Jane nichts anderes als Frieden und Wohlbehagen, körperliche Entspannung in ihrem Sessel und auch etwas wie klare Schönheit in den Farben und Massen des Raumes. Doch dann sagte sie sich wieder: »Jetzt ist es aus! Gleich wird er das Ironwood-Weib rufen, um dich wegbringen zu lassen.«

Ihr Schicksal schien ihr davon abzuhängen, was er in der nächsten Minute sagen würde.

»Muß es denn wirklich sein?« begann sie. »Vermutlich habe ich von

der Ehe eine andere Auffassung als Sie. Es scheint mir ungewöhnlich, daß es nur auf Marks Meinung ankommen soll... über etwas, das er nicht versteht.«
»Kind«, sagte der Meister, »es geht nicht darum, wie Sie oder ich über die Ehe denken, sondern wie meine Gebieter darüber denken.«
»Jemand hat gesagt, man sei hier sehr altmodisch. Aber...«
»Das war ein Scherz. Man ist nicht altmodisch, sondern nur sehr, sehr alt.«
»Und man würde niemals zuerst daran denken, ob Mark und ich mit unsern Ansichten über die Ehe übereinstimmten?«
»Wohl nicht«, antwortete der Meister, sonderbar lächelnd. »Nein. Das würde man ganz bestimmt nicht tun.«
»Und auch daran nicht, was eine heutige Ehe ist, ob sie glücklich war? Ob die Frau ihren Gatten liebte?«
Jane hatte nicht gerade die Absicht gehabt, das zu sagen, noch weniger in einem so billigen, gefühlvollen Ton, wie sie ihn gebrauchte. Sie ärgerte sich über sich. Und da sie das Schweigen des Meisters fürchtete, setzte sie hinzu: »Vermutlich werden Sie sagen, ich hätte mich nicht so ausdrücken sollen.«
»Mein liebes Kind«, versetzte der Meister, »Sie haben es mir bereits zu verstehn gegeben, als Sie Ihren Gatten zum erstenmal erwähnten.«
»Ändert das etwas?«
»Vermutlich kommt es darauf an«, sagte der Meister, »wie er Ihre Liebe verloren hat.«
Jane war verstummt. Obwohl sie dem Meister nicht die Wahrheit sagen konnte, die sie ja tatsächlich auch nicht erkannte, selbst wenn sie versucht hätte, ihren unklaren Groll gegen Mark zu erforschen, erwachte doch in ihrer Brust eine neue Einsicht in ihre eigene Ungerechtigkeit gegen ihren Mann und sogar ein leises Mitgefühl für ihn. Das Herz wurde ihr schwer, denn diese Unterredung, von der sie unklar eine Erleichterung von ihren Sorgen erwartet hatte, schien sie in Wirklichkeit in neue Sorgen zu stürzen.
»Es war nicht seine Schuld«, sagte sie schließlich. »Wahrscheinlich war diese Ehe einfach ein Mißgriff.«
Der Meister sagte nichts.
»Was würden jene... was würden die Leute, von denen Sie sprachen... in einem solchen Fall sagen?«

»Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie es wirklich wissen wollen«, sagte der Meister.
»Bitte!« erwiderte Jane widerwillig.
»Sie würden sagen«, antwortete er, »nicht aus Mangel an Liebe hätten Sie es an Gehorsam fehlen lassen, sondern: weil Sie nie versucht hätten, gehorsam zu sein, sei Ihre Liebe erloschen.«
Irgend ein Widerspruchsgeist in Jane hätte sonst auf eine solche Bemerkung mit Ärger oder Lachen erwidert. Jetzt war sie weit davon entfernt – doch nicht so weit, daß sie nicht seine Stimme hätte hören können – gebannt durch das Wort Gehorsam –, doch nicht Gehorsam gegen Mark. In diesem Zimmer und in dieser Gegenwart war es über sie gekommen wie ein eigenartiger orientalischer Betäubungsduft von gefährlicher, verführerischer und geheimnisvoller Art.
»Hören Sie auf!« sagte der Meister mit Schärfe.
Jane starrte ihn mit großen Augen an. Einen Augenblick herrschte Schweigen, währenddem verflüchtigte sich der exotische Sinnenduft.
»Was sagten Sie, mein Kind?« wiederholte der Meister.
»Ich dachte, Liebe bedeute Gleichheit und zwanglose Kameradschaft.«
»Ach, Gleichheit!« versetzte der Meister. »Reden wir ein andermal davon! Ja, weil wir schwach sind, sollen wir durch gleiches Recht vor der Begierde des andern geschützt werden – genau aus dem selben Grund müssen wir Kleider tragen. Aber in den Kleidern soll der reine Leib sein und dem Tag entgegenreifen, da wir ihrer nicht länger bedürfen. Wissen Sie, Gleichheit ist nicht das Höchste.«
»Gerade das habe ich immer geglaubt«, sagte sie. »Ich dachte, alle Menschen seien durch ihre Seelen einander gleich.«
»Ein Irrtum!« versetzte er mit Ernst. »In den Seelen sind sie am wenigsten gleich. Gleichheit des Rechts, Gleichheit des Einkommens – alles schön und gut. Gleichheit schützt das Leben, bringt aber keines hervor. Sie ist Arznei, nicht Nahrung. Mit ihr können Sie sich ebensogut wärmen wie mit einem Blau-Buch.«
»Sicherlich aber in der Ehe...«
»Immer schlimmer«, sagte der Meister. »Weder Begehren, noch Genuß kennen Gleichheit. Was hat zwanglose Kameradschaft mit ihr zu tun? Jene, die ihre Freuden und Leiden miteinander teilen,

sind Kameraden. Jene, die einander genießen oder ertragen, sind es nicht. Wissen Sie denn nicht, wie schamhaft Freundschaft ist? Freunde... Kameraden... sehn sich nicht *so* an, die Freundschaft würde beschämt werden.«

»Ich dachte«, begann Jane und stockte.

»Ich sehe ein«, sagte der Meister, »Ihr Fehler ist es nicht. Sie wurden niemals darauf aufmerksam gemacht, niemand hat Ihnen gesagt, Gehorsam – Demut seien zur Liebe nötig. Sie rücken die Gleichheit genau an den falschen Platz. Vorläufig muß ich Sie zurückschicken. Sie können uns immer besuchen. Sprechen Sie inzwischen mit Ihrem Gatten, und ich werde mit meinen Gebietern sprechen.«

»Wann werden Sie mit ihnen zusammen sein?«

»Sie kommen zu mir, wenn es ihnen gefällt. Wir haben nun die ganze Zeit so feierlich über den Gehorsam gesprochen. Nun möchte ich Ihnen auch seine heitere Seite zeigen. Sie fürchten sich doch nicht vor Mäusen?«

»Wovor?«

»Vor Mäusen!«

»Nein!« sagte sie stotternd.

Der Meister drückte auf eine kleine Glocke neben seinem Ruhebett, und beinah sofort erschien Frau Maggs.

»Ich glaube«, sagte er, »ich könnte nun essen, bitte! Frau Studdock, Sie werden im untern Stock Ihre Mahlzeit einnehmen – eine etwas reichhaltigere als meine es ist. Wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen, während ich esse und trinke, will ich Ihnen eine unserer Vergnügungen vorführen.«

Frau Maggs kam mit einem Tablett zurück und brachte ein Glas, eine kleine Karaffe mit Rotwein und ein Brötchen. Sie stellte es auf einen Tisch neben dem Meister und verließ das Zimmer.

»Wie Sie sehn«, sagte er, »lebe ich wie der König in *Curdie*. Es ist eine erstaunlich angenehme Kost.« Bei diesem Wort brach er das Brot und goß sich ein Glas Wein ein.

»Ich kenne das Buch nicht«, bemerkte Jane.

Während der Meister aß und trank, plauderten sie über das Buch vom König in *Curdie*. Plötzlich drehte er den Teller um und ließ die Brotkrümel auf den Fußboden fallen.

»Und nun, Frau Studdock, zeige ich Ihnen einen kleinen Zeitvertreib. Aber Sie müssen sich ganz still verhalten.« Er zog eine kleine

Silberpfeife aus seiner Tasche und ließ einen Pfiff ertönen. Jane rührte sich nicht; das Zimmer war von einer beinah hörbaren Stille erfüllt. Sie vernahm zuerst ein Kratzen, dann ein Rascheln, und plötzlich sah sie drei rundliche Mäuse über den Teppich laufen; er mochte ihnen wie dichtes Unterholz vorkommen. Sie erschnupperten ihren Weg – hätte man ihn nachgezeichnet, wäre er den Windungen eines Flusses ähnlich gewesen. Endlich waren sie ganz nahe. Jane konnte ihre blinkenden Augen erkennen und sogar die witternden Näschen. Trotzdem sie es geleugnet hatte, war ihr die Nähe der schnellfüßigen Mäuse zu ihren Füßen nicht gerade angenehm; sie mußte sich zwingen, ruhig sitzen zu bleiben. Dank dieser Anstrengung sah sie Mäuse zum erstenmal so, wie sie sind – nicht als kriechendes Zeug, sondern als zierliche Vierfüßler, die beim Sitzen fast winzigen Känguruhs gleichen, mit zarten Samtpfoten und durchscheinenden Ohren. Hurtig, lautlos jagten sie hin und her, bis keine Krume mehr auf dem Fußboden lag. Dann pfiff der Meister wieder auf der Pfeife, und mit einem plötzlichen Schwung ihrer Schwänze sausten die drei davon und waren im Nu hinter dem Kohleneimer verschwunden. Der Meister blickte mit lachenden Augen auf Jane.
»Unmöglich«, dachte sie, »ihn für alt zu halten.«
»Das ist«, sagte er, »eine sehr einfache Einrichtung: wir Menschen wollen die Brosamen weghaben, und die Mäuse sind eifrig darauf aus, sie wegzuschaffen. Es gibt keine Schererei. Sie konnten sehen, daß Gehorsam und Ordnung eher einem Tanz als einem Drill gleichen – so ist es auch bei Mann und Frau, deren Rollen beständig vertauscht werden.
»Wie riesig wir ihnen vorkommen müssen!« sagte Jane.
Diese kaum hierherpassende Bemerkung hatte einen recht sonderbaren Anlaß. Jane verglich ihre eigene Körpergröße mit der Mäusegröße, dachte aber zugleich auch an Riesenhaftes überhaupt. Sie dachte jedoch nicht bloß daran, sie erlebte es auch auf geheimnisvolle Weise. Ein unerträgliches, wie aus Gullivers Riesenreich stammendes Übermenschenhafte lastete auf ihr, schwoll heran, erfüllte beinah ganz das Zimmer. Aller Kraft und Stärke beraubt, vermeinte sie zusammenzuschrumpfen und zu ersticken. Sie sah hilfeflehend auf den Meister, und sah, daß der Meister ebenso winzig war wie sie. Das Zimmer glich einem Schneckenhaus, einer Mausehöhle, schien auch mit einemmal schief zu stehn, als wäre es von der über-

wältigenden Wucht und Wirkung dieses gestaltlosen Riesengewichts zusammengedrückt worden.
Da vernahm sie des Meisters sanfte Stimme: »Sie müssen mich schleunigst verlassen. Hier ist kein Platz für uns Zwerge. Immerhin, ich bin es gewohnt. Beeilen Sie sich!«

DIE IN SICH VERWIRRTE JANE

ALS JANE DIE Hügelkuppe des Sankt-Anne-Dorfes verlassen hatte und zum Bahnhof heruntergekommen war, hatte sich auch hier der Nebel gelichtet. Große Löcher waren hineingefetzt. Mehrfach fuhr der Zug durch seengleiche Spiegel von Nachmittagslicht.
Bei dieser Fahrt war Jane so in sich zerrissen, als säßen drei, wenn nicht gar vier Janes im Abteil.
Die erste war die schlichte, für den Meister empfängliche Jane: sie erinnerte sich an jedes seiner Worte, an jeden seiner Blicke und war davon begeistert. Es war eine gefügige, aus dem bescheidenen Gehege alltäglicher Meinungen, ihrem bisherigen Anteil an Erkenntnissen, herausgerüttelte Jane. Nun war sie von einer Flut ihr unbegreiflicher und nicht zu bändigender Erlebnisse mitgerissen worden. Die zweite Jane versuchte, diese Gefühle zu überprüfen. Sie betrachtete die erste mit Abscheu als eine ihr stets verächtlich erschienene Frauenart. Als sie eines Tages aus einem Kino herausgekommen war, hatte sie das Geschwätz eines kleinen Ladenmädchens mit angehört: »War er nicht goldig?« sagte sie zu ihrem Freund. »Hätte er mich so angeschaut, wie er sie angesehn hat, ich wäre ihm bis ans Ende der Welt nachgelaufen!« Ein kleines, flitteriges, zurechtgeschminktes, an einem Pfefferminzbonbon schnullendes Ladenmädchen war es. Fraglich, ob die zweite Jane recht daran tat, die erste Jane mit diesem Ding auf die gleiche Stufe zu stellen, nur weil sie sie unausstehlich gefunden hatte. Erniedrigend, gemein und ungebildet war es, hemmungslos der Stimme und dem Blick eines Fremden zu erliegen, ohne es zu bemerken, und die errungene Haltung preiszugeben.
Die dritte, eine sittenstrenge Jane, war eine völlig unerwartete Erscheinung. Die erste hatte sich schon in ihrer Mädchenzeit gerührt; die zweite hielt sich für ihr wahres Ich. Aber die dritte – dieses tu-

gendhafte Wesen, tauchte ganz überraschend auf. Sie war in unbekannten Gründen der Gnade oder der Vererbung geboren und äußerte mancherlei, was Jane schon oft gehört, niemals aber bis zu diesem Augenblick mit dem wirklichen Leben in Verbindung gebracht hatte. Würde die dritte Jane geradeheraus gesagt haben, die Gefühle für den Meister seien unstatthaft, wäre die wirkliche Jane nicht sonderlich überrascht gewesen, sie hätte dieses Urteil für die Stimme der Gewohnheit gehalten. Aber sie tat es nicht. Die dritte Jane fuhr fort, sie zu tadeln, weil sie für Mark keine ähnlichen Gefühle empfand. Immer wieder regte sich in ihr das zum erstenmal im Zimmer des Meisters empfundene Gefühl von Schuld und Mitleid. Zweifellos war Mark es, der den verhängnisvollen Fehler begangen hatte, und doch sollte, sollte, ja mußte sie zu ihm »nett« sein. Der Meister schien darauf zu bestehn. Und im Augenblick, als ihr Wesen am stärksten von einem andern Mann erfüllt war, fühlte sie sich dunkel dazu angetrieben, Mark künftig viel mehr zu geben als bisher, wiewohl sie eigentlich alles dem Meister schenken wollte – wenn sie es täte. Ein Wirrwarr von Empfindungen verschlang sich in ihr. Vor diesem Knäuel verblaßte der innere Kampf und wogte hinüber in die weit mehr erfahrene vierte Jane, die sie selbst war – ihr gegenwärtiges, wirkliches Ich. Sie beherrschte in jedem Augenblick, ohne Anstrengung und Schwanken, den ganzen Rest. Diese vierte und hochgemute Jane hatte alle andern bezwungen; sie war im Zustand der Freude. Die andern drei Janes hatten keine Macht über sie, denn sie stand in leuchtenden Gewändern im Anblick Jupiters, inmitten von Glanz, Musik und Festespracht, überschäumend von Lebenslust, in strahlender Gesundheit und Frohsinn. Sie dachte kaum noch an die sonderbaren Gefühle, die ihr den Abschied so erleichtert hatten, als der Meister sie entließ. Und immer wieder kehrten ihre Gedanken zu ihm und damit zur Freude zurück.

Durch das Zugfenster blickte sie auf Sonnenlichter. Sie überfluteten, funkelnd gleich Posaunenstößen, Stoppelfelder und lichte Waldungen. Sie sah, vorbeifliegend, Kühe und Kaninchen, und alle Geschöpfe umfaßte ihr Herz mit festtäglicher Liebesfreude. Sie war entzückt von dem Geplauder eines runzeligen alten Mannes in ihrem Abteil. Was sie früher nie wahrgenommen hätte, spürte sie nun: den Reichtum eines listigen und sonnigen Altmännergeistes, wür-

zig wie eine Nuß, englisch wie ein Kalkfelsen. Verwundert dachte sie daran, wie lange schon die Musik keine Rolle mehr in ihrem Leben spielte und nahm sich vor, viele Choräle von Bach auf ihrem Grammophon zu hören. Vielleicht würde sie auch viele Sonette von Shakespeare lesen. Sie freute sich auch über ihren Hunger und Durst. Zum Tee wollte sie reichlich Toast mit Butter essen. Und sie gefiel sich auch, freudig gestimmt, im Bewußtsein der eigenen Schönheit; sie hatte den Eindruck – er mag in Wirklichkeit falsch gewesen sein, hatte jedoch nichts mit Eitelkeit zu tun –, sie blühe auf und entfalte sich gleich einer Märchenblume von Augenblick zu Augenblick. In dieser Stimmung war es nur natürlich, daß sie nach dem Aussteigen des alten Landmanns, in Cure Hardy, aufstand, um in dem Spiegel an der Wand des Abteils ihr Gegenüber zu betrachten. Sicherlich sah sie gut aus: sie sah ungewöhnlich gut aus. Und auch dabei war keine Eitelkeit. Schönheit war ja für andere da. Ihre Schönheit gehörte dem Meister. Und so ganz und gar gehörte sie ihm zu eigen, daß er darüber verfügen konnte: ob er sie für sich selbst behielt oder sie als Geschenk für einen andern bestimmte, durch einen Entschluß tieferen und deshalb höhern Gehorsams, bedingungsloser und daher beglückender, als ob er ihre Schönheit für sich selber beansprucht hätte.
Als der Zug im Bahnhof von Edgestow hielt, hatte sich Jane gerade entschlossen, den Autobus nicht zu benützen. Sie würde den Fußweg hinauf nach Sandow genießen. Und dann – aber warum nur in aller Welt! war der sonst um diese Stunde leere Bahnhof heute wie an einem Feiertag? »Hierher, Genosse!« schrie jemand, als sie die Tür aufmachte. Ein halbdutzend Männer stürmte in ihr Abteil, so lümmelhaft, daß sie nicht gleich aussteigen konnte. Nur mit Mühe konnte sie auf dem Bahnsteig weitergehn. Die Leute schienen gleichzeitig nach allen Richtungen zu rennen, zornig und grob, ein aufgeregtes Volk. »Steigen Sie wieder ein! Aber schnell!« schrie einer. »Scheren Sie sich vom Bahnhof, wenn Sie nicht wegfahren wollen!« brüllte ein anderer. – »Was ist denn da los, zum Kuckuck?« fragte jemand neben ihr, und dann hörte sie eine Frau ausrufen: »O Gott! O Gott! Warum hören denn die nicht auf damit?« – Von draußen drang Lärm in den Bahnhof, es war wie das Geschrei von Fußballzuschauern. Überall war eine Fülle ungewohnter brennender Lampen.

Stunden später befand sich Jane, zerschunden, verängstigt und todmüde, in einer ihr fremden Straße. Institutspolizisten und einige Weihipos, deren weibliche Kollegen, umringten sie. Ihr Weg hatte dem eines Menschen geglichen, der beim Nahen der Flut über den Strand eilt. Von ihrem gewohnten Weg über die Warwickstraße war sie abgedrängt worden: der Mob plünderte dort die Läden und zündete Freudenfeuer an. Sie mußte am »Asyl« vorüber und einen Umweg machen, der sie schließlich auch nach Hause geführt hätte. Aber aus den gleichen Gründen konnte sie ihn nicht benützen. Sie mußte einen noch größern Bogen schlagen; doch auch diesmal kam ihr die Flut zuvor. Endlich hatte sie die Bone Lane vor sich, schnurgerade, leer und still: sie schien ihr die letzte Möglichkeit zu bieten, in dieser Nacht überhaupt noch heimzukommen. Polizisten, die man anscheinend überall antraf, nur dort nicht, wo der Aufruhr tobte, riefen ihr zu: »Frau, hier dürfen Sie nicht weiter!« Und als sie ihr den Rücken kehrten, versuchte Jane dennoch, in die schlechtbeleuchtete Straße hineinzulaufen – aber sie wurde ergriffen und fand sich in einem erleuchteten Raum wieder, wo sie von einem weiblichen Wesen in Uniform, mit kurzem Grauhaar, eckigem Gesicht und einer kalten Zigarre zwischen den Lippen verhört wurde. Der Raum sah unordentlich aus, als wäre ein Privathaus zwangsweise und überstürzt zeitweilig in eine Polizeiwache umgewandelt worden. Bevor Jane ihren Namen angegeben hatte, bekundete die Zigarrenfrau für sie keine besondere Aufmerksamkeit. Dann schaute ihr aber die Hardcastle zum erstenmal in das Gesicht. Jane wurde es sonderlich zumute. Sie war bereits müde und ängstlich – nun drängte sich ihr noch etwas anderes auf. Das Gesicht dieser Frau übte die gleiche Wirkung auf sie, wie jene Männergesichter aus ihrer Backfischzeit – dicker Männer mit kleinen, lüsternen Augen und merkwürdig beunruhigendem Lächeln: sie war fürchterlich ruhig und doch fürchterlich gespannt. Sie spürte, die Frau, die sie anstarrte, spielte mit einem neuen Einfall: sie schien sie bald von sich zu weisen, bald sie anzuziehn. Mit einem schwachen Seufzer der Befriedigung brannte die Hardcastle endlich ihre Zigarre an und blies eine Rauchwolke zu Jane. Hätte die gewußt, wie selten dieses Weib wirklich rauchte, wäre sie noch mehr erschrocken. Vermutlich wußten es aber nur der Polizist und die Polizistinnen an ihrer Seite. Die ganze Stimmung in dem Wachraum hatte sich verändert.

»Jane Studdock?« sagte die Fee. »Ich weiß alles über Sie, mein Liebling. Sie dürften die Frau meines Freundes Mark sein.«
Während sie es sagte, beschrieb sie ein grünes Formular.
»Recht so!« sagte sie. »Sie werden Ihr Ehegespons bald wiedersehn. Wir nehmen Sie heutnacht mit nach Belbury. Doch noch eine Frage, meine Teure! Was haben Sie zu dieser Nachtzeit auf der Straße zu tun?«
»Ich bin soeben mit dem Zug gekommen.«
»Und wo waren Sie, mein Liebling?«
Jane sagte nichts.
»Sie haben doch nichts angestellt, während der Teure abwesend war, ja?«
»Lassen Sie mich gehn!« sagte Jane. »Ich möchte heim. Ich bin sehr müde, und es ist reichlich spät.«
»Sie werden nicht heimgehn«, sagte die Hardcastle. »Sie kommen mit uns nach Belbury.«
»Mein Mann hat mir nicht gesagt, daß ich zu ihm kommen soll.«
Die Hardcastle nickte. »Einer seiner Fehler! Aber Sie kommen mit uns.«
»Was soll das heißen?«
»Ich habe Sie verhaftet, Liebling«, versetzte die Hardcastle und hob das von ihr ausgefüllte Formular in die Höhe. Für Jane schien es allen andern amtlichen Formularen zu gleichen, mit einer Menge Felder – einige leer, einige bedruckt mit kleinen Buchstaben, einige mit Bleistift bekritzelt und ein Feld mit ihrem Namen. Sinnlos alles.
»Oh...« schrie sie auf, wie von einem jähen Alp bedrückt, und rannte zur Tür – doch nur ein paar Schritte. Gleich darauf kam sie auch wieder zur Besinnung: zwei Weihipos hielten sie fest.
»Was für ein unartiges Temperament!« sagte die Hardcastle im Scherz. »Nun wollen wir aber erst einmal die bösen Männer hinausschicken, nicht?« Sie gab einen Befehl, die Polizisten entfernten sich und schlossen die Tür hinter sich. Sie waren kaum fort, als sich Jane um einen Schutz ärmer fühlte.
»Nun«, wandte sich die Hardcastle an die beiden Mädchen in Uniform, »laßt mich mal machen! Viertel vor eins, und alles geht wie am Schnürchen. Wir können uns eine kleine Ruhepause gönnen – meinst du nicht auch, Daisy? Paß auf, Kitty, schließ deinen Polizeigriff etwas fester unter ihrer Schulter! Gut so!«

Während sie dies sagte, schnallte sie ihren Leibriemen ab, zog, den mächtigen Oberkörper entblößend, ihre Uniformjacke aus und warf sie auf das Sofa. Da sie kein Korsett trug, was schon der Blizzard beanstandet hatte, war sie, nur leicht bekleidet, überquellend schwabbelig. Nur im Wahnsinn hätte Rubens so etwas gemalt. Dann setzte sie sich wieder, nahm die Zigarre aus dem Mund, blies wieder eine Wolke auf Jane und stellte die Frage: »Woher sind Sie mit dem Zug gekommen?«
Jane antwortete nicht. Einmal vermochte sie überhaupt nicht zu sprechen, zum andern begriff sie – und da war kein Zweifel –, daß sie die Menschheitsfeinde, gegen die der Meister kämpfte, vor sich hatte. Sie durfte kein Wort verlauten lassen. An ihrem Entschluß war nichts Heldenhaftes, wie traumhaft wirkte der Vorgang auf sie, und wie im Halbschlaf hörte sie die Hardcastle sagen: »Am besten, Kittylein und Daisy, ihr gebt sie mir mal her!«
Nur wie im Unterbewußtsein fühlte Jane, wie die beiden sie zwangen, um den Tisch herum auf die andere Seite zu gehn, wo die Hardcastle sich mit weitgespreizten Beinen auf ihrem Stuhl wie auf einem Sattel zurechtrückte. Ihre Beine in den hohen Ledergamaschen sahn unter dem kurzen Rock hervor. Sobald Jane sich sträubte, zwangen die Mädchen sie mit geübtem, stetig sich verstärkendem Druck, weiterzugehn, bis sie endlich zwischen den Füßen der Hardcastle stand. Die Fee schloß ihre Füße, und Janes Knöchel waren eingeklemmt. Die körperliche Nähe dieser Menschenfresserin erfüllte Jane mit solchem Entsetzen, daß es nichts Schlimmeres mehr geben konnte. Endlos lang, kam ihr vor, wurde sie von der Hardcastle angestarrt. Leise lächelnd, blies sie ihren Rauch ihr in das Gesicht.
»Wissen Sie«, sagte das Polizeiweib, »eigentlich sind Sie ein recht hübsches, niedliches Geschöpf!«
Jane schwieg.
»Wohin fuhren Sie mit dem Zug?«
Jane starrte sie an, als sollten ihr die Augen aus dem Gesicht springen – und verriet nichts. Da warf sich die Hardcastle mit einem Ruck vor, streifte behutsam Janes Bluse über die Schultern und drückte das glühende Zigarrenende darauf. »Wohin fuhren Sie mit dem Zug?«
Jane konnte sich später nicht mehr daran erinnern, wie oft sich die-

ses Spiel wiederholt hatte. Auf irgend eine Weise wurde es beendet. Die Hardcastle sagte zu einer ihrer Weibsleute: »Warum so aufgeregt, Kitty?«
»Ich wollte nur bemerken, Madame, es ist fünf nach eins.«
»Wie die Zeit vergeht, oder etwa nicht, Daisy? Aber was macht das schon aus? Du wirst doch nicht zu schlapp dazu sein, Daisy, solch ein Bündelchen da festzuhalten?«
»Nein, Madame! Aber Sie hatten gesagt, Madame, um Punkt eins müssen Sie mit Hauptmann O'Hara zusammentreffen.«
»Hauptmann O'Hara?« schrie die Hardcastle, als ob sie aus einem Traum erwache. Im nächsten Augenblick sprang sie auf und zog die Uniformjacke wieder an. »Verwünschte Weibsbilder!« schimpfte sie. »Ihr seid Strohköpfe! Warum habt ihr mich nicht früher erinnert?«
»Madame, ich habe mich nicht getraut.«
»Nicht getraut? Was bildest du dir denn ein, wofür du eigentlich da bist?«
»Sie haben es manchmal nicht gern, beim Verhör gestört zu werden«, sagte das gekränkte Mädchen.
»Widersprich nicht!« schrie die Hardcastle, wandte sich um und hieb Daisy mit flacher Hand eine schallende Backpfeife herunter. »Gib acht! Bringt die Verhaftete zum Wagen! Nicht nötig, ihre Bluse zuzuknöpfen, Ihr Idioten! Ich steck bloß mal meinen Kopf in kaltes Wasser und komme dann gleich nach.«
Ein paar Augenblicke später saß Jane, zwischen Kitty und Daisy eingezwängt, mit der Hardcastle zusammen im Innern des fünf Personen fassenden Wagens. Sie sah sich durch die Dunkelheit hinjagen. »Joe, es ist besser, das Stadtinnere möglichst wenig zu berühren!« hörte sie die Stimme der Hardcastle. »Hübsch lebhaft wird es jetzt zugehn. Fahren Sie bis zum Asyl und hinter der Einzäunung durch die kleinen Gassen.«
Von allen Seiten hörte man ein sonderbares Getöse, merkwürdige Lichter tauchten auf. Auch auf den Plätzen schienen dichte Menschenmassen zu sein. Plötzlich merkte Jane, daß der Wagen hielt.
»Warum, zum Henker, halten Sie?« schrie die Hardcastle. Der Fahrer antwortete nicht gleich. Man hörte ihn brummen; vergeblich versuchte er, den Motor wieder in Gang zu bringen. »Was ist denn los?« plärrte sie gereizt. – »Weiß nicht, Madame!« versetzte der Fahrer, noch immer beschäftigt. – »Großer Gott!« lärmte die Hard-

castle, »können Sie denn nicht mal einen Wagen in Schuß bringen? Manche von euch hätten wahrlich auch eine kleine Heilbehandlung nötig.«
Die Straße, in der sie standen, war menschenleer; dem Lärm nach mußten aber in einer der Nebenstraßen aufgeregte Leute sein. Der Fahrer stieg aus, fluchte in seinen Bart und riß die Motorhaube auf.
»Steigt beide hier aus!« befahl die Hardcastle. »Schaut euch im Umkreis von fünf Minuten nach einem andern Wagen um und beschlagnahmt ihn! Erwischt ihr keinen, habt ihr in zehn Minuten wieder hier zu sein, was auch immer geschieht! Marsch!«
Die zwei Polizistinnen sprangen aus dem Wagen und verschwanden eiligst. Die Hardcastle aber beschimpfte den am Motor herummurksenden Fahrer weiter. Der Radau auf der Straße schwoll an. Mit einemmal richtete sich der Fahrer auf und wandte sich gegen die Hardcastle. Jane sah im Laternenschein sein schweißglänzendes Gesicht. »Hören Sie, Fräulein!« schrie er, »nun hab' ich aber genug! Verstanden! Reden Sie etwas höflicher oder steigen Sie aus und bringen Sie selbst die verfluchte Karre in Ordnung, wenn Sie so verdammt gescheit sind!«
»Erfrechen Sie sich nicht, so zu mir zu reden, Joe!« schrie die Hardcastle, »oder ich werde der Ortspolizei ein Wörtchen über Sie zuflüstern!«
»Na, wenn schon!« brummte Joe. »Das Kittchen ist auch nicht schlimmer als Ihr bockiger Kaffeeklatsch. Himmeldonnerwetter! Ich war bei der Militärpolizei, bei den Soldaten in Irland und bei den B.U.F., die waren ja lauter Lämmchen gegen diesen Haufen. Die behandelten ihre Leute wenigstens anständig. Und Männer hatte man über sich, nicht eine Sippschaft verdammter alter Weiber!«
»Na schön, Joe!« sagte die Hardcastle. »Wenn ich Sie der Sicherheitspolizei übergebe, bleibt es diesmal nicht bloß beim Kittchen!«
»Meinen Sie... es bleibt nicht... es bleibt nicht...? Der Polizei könnte ich auch ein oder zwei Geschichtchen von Ihnen erzählen, wenn es darauf ankommt!«
»Um Himmelswillen, Madame, seien Sie nett zu ihm!« jammerte Kitty. »Sie kommen!« Und in der Tat rannten zwei, drei versprengte Männer die Straße herauf. »Sie hätten uns beinah geschnappt.«
»Lauft, Mädels!« sagte die Hardcastle. »Spitzt die Ohren! Hierher!«

Jane wurde aus dem Wagen gezerrt und von Kitty und Daisy vorwärts gerissen. Die Hardcastle rannte voraus. Die kleine Gruppe stürzte über die Straße und in eine Allee hinein.
»Kennt sich eine von euch hier aus?« fragte die Hardcastle nach einigen Schritten.
»Kenne mich hier nicht aus, Madame«, erwiderte Daisy.
»In dieser Gegend bin ich ganz fremd, Madame«, erklärte Kitty.
»Hübsch brauchbares Pack hab ich da beisammen!« schimpfte die Hardcastle los. »Kennt ihr überhaupt etwas?«
»Hier scheint es nicht weiter zu gehn, Madame!« sagte Kitty.
Die Allee endete wirklich in einer Sackgasse. Einen Augenblick blieb die Hardcastle stehn. Im Gegensatz zu ihren Untergebenen war sie nicht ein bißchen erschrocken, sondern sichtlich belustigt von den Blaßgesichern und Zitterstimmen der Mädchen.
»Ei!« sagte sie, »der Nachtspaß gefällt mir! Jetzt erlebst du was, Daisy, nicht? Ob die Häuser da leer stehn? Jedenfalls sind sie alle geschlossen. Vielleicht bleiben wir am besten, wo wir sind.«
Das Geschrei in der von ihnen eben verlassenen Straße hatte sich verstärkt. Sie konnten in westlicher Richtung die durcheinanderquirlenden, undeutlich heranflutenden Menschenmengen erkennen. Lauter wurde das Brüllen, zorniger.
»Sie haben Joe erwischt«, sagte die Hardcastle. »Wenn sie ihn zu Wort kommen lassen, schickt er sie uns auf den Hals. Verdammt! Wir müssen die Verhaftete laufen lassen. Heul nicht, Daisy, kleine Närrin! Macht rasch! Mischen wir uns unter die Menge! Wir haben alle Aussichten, durchzukommen. Behaltet bloß den Kopf oben! Und keinen Schuß, mag's gehn, wie's will! Macht, daß ihr über die Kreuzung nach Billingham kommt! Adda, Kinder! Und nur mit der Ruhe, dann werden wir bald wieder beisammen sein.«
Die Hardcastle machte sich sogleich davon. Jane sah sie ein paar Augenblicke am Rand der Menge und dann darin verschwinden. Zögernd folgten ihr die beiden Mädchen. Jane aber ließ sich auf eine Türschwelle niedersinken. Wo der Blusenstoff ihre Haut berührte, schmerzten die Brandwunden. Doch quälte sie noch mehr eine unsägliche Müdigkeit. Eiskalt war ihr und leicht übel. Vor allem aber war sie erschöpft, so erschöpft, daß sie umsinken wollte. Sie schauderte zusammen. Ringsum herrschte völlige Stille. Sie fror wie noch nie. Die Beine taten ihr weh.

»Mir ist, als hätte ich wirklich geschlafen«, dachte sie, stand auf, reckte sich und ging die trübselig beleuchtete Allee hinab bis zur großen Straße. Sie begegnete nur einem einzigen Menschen, einem Eisenbahner. Als er muntern Schritts an ihr vorüberging, grüßte er mit »Guten Morgen, Frau!« Einen Augenblick blieb sie unentschlossen stehn und bog dann langsam nach rechts. Als sie die Hand in die Tasche des Mantels steckte, den ihr Kitty und Daisy beim Verlassen des Hauses übergeworfen hatten, fand sie eine Dreiviertel Tafel Schokolade. Heißhungrig aß sie sie auf. Als sie gerade damit fertig war, wurde sie von einem Wagen überholt. Gleich darauf stoppte er. »Ist Ihnen etwas zugestoßen?« fragte ein Mann und steckte den Kopf heraus. »Wurden Sie beim Aufruhr verletzt?« fragte eine Frauenstimme innen.
»Nein... nicht sehr... ich weiß nicht...« antwortete Jane verwirrt. Der Mann starrte sie an und stieg dann aus. »Ich meine, Sie sehn mitgenommen aus. Ist Ihnen wirklich nichts zugestoßen?« Dann wandte er sich um und sprach mit der Frau im Wagen. Jane hatte schon so lange keine freundlichen und vernünftigen Worte gehört – sie war den Tränen nahe. Das fremde Paar machte ihr Platz im Wagen und gab ihr erst einen Brandy und dann belegte Brote. Endlich fragten sie Jane, ob sie sie heimbringen sollten. Wo war ihr Heim? Zu ihrer Überraschung antwortete sie mit schlaftrunkener Stimme: »Das Herrenhaus in Sankt Anne«. – »Das trifft sich ausgezeichnet!« sagte der Mann. »Wir müssen nach Birmingham und kommen daran vorüber.« Jane schlief sofort ein und erwachte erst, als sie in einem erleuchteten Torweg stand und von einer mit Schlafanzug und Mantel bekleideten Frau in Empfang genommen wurde. Es war keine andere als Frau Maggs. Aber vor lauter Müdigkeit merkte sie nicht, wie und wo sie zu Bett gebracht wurde.

MONDSCHEIN IN BELBURY

»FRÄULEIN HARDCASTLE«, sagte der Vizedirektor, »ich bin der letzte, der sich in Ihre... hm... persönlichen Vergnügungen einmischen will. Aber in der Tat...«
Es war früh am Morgen. Der alte Herr war noch unrasiert, doch schon fertig angezogen. Obwohl er die ganze Nacht aufgeblie-

ben war, hatte er merkwürdigerweise das Feuer ausgehn lassen. Er und die Fee standen in seinem Arbeitszimmer vor dem kalten Kamin.
»Sie kann nicht weit weg sein«, sagte die Hardcastle. »Wir werden sie ein andermal erwischen. Der Versuch lohnt schon der Mühe. Hätte ich bloß noch ein paar Minuten Zeit gehabt, ich hätte aus ihr herausgequetscht, wo sie gewesen war – möglicherweise sogar im Hauptquartier der Gegner. Wir hätten die ganze Bande auf einen Schlag hochgenommen!«
»Die Gelegenheit dazu war kaum günstig...« begann Wither, aber die Fee unterbrach ihn.
»Sie wissen, wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie sagten mir, Frost beklage sich darüber, der Geist Jane Studdocks sei nicht mehr so zugänglich. In Ihrer Überseelenkunde, oder wie Sie dieses vertrackte Kauderwelsch bezeichnen, heißt das doch: sie ist unter den Einfluß der andern geraten. So haben Sie mir selbst gesagt. Wohin kämen wir, verlören wir den Geistesfaden zu ihr, bevor ich noch ihre Person dingfest gemacht habe?«
»Selbstverständlich bin ich stets gern bereit und dafür... hm... eingenommen...«, sagte Wither, »Ihre persönlichen Ansichten zu hören. Ihren wirklich großen Wert in gewisser Hinsicht – nicht in jeder – würde ich natürlich nicht einen Augenblick bestreiten. Anderseits gibt es Anliegen, für die Sie sich durch Ihre... hm... ja... zwangsläufig auf ein Sondergebiet beschränkten Erfahrungen nicht ganz eignen. Im Augenblick haben wir nicht mit einer Verhaftung gerechnet. Ich fürchte, das Oberhaupt wird meinen, Sie hätten Ihre Befugnisse überschritten, Fräulein Hardcastle. Ich sage nicht, ich wäre unbedingt seiner Meinung. Nein, wir sind uns aber alle darüber einig, unermächtigte Handlungen...«
»Ach, machen Sie Schluß, Wither!« sagte die Fee und setzte sich an den Tisch. »Versuchen Sie Ihr Spiel an den Steeles und den Stones. Ich bin zu gut im Bilde. Das Tamtam von der Beweglichkeit, der Anpassung verfängt bei mir nicht. Mit dem Mädel war es ein reiner Glücksfall. Hätte ich sie nicht festgenommen, würden Sie mir Mangel an Unternehmungsgeist vorwerfen. Weil ich es tat, reden Sie von überschrittenen Befugnissen. Mich können Sie nicht bluffen. Ich weiß verwünscht gut, was uns allen blüht, wenn es mit dem Institut schief geht. Und ich möchte zu gern wissen, wie Sie

bis dahin ohne mich fertig werden wollen. Wir müssen das Mädel doch haben, nicht wahr?«
»Aber ohne Verhaftung. Was nach Gewalt aussieht, haben wir stets abgelehnt. Hätte uns die bloße Haft das... ja... das Wohlwollen und die Mitarbeit der Frau Studdock gesichert, brauchten wir uns nicht mit ihrem Ehemann zu bemühn. Sogar angenommen, Sie hätten recht getan, Frau Studdock zu verhaften, Ihr späteres Vorgehn in dieser Sache würde, befürchte ich, eine ernsthafte Beurteilung herausgefordert haben...«
»Konnte ich denn ahnen, daß die Teufelskarre zu Bruch ging?«
»Vermutlich würde das Oberhaupt diesen Umstand nicht als einzigen Fehler bezeichnen. Sobald diese Frau den geringsten Widerstand erkennen ließ, war es meiner Ansicht nach unvernünftig, die angewandte Behandlung für erfolgreich zu halten. Bekanntlich verurteile ich jegliche Unmenschlichkeit. Es widerspricht nicht meiner Überzeugung, gründlich zu sein, wenn drastische Mittel angewandt werden sollen. Mäßige Schmerzen zuzufügen, die mit geringer Widerstandskraft zu ertragen sind, ist immer falsch und bewirkt beim Gefangenen nichts Gutes. Die wissenschaftlichen, und ich darf wohl sagen, die zivilisierten, von uns Ihnen hier zur Verfügung gestellten Maßregeln für Zwangsverhöre hätten sicherlich Erfolg gehabt. Ich spreche nicht dienstlich, Fräulein Hardcastle, möchte aber auch in keiner Weise die Ansichten unseres Oberhauptes abschwächen. Ich würde jedoch meine Pflichten vernachlässigen, unterließe ich es, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß von zuständiger Stelle bereits Klagen einliefen – wenn auch nicht peinlich genau ausgesprochene –, Klagen über Ihre strafende oder heilende Tätigkeit. Sie neigten dazu, sich von Ihren polizeilichen Bestimmungen durch gewisse... hm, ja.... Gefühlsregungen ablenken zu lassen.«
»Sie werden niemand finden, der ein Geschäft wie meines, gut erledigen wird, wenn nicht etwas Nervenkitzel dabei herausspringt«, versetzte die Fee trotzig.
Der Vizedirektor sah auf seine Uhr.
»Übrigens, warum will mich das Oberhaupt gerade jetzt sprechen?« fragte die Fee. »Ich war die ganze verrückte Nacht auf den Beinen. Man könnte mir doch ein Bad gestatten und ein kleines Frühstück.«
»Der Weg der Pflicht, Fräulein Hardcastle«, sagte Wither, »ist nie-

mals bequem. Vergessen Sie nicht, zuweilen wird auf Pünktlichkeit besonders viel Wert gelegt.«
Die Hardcastle stand auf, wobei sie sich die Backen rieb. »Schon gut«, war ihre Antwort. »Bevor ich hineingehe, muß ich etwas zum Trinken haben.«
Wither hob mißbilligend die Hände.
»Vorwärts, Wither! Ich muß!«
»Meinen Sie, er wird Ihnen nichts anmerken?« fragte Wither.
»Ohne eine Stärkung gehe ich keinesfalls hinein«, erwiderte sie.
Der alte Mann schloß die Kredenz auf und gab ihr Whisky. Dann verließen sie beide das Zimmer und gingen durch einen langen Flur auf die andere Seite des Hauses, wo sich augenblicklich die Abteilung für Bluttransfusion befand. Um diese Morgenstunde war alles dunkel. Beim Licht von Hardcastles Taschenlampe gingen sie über teppichbelegte, mit Bildern geschmückte Gänge und kahle Korridore mit Linoleumböden und geweißten Wänden bis zu einer Tür. Wither öffnete sie mit einem Schlüssel, sodann eine zweite. Im Gegensatz zu den geräuschlosen Filzpantoffeln des Vizedirektors, hallten die Stiefelschritte der Hardcastle den ganzen Weg entlang. Endlich kamen sie zu einer Stelle, wo elektrisches Licht brannte und es nach Chemikalien und Tieren roch. Hier war wiederum eine Tür. Nachdem sie sich durch ein Sprachrohr angemeldet hatten, wurde der Einlaß geöffnet. Unter dem Eingang trat ihnen im weißen Kittel Filostrato entgegen.
»Eintreten!« sagte er. »Sie werden schon seit einiger Zeit erwartet.«
»Ist er schlechter Laune?« fragte die Hardcastle.
»Pst...« machte Wither. »Mir scheint, meine Dame, so spricht man nicht von unserm Oberhaupt. Er hat Beschwerden. Sie kennen seinen besondern Zustand...«
»Sie sollen sofort eintreten«, sagte Filostrato, »sobald Sie sich bereit gemacht haben.«
»Halt! Einen kleinen Augenblick!« sagte plötzlich die Hardcastle.
»Was gibt's? Bitte rasch!« versetzte Filostrato.
»Mir wird übel!«
»Jetzt darf Ihnen nicht schlecht werden.« Gehn Sie zurück, ich werde Ihnen sofort eine Dosis X54 geben.«
»Schon vorbei«, entgegnete sie. »Es war nur ein Augenblick. Ich bin nicht so leicht umzuschmeißen.«

»Ruhe, bitte!« sagte der Italiener. »Machen Sie die zweite Tür nicht auf, bevor mein Assistent die erste Tür hinter Ihnen geschlossen hat. Sprechen Sie nur das Nötigste! Sagen Sie nicht einmal »ja«, wenn Ihnen ein Befehl gegeben wird. Unser Oberhaupt setzt Ihren Gehorsam voraus. Machen Sie keine heftigen Bewegungen, gehn Sie nicht zu nahe heran, schrein Sie nicht – und vor allem – keine Einwände. Los!«

MORGEN IM HERRENHAUS

LANGE NACH Sonenaufgang hatte Jane im Schlaf das Gefühl, jemand spräche zu ihr: »Freue dich, du Schläfer, und wirf deine Sorgen von dir! Ich bin das Tor zu allen guten Erlebnissen!« Nach dem Erwachen, streckte sie sich in wohltuender Müdigkeit in ihrem von den Sonnenstrahlen des Wintermorgens überhuschten Bett, und die frohe Laune wich nicht von ihr. »Nun muß er mich hierbehalten!« dachte sie.

Bald darauf kam Frau Maggs herein, machte Feuer und brachte das Frühstück. Beim Aufrichten zuckte Jane zusammen: der fremde, etwas zu weite Schlafanzug klebte an ihren Brandwunden fest. Frau Maggs Benehmen hatte sich auf unbestimmte Weise verändert.

»Ist es nicht nett, Frau Studdock«, sagte sie, »daß wir beide hier sind. Nicht wahr?« Ihr Ton schien eine nähere Beziehung zu ihr zu verraten, als Jane bewußt war. Aber sie war zu träge, um weiter darüber nachzudenken.

Bald nach dem Frühstück erschien Fräulein Ironwood. Sie untersuchte und verband die nicht weiter bedenklichen Brandwunden.

»Wenn Sie wollen, können Sie am Nachmittag aufstehn, Frau Studdock«, sagte sie. »Bis dahin sollten Sie sich ausruhn. Möchten Sie gern lesen? Wir haben eine große Bibliothek.«

»Ich möchte die Bücher von *Curdie*, bitte!« sagte Jane, »*Mansfields Park* und *Shakespeares Sonette*.«

Nachdem sie mit geeigneter Lektüre für mehrere Stunden versehn war, schlief sie sogleich von neuem behaglich ein.

Um vier Uhr erschien Frau Maggs wieder, um nachzusehn, ob Jane schon wach war.

Sie wollte aufstehn.
»Gut, Frau Studdock!« erwiderte Frau Maggs. »Wie Sie wollen. Ich bringe Ihnen gleich eine Tasse guten Tee, und dann richte ich für Sie ein Bad. Das Badezimmer ist gleich nebenan, ich muß nur erst Herrn Bultitude hinausbefördern. Er ist so faul und will bei kaltem Wetter den ganzen Tag im Badezimmer sein.«
Kaum war Frau Maggs draußen, als sich Jane entschloß, sogleich aufzustehn. Sie traute sich genug Gewandtheit im Umgang mit andern zu, um auch mit dem eigenwilligen Herrn Bultitude fertig zu werden, und wollte nicht noch mehr Zeit im Bett versäumen. Sie erwartete vom Tag allerlei Angenehmes und Unterhaltendes, sobald sie erst einmal aus den Federn wäre – zog ihren Mantel an, nahm das Badetuch und begab sich auf Entdeckungsfahrt. Frau Maggs, die gerade mit dem Tee die Treppe heraufkam, hörte einen unterdrückten Schreckensschrei und sah Jane mit bleicher Miene aus dem Badezimmer herausstürzen und die Tür hinter sich zuwerfen.
»Du lieber Himmel!« rief sie und brach in lautes Lachen aus. »Ich hätte es Ihnen sagen sollen. Aber es macht nichts. Ich werde ihn rasch herauskriegen.« Sie setzte das Teebrett zu Boden und ging zum Badezimmer.
»Ist er zahm?« fragte Jane.
»Ja, handzahm«, versicherte Frau Maggs. »Er will sich nur nicht gern bewegen, für Sie nicht und für mich nicht. Beim Meister oder Fräulein Ironwood ist es natürlich anders.«
Und sie öffnete die Tür des Badezimmers. Neben der Badewanne hockte auf seinen Hinterbacken ein großer, schnaubender, mit der Nase schnüffelnder, glasperlenäugiger, schwerfälliger Dicksack von einem Braunbär. Nach vielen Vorwürfen, Bitten, Ermahnungen, Püffen und Stößen von Frau Maggs geruhte er endlich, seinen mächtigen Wanst zu erheben, um äußerst gemächlich auf den Gang hinauszutrotten.
»Warum gehst du bei dem schönen Wetter auch nicht aus, du großer Faulpelz?« schalt Frau Maggs. »Solltest dich schämen, überall im Weg herumzustehn und zu -hocken. – Keine Angst, Frau Studdock! Zahm ist er wie ein Lämmchen und wird sich von Ihnen kraulen lassen. Vorwärts, Bultitude! Mach und frag die Dame, wie es ihr geht!«

Jane streckte zögernd und etwas ängstlich die Hand aus, um den Bärenrücken zu berühren; aber Bultitude war verärgert, und ohne Jane auch nur eines Blicks zu würdigen, setzte er die langsame Wanderung durch den Gang fort, bis er sich endlich niederlegte. Das Teegeschirr vor Janes Füßen klirrte, im untern Stockwerk mußten wohl alle gemerkt haben: Meister Petz Bultitude hatte Platz genommen.

»Ist es denn möglich, ein solches Tier wirklich im Haus frei laufen zu lassen?« fragte Jane.

»Frau Studdock«, sagte Ivy Maggs ein bißchen feierlich, »hätte der Meister einen Tiger im Haus, man könnte auch ihn frei laufen lassen. Der Meister versteht es eben, mit den Tieren umzugehn. Bei uns gibt es keine Kreatur, die ein anderes Tier oder gar einen Menschen anfallen würde, sobald der Meister mit ihm eine kleine Zwiesprache hatte. Macht er es denn mit uns anders? Sie werden schon sehn.«

»Bringen Sie den Tee, bitte, in mein Zimmer!« sagte Jane ziemlich kühl und ging in das Badezimmer.

»Ja«, sagte Frau Maggs in der offenen Tür, »Sie hätten unbesorgt baden können, auch wenn Bultitude daneben gesessen hätte. Da er aber so groß ist und auch etwas Menschliches an sich hat, wäre es wahrscheinlich unpassend gewesen.«

Jane wollte die Tür zumachen.

»Also dann geh ich«, sagte Frau Maggs, ohne sich jedoch vom Fleck zu rühren.

»Ich danke Ihnen«, sagte Jane.

»Haben Sie auch alles, was Sie brauchen?«

»Ganz gewiß.«

»Na, dann geh ich!« versetzte Frau Maggs, wandte sich zum Gehn, drehte sich aber gleich wieder um und sagte: »Sie werden uns wahrscheinlich alle in der Küche finden, Mutter Dimble, mich und die andern.«

»Wohnt Frau Dimble hier im Haus?« erkundigte sich Jane, das Wort »Frau« dabei betonend.

»Wir nennen sie alle Mutter Dimble«, erklärte Frau Maggs. »Sie wird es von Ihnen auch nicht anders erwarten. In ein paar Tagen werden Sie sich bestimmt an unsere Art gewöhnt haben. Wenn Sie's bedenken, ist es ein drolliges Haus. Na, jetzt geh ich aber. Ba-

den Sie nicht zu lang, sonst steht der Tee ab. Eigentlich sollten Sie mit den gefährlichen Wunden auf der Schulter nicht baden. Haben Sie alles, was Sie brauchen?«
Als Jane gebadet, Tee getrunken und sich sorgfältig frisiert hatte, wie es mit einer fremden Haarbürste und einem fremden Spiegel möglich war, begab sie sich auf die Suche nach den Wohnräumen. Sie ging durch einen langen Gang hinab. Darin herrschte die eigenartige Stille eines weitläufigen Hauses an einem Winternachmittag. Sie kam zu einer Kreuzung zweier Flure, und hier wurde die Stille durch ein leichtes, unregelmäßiges Geräusch unterbrochen: Pob... Pob... Pob... Jane entdeckte die Ursache dieses Geräusches. In einer gewölbten, den Flur abschließenden Fensternische stand Meister Bultitude auf den Hinterbeinen und stieß nachdenklich einen Lederball hin und her. Jane wählte den linken Gang und kam zu einer Galerie. Von dort konnte sie über die Treppe in eine große Halle hinunterblicken, wo Tageslicht und Feuerschein ineinanderübergingen. Jenseits der Stiege, auf der gleichen von ihr eingenommenen Höhe, führte der Gang zur Wohnung des Meisters. Um ihn zu erreichen, mußte man zu einem Treppenabsatz hinuntergehn und dann wieder emporsteigen. Feierliche Ruhe schien dort zu herrschen. Jane ging fast auf den Fußspitzen hinunter in die Halle, wobei sie sich an ihr letztes und merkwürdiges Erlebnis in dem Blauen Zimmer mit jenem Geisterdruck erinnerte, gegen den selbst die Gedankenkraft des Meisters nichts hatte ausrichten können. Sie sah sogleich, wo die Wirtschaftsräume liegen mußten. Noch zwei Stufen hinab, über einen mit Fliesen belegten Gang, an einem ausgestopften Hecht in einem Glaskasten vorüber, sowie an einer alten Standuhr, und dann, geführt von Stimmen und Geräuschen, kam sie zur Küche.
Ein großer offener Herd mit einem Holzfeuer beleuchtete die behaglich auf einem Küchenstuhl neben dem Herd sitzende Frau Dimble. Der Topf auf ihrem Schoß und das Grünzeug auf dem Tisch verrieten, daß sie Gemüse putzte. Camilla und Frau Maggs hantierten an einem Gasherd – der große Herd wurde offenbar nicht zum Kochen benützt –, und in der offenen Tür zum Abwaschraum stand ein großer, grauhaariger Mann. Er trug Gummistiefel, trocknete sich die Hände ab und schien eben von der Gartenarbeit gekommen zu sein.

»Kommen Sie herein, Jane!« sagte Frau Dimble. »Heute brauchen Sie noch nichts zu tun. Setzen Sie sich ans Feuer, auf die andere Seite, und erzählen Sie! Hier ist Herr MacPhee! Er hat nicht das Recht, in der Küche zu sein, ich möchte ihn aber vorstellen.«
MacPhee, der seine Hände abgetrocknet hatte, hängte das Handtuch sorgfältig hinter die Tür, kam feierlich heran und schüttelte Jane die Hand. Seine Hand war groß und derb, sein scharfgeschnittenes Gesicht machte den Eindruck eines klugen Mannes.
»Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, Frau Studdock«, sagte er in einer, von Jane für Schottisch gehaltenen Aussprache, obwohl er ein Ulstermann war.
»Nehmen Sie keines seiner Worte ernst, Jane«, sagte Frau Dimble, »er ist Ihr einziger Widersacher in diesem Haus – er glaubt nicht an Ihre Wahrträume.«
»Frau Dimble«, versetzte MacPhee, »ich habe Ihnen wiederholt den Unterschied zwischen einem Gefühl persönlichen Vertrauens und dem logisch begründeten Anspruch auf Beweise klargemacht. Das eine ist ein seelischer Vorgang...«
»Und das andere eine beständige Belästigung«, sagte Frau Dimble.
»Hören Sie nicht auf sie, Frau Studdock«, erwiderte MacPhee. »Wie ich bereits sagte, freue ich mich, Sie bei uns willkommen zu heißen. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß noch kein „experimentum crucis“ die Behauptung bestätigt hat, Ihre Träume stimmten mit der Wirklichkeit überein. Das hat aber nichts mit meinem persönlichen Verhalten zu tun.«
»Natürlich haben Sie das Recht auf Ihre eigene Ansicht«, sagte Jane beiläufig, doch auch etwas verwirrt.
Die Frauen fingen an zu lachen, als MacPhee mit etwas erhobener Stimme erwiderte: »Frau Studdock, ich habe keinerlei Ansicht – über nichts auf der Welt. Ich stelle Tatsachen fest und zeige die Folgerungen auf. Erlaubte sich jedermann weniger Ansichten«, und er sagte es mit betontem Abscheu, »gäbe es nicht so viel eitles Geschwätz und gedrucktes Zeug in der Welt.«
»Ich weiß, wer in diesem Haus am meisten schwätzt«, sagte Frau Maggs zu Janes beträchtlicher Überraschung.
Der Ulstermann sah die Sprecherin mit unbewegter Miene an, während er eine kleine Zinndose aus der Tasche zog und ihr eine Prise Schnupftabak entnahm.

»Worauf warten Sie überhaupt noch?« fragte Frau Maggs. »In der Küche ist heute Frauentag.«
»Ich hoffte«, erwiderte MacPhee, »Sie hätten mir eine Tasse Tee aufgehoben.«
»Aber weshalb kommen Sie denn nicht zur rechten Zeit?« hänselte ihn Frau Maggs. Jane merkte, sie redete mit ihm genau so wie mit dem Bären.
»Ich hatte zu tun«, erklärte er und setzte sich an das Ende des Tisches. »Ich habe Sellerie gepflanzt.«
»Was heißt Frauentag in der Küche?« fragte Jane Frau Dimble.
»Wir haben keine Hausangestellten«, erwiderte Frau Dimble, »und tun alles selber. An einem Tag die Frauen, am andern die Männer... Wie?... Nein, das ist eine sehr vernünftige Anordnung. Der Meister ist der Ansicht, Männer und Frauen vertrügen sich nicht miteinander bei der Hausarbeit. Sie stritten immer. Es ist etwas Wahres daran. Selbstverständlich darf man nach Männertagen die Tassen nicht zu genau besehn; im großen und ganzen aber geht es auf die Art ganz gut.«
»Warum sollten Sie denn streiten?« fragte Jane.
»Der verschiedenen Arbeitsweisen wegen, meine Liebe. Wie Sie wissen, können einem die Männer bei der Arbeit nicht helfen. Man kann sie zwar dazu kriegen, nicht aber – zu helfen. Das verdrießt sie.«
»Die Hauptschwierigkeit bei der Zusammenarbeit mit Frauen«, sagte MacPhee, »ist die: sie gebrauchen beim Reden keine Hauptwörter. Haben zwei Männer eine Arbeit getan, wird der eine zum andern sagen: „Stell den Topf da in den größern Topf im obersten Fach des Küchenschranks!" Eine Frau wird sagen: „Tu das Dings da in das andere dort!" Und wird sie gefragt: „Wohinein?" wird sie antworten: „Dorthinein!"«
»Hier Ihren Tee!« sagte Frau Maggs. »Ich bringe Ihnen auch ein Stück Kuchen dazu, wenn Sie es auch nicht verdient haben. Und wenn Sie fertig sind, können Sie hinaufgehn und den ganzen Abend über Hauptwörter reden!«
»Nicht über Hauptwörter, sondern mit Hilfe von Hauptwörtern«, entgegnete MacPhee. Aber Ivy Maggs war schon aus der Küche hinaus. Jane nahm ihre Abwesenheit wahr, um zu Mutter Dimble leise zu sagen: »Frau Maggs scheint sich hier wie zu Haus zu fühlen!«

»Meine Liebe, sie ist hier auch zu Hause.«
»Als Hausangestellte, meinen Sie?«
»Nein, ich sagte schon, wir haben keine. Sie ist hier, weil sie ihr Heim verloren hat. Sie war ja obdachlos.«
»Heißt das, daß sie zu den Schutzbefohlenen des Meisters gehört?«
»So ist es. Warum fragen Sie?«
»Ich weiß nicht... Es kommt mir etwas merkwürdig vor, daß Ivy Sie Mutter Dimble nennt. Ich hoffe, Sie werden mich nicht für affig halten...«
»Sie vergessen, auch Cecil und ich sind Schützlinge des Meisters.«
»Ist dies nicht nur so gesagt?«
»Nicht im geringsten. Ivy, Cecil und ich sind hier, weil man uns aus unsern Wohnungen vertrieben hat. Es trifft wenigstens für mich und Ivy zu. Bei Cecil mag vielleicht noch anderes mitsprechen.«
»Weiß der Meister, wie Frau Maggs mit jedem im Haus spricht?«
»Liebes Kind, fragen Sie mich nicht darnach, was der Meister weiß!«
»Ich frage nur, weil er bei unserer Unterredung zu mir sagte: Gleichheit sei nicht das Wichtigste. Aber in seinem eignen Haus scheint es zuzugehn nach einem... ja nach demokratischen Grundsätzen.«
»Ich habe mich nie bemüht, seine Ansicht über diese Sachen zu verstehn«, entgegnete Frau Dimble. »In der Regel spricht er über geistige Rangordnungen – und Sie sind doch nicht eine solche Gans, anzunehmen, Sie seien Ivy geistig überlegen – oder auch über die Ehe.«
»Verstehn Sie seine Ansichten über die Ehe?«
»Meine Liebe, der Meister ist ein sehr weiser Mann und außerdem unverheiratet. Was er sagt, oder was die Gebieter über die Ehe sagen, macht meines Erachtens zu viel Aufhebens davon. Alles ist doch so einfach und natürlich, daß man gar nicht lange darüber zu reden braucht. Wahrscheinlich ist es aber nötig, mit den jungen Frauen von heute darüber zu sprechen.«
»Sie scheinen für die jungen Frauen nicht viel übrig zu haben?«
»Ja... wahrscheinlich bin ich ungerecht. Für uns waren diese Angelegenheiten einfacher. Wir lasen nur Geschichten mit glücklichem Ausgang und das Gebetbuch. Stets waren wir bereit, zu lieben, zu verehren und zu gehorchen. Wir hatten weibliche Formen, trugen Unterröcke und tanzten am liebsten Walzer.«
»Walzer sind etwas sehr hübsches!« sagte Frau Maggs. Sie war so-

eben wieder hereingekommen, mit einem Stück Kuchen für MacPhee. »Und so altmodisch«, fügte sie hinzu.

Jetzt wurde die Tür wieder geöffnet und jemand sagte draußen: »Also hinein mit dir, wenn du hinein willst!« Auf diese Einladung hin hüpfte eine stattliche Dohle in die Küche, und hinter ihr kam Bultitude. Als letzter Arthur Denniston.

»Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Arthur«, schalt Ivy Maggs, »Sie sollen den Bär nicht hereinbringen, wenn wir beim Kochen sind!«

Meister Petz, anscheinend nicht ganz sicher, ob er willkommen war, hatte sich unauffällig durch die Küche getrollt und hinter Frau Dimbles Stuhl niedergelassen.

»Doktor Dimble ist soeben zurückgekommen, Mutter Dimble«, sagte Denniston. »Aber er ist gleich ins Blaue Zimmer gegangen. Der Meister läßt Ihnen sagen, auch Sie und MacPhee möchten hinaufkommen.«

DAS OBERHAUPT

AN DIESEM TAG ging Mark gutgelaunt zum Mittagessen. Allerseits wurde erzählt, die Unruhen seien wunschgemäß verlaufen. Er hatte in den Morgenblättern seine eigenen Berichte darüber gelesen. Und noch mehr freute ihn, den Worten Cossers und Steeles zu entnehmen, daß sie nicht einmal ahnten, wie die Unruhen zustande gekommen waren, und noch weniger, wer in den Zeitungen darüber berichtet hatte. Auch der Vormittag war für ihn angenehm vergangen. Frost, die Fee und Wither hatten ihn in ein Gespräch über die Zukunft von Edgestow gezogen. Alle waren sich darüber einig, die Regierung werde die in den Zeitungen vorgebrachte, fast einmütige Ansicht der Nation teilen und Edgestow unter die Institutspolizei stellen. Es mußte ein bevollmächtigter Gouverneur ernannt werden. Feverstone schien für diesen Posten wie geschaffen zu sein. Als Mitglied des Parlaments vertrat er die Nation, als Hochschullehrer von Bracton die Universität, und schließlich auch als Mitglied das Institut. Die Persönlichkeit Lord Feverstones entsprach den verschiedensten Anforderungen. Die Artikel, die Mark am Nachmittag über ihn schreiben sollte, würden ihm

wie von selbst aus der Feder fließen. Aber das war noch nicht alles. Im Lauf der Unterredung stellte sich heraus, die Besetzung dieses unbeliebten Postens durch Lord Feverstone hatte einen doppelten Zweck. Wenn es an der Zeit war und die Unbeliebtheit des Instituts im Ort den höchsten Grad erreicht hatte, konnte Feverstone geopfert werden. Natürlich wurde es nicht offen gesagt; aber Mark begriff, daß sogar Feverstone nicht zum innersten Kreis gehörte. Die Fee meinte, der alte Dick sei im Grunde seines Herzens doch bloß ein Politiker und würde es bleiben. Wither bekannte seufzend, Feverstones Begabungen seien im Anfang vielleicht nützlicher gewesen, als in der nun beginnenden Zeit. Mark beabsichtigte nicht, Feverstones Stellung zu untergraben, noch wünschte er ihn ausgebootet zu sehn; dennoch begann er, sich im Gedankenkreis dieser Aussprache recht wohl zu fühlen. Er freute sich auch darüber, mit Frost »in Tuchfühlung« gekommen zu sein. Aus Erfahrung wußte er, in jeder zweckbedingten Vereinigung gab es ein vom kleinen Mann nicht beachtetes Mitglied von stiller, unauffälliger Art, in Wirklichkeit aber Haupttriebfeder der ganzen Einrichtung. Frosts fischig-kalte Art war Mark unbehaglich, sogar seine regelmäßigen Gesichtszüge wirkten abstoßend auf ihn. Aber jedes seiner sparsamen Worte ging den Dingen auf den Grund. Und für Mark war es genußreich, mit ihm zu plaudern. Er konnte sich jetzt schon an Gesprächen ergötzen, ohne eine Spur von Zu- oder Abneigung für die Menschen. Diese ihm bewußt werdende Veränderung, begonnen schon zur Zeit seiner Zugehörigkeit zum »Fortschrittlichen Element«, bewertete er als ein Zeichen der Reife. Wither war in einer ihn sehr ermutigenden Art aufgetaut. Am Ende des Gesprächs nahm er Mark beiseite und sprach zu ihm ungenau aber väterlich von der großen, von ihm geleisteten Arbeit und erkundigte sich endlich nach seiner Frau. Der Vizedirektor sprach die Hoffnung aus, das zu ihm gedrungene Gerücht, sie leide an... hm... nervösen Störungen, möge sich nicht bewahrheiten.

Zum Kuckuck, wer hat ihm denn das erzählt? dachte Mark.

»Ich glaube«, setzte Wither fort, »in Anbetracht der großen, jetzt auf Ihnen lastenden Arbeit, können Sie nicht sooft daheim sein, wie wir es Ihnen alle gönnen würden... und so wäre es auch dem Institut recht... ich spreche ganz zwanglos... wir wären alle entzückt, Ihre Gattin hier begrüßen zu können.«

Der Vizedirektor hatte das kaum gesagt, als Mark schon wußte, ihm wäre nichts unangenehmer als Jane in Belbury zu haben. Hier gab es so viele für Jane unverständliche Dinge, abgesehn von seiner, ihm zur Gewohnheit gewordenen Neigung zum Whisky – oh, alles von Morgen bis zum Abend. Es wäre ihm unmöglich gewesen, auch nur eines der hunderterlei in Belbury geführten Gespräche vor ihr zu wiederholen. Ihre bloße Gegenwart hätte dem Gelächter im »innern Kreis« einen hohlen, falschen Klang aufgeprägt. Und was ihm jetzt einfach als kluge Vorsicht erschien, würde sie als Schmeichelei, Verleumdung und Speichellecken bezeichnen. Jane in Belbury – und das ganze Institut hätte sich als eine ungeheuerliche Pöbelei und ein hinterhältiges Irrlicht erwiesen. Ihm wurde übel bei der Vorstellung, er solle Jane dazu überreden, ihm zu helfen, Wither bei guter Laune zu erhalten oder die Hardcastle zu unterstützen. Er stotterte eine Entschuldigung, bedankte sich überschwenglich und trachtete, so rasch wie möglich vom VD loszukommen.

Am Nachmittag beim Tee kam die Hardcastle an seinen Tisch, beugte sich über die Lehne seines Sessels und flüsterte ihm ins Ohr: »Jetzt haben Sie sich in die Patsche gesetzt, Studdock!«

»Was ist denn schon wieder los, Fee?« fragte er.

»Ich möchte wissen, was eigentlich mit Ihnen los ist, kleiner Studdock. Legen Sie es denn darauf an, den Alten immer wieder zu verärgern? Ein gefährliches Spiel, verstehn Sie!«

»Um Himmelwillen, wovon sprechen Sie nur?«

»Nun, wir alle haben uns für Sie bemüht, ihn zu besänftigen, und endlich war es uns gelungen. Er sprach davon, Ihnen die für Sie gedachte Stelle zu geben und von der Probezeit abzusehn. Alles ist eitel Sonnenschein, und dann plaudern Sie fünf Minuten mit ihm, kaum fünf Minuten, und in der kurzen Zeit haben Sie alles verpatzt. Mir scheint, Sie sind verrückt.«

»Zum Teufel, was war ihm denn diesmal wieder nicht recht?«

»Das müssen Sie wissen. Hat er nicht gesagt, Sie sollten Ihre Frau herbringen?«

»Das stimmt. Und weiter?«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Ich sagte, er möge sich darüber nicht beunruhigen, bedankte mich natürlich sehr und so weiter.«

»Merken Sie denn nicht, Liebling«, sagte die Fee, sanft Marks Haar zausend, »daß Sie keinen größern Fehler hätten machen können? Er ist Ihnen unerhört entgegengekommen. So etwas hat er noch für keinen getan. Sie hätten sich klarmachen sollen, wie sehr ihn Ihre Ablehnung kränken mußte. Er beklagt sich über Ihren Mangel an Vertrauen. Er sagt, Sie hätten ihm weh getan. Das heißt, daß bald Ihnen etwas weh tun wird. Er betrachtet Ihre Weigerung als Beweis, daß Sie sich noch nicht eingelebt haben.«
»Aber das ist ja der reine Wahnsinn! Ich meine...«
»Zum Kuckuck, warum konnten Sie nicht einfach sagen, Ihre Frau würde herkommen?«
»Ist das nicht eine persönliche Angelegenheit?«
»Wollen Sie denn Ihre Frau nicht hier haben? Sie sind nicht sehr rücksichtsvoll gegen sie, Studdock. Ich habe gehört, sie sei verdammt hübsch.«
In diesem Augenblick wurde Withers Gestalt sichtbar. Langsam bewegte er sich auf sie zu. Das Gespräch war damit zu Ende.
Beim Abendessen saß Mark neben Filostrato. Keine andern Mitglieder des »innern Kreises« waren in Hörweite. Der Italiener war guter Laune und redselig. Kurz vorher hatte er angeordnet, einige schöne alte Bäume auf dem Grundstück zu fällen.
»Warum taten Sie das, Professor?« fragte ein gewisser Winter gegenüber. »Bei diesem Abstand hätten die Bäume das Gebäude doch nicht beeinträchtigt. Ich für meinen Teil mag hübsche Bäume gern.«
»Ja, ja«, erwiderte Filostrato, »hübsche Bäume, Parkbäume, aber keine wilden! Ich pflanze Rosen, aber keinen Dornbusch in meinem Garten. Der Waldbaum ist Unkraut. Aber ich sage Ihnen, in Persien sah ich den zivilisierten Baum. Er gehörte einem französischen Bevollmächtigten, in einem Ort ohne Bäume. Sein Baum war aus Metall. Eine armselige, rohe Arbeit – aber wie, wenn man sie vollkommen machen könnte! Hell, aus Aluminium, täuschend naturgetreu.«
»Es wäre wohl kaum dasselbe wie ein wirklicher Baum«, sagte Winter.
»Bedenken Sie aber die Vorteile! Er langweilt Sie auf einem Platz – zwei Arbeiter schaffen ihn an eine andere Stelle, wohin Sie wollen. Er stirbt nie. Es fällt kein Laub, kein Zweig, kein Vogel baut Nester, kein Schmutz, keine Unordnung.«

»Vermutlich wären ein oder zwei dieser Art als Merkwürdigkeiten ganz spassig!«
»Warum ein oder zwei? Ich gebe zu, heutzutage brauchen wir noch Wälder für die Lufthülle. Morgen werden wir einen chemischen Ersatz entdecken. Warum denn natürliche Bäume? Ich sehe voraus: auf der ganzen Erde wird es eines Tages nur noch künstliche Bäume geben. Ja, wirklich, wir säubern den Planeten.«
»Wollen Sie damit sagen«, warf ein Mann namens Gould ein, »wir würden überhaupt keine Pflanzenwelt mehr haben?«
»Genau das! Sie rasieren sich nach englischer Gewohnheit sogar täglich. Eines Tages rasieren wir den Planeten.«
»Ich bin neugierig, was dann die Vögel anfangen?«
»Es wird keine Vögel mehr geben. Auf dem künstlichen Baum sollen künstliche Vögel sitzen. Sie singen alle auf einmal, wenn Sie hier im Haus auf einen Knopf drücken. Haben Sie genug davon, stellen Sie wieder ab. Bedenken Sie diesen Fortschritt! Keine Federn fliegen mehr herunter, keine Nester, keine Eier, kein Schmutz.«
»Das hört sich an, als sollte alles organische Leben abgeschafft werden«, bemerkte Mark.
»Und warum auch nicht? Es ist einfach Hygiene. Hören Sie zu, meine Freunde! Wenn Sie vom Boden etwas Faules aufheben, und es wimmelt darin von tierischem Leben, werfen Sie es dann nicht fort? Scheußlich! Das ist ja lebendig! Und Sie lassen es fallen.«
»Und was weiter?« fragte Winter.
»Sind Sie nicht, besonders als Engländer, allem Organischen abhold, bis auf Ihren eigenen Leib? Haben Sie nicht für die Körperpflege das tägliche Bad erfunden? Um die Organismen zu vernichten?«
»Das stimmt!«
»Und was verstehen Sie unter Schmutz? Ist es nicht organischer Dreck? Mineralien sind rein; der wirkliche Dreck stammt vom Organischen: Schweiß, Schleim, Ausscheidung. Ist euere Auffassung von Reinlichkeit nicht der beste Beweis dafür? Unreines und Organisches sind vertauschbare Begriffe.«
»Wo hinaus wollen Sie eigentlich, Professor?« fragte Gould. »Schließlich sind wir doch selber Organismen.«
»Zugegeben. Das ist ja der Punkt. In uns hat das organische Leben Geist erzeugt. Es hat seine Arbeit getan, wir brauchen es nicht län-

ger. Die Welt soll nicht länger vom organischen Leben überwuchert werden wie mit Schimmel – überall sporend, keimend, zeugend und verwesend. Wir müssen uns davon befreien. Nach und nach natürlich, wir werden es langsam lernen. Wir werden unser Gehirn dazu erziehen, mit weniger und immer weniger Körperlichkeit auszukommen. Wir werden ihm beibringen, unsere Körper unmittelbar aus Chemikalien aufzubauen, statt sie noch länger mit Tierleichen und Unkräutern vollzustopfen. Wir werden lernen, uns ohne Paarung fortzupflanzen.«

»Würde wenig Spaß machen!« meinte Winter.

»Mein Freund, Ihr habt den Spaß, wie Sie sich ausdrücken, überdies schon von der Zeugung abgetrennt. Der Spaß ist im Schwinden. Bah, ich weiß, ihr denkt nicht so. Aber seht euch eure englischen Weiber an. Sind nicht von zehn sechs gefühlskalt? Oder etwa nicht? Da habt ihr es! Die Natur selber beginnt mit diesem zeitwidrigen Zustand Schluß zu machen. Hat sie ihn erst völlig getilgt, wird die wirkliche Zivilisation möglich sein. Wenn ihr Bauern wäret, würdet Ihr mich besser verstehn. Kann er mit Hengsten und Stieren arbeiten? Nein, nein, er braucht Wallachen und Ochsen. Solang es noch das Geschlechtliche gibt, wird weder Friede, noch Ordnung, noch Gehorsam sein. Erst der geschlechtslose Mensch ist endgültig lenkbar.«

Das Essen war vorüber. Als man aufstand, flüsterte Filostrato Mark zu: »Ich würde Ihnen nicht empfehlen, heute nacht in die Bibliothek zu kommen. Verstehn Sie? Sie sind in Ungnade gefallen. Kommen Sie zu einem Plauderstündchen in mein Zimmer!«

Mark erhob sich und folgte ihm, erfreut und überrascht, daß Filostrato in der augenblicklichen Schwierigkeit anscheinend zu ihm hielt. Sie gingen in das Wohnzimmer des Italieners im ersten Stock. Mark setzte sich an den Kamin, während sein Gastfreund im Zimmer auf und abging.

»Ich bedaure sehr, mein junger Freund«, sagte Filostrato, »von Ihrer neuerlichen Verärgerung mit dem VD erfahren zu haben. Das muß aufhören, verstehn Sie? Warum lassen Sie Ihre Frau nicht herkommen, wenn er Sie dazu auffordert?«

»Nun«, erwiderte Mark, »ich habe wirklich nicht angenommen, es sei ihm so wichtig. Ich meinte, er sagte es nur aus purer Höflichkeit.«

Marks Abneigung gegen Janes Aufenthalt in Belbury war im Augen-

blick durch den Wein und durch die Kränkung über den Ausschluß aus der Bibliothek ziemlich geschwunden.
»An sich ist es unwichtig«, sagte Filostrato. »Aber ich habe Grund zu der Annahme, der Einfall stamme nicht von Wither, sondern vom Oberhaupt selbst.«
»Vom Oberhaupt? Meinen Sie Jules?« fragte Mark erstaunt. »Ich dachte, er sei nur zum Schein unser Oberhaupt. Und was kann ihm daran gelegen sein, ob ich meine Frau herhole oder nicht?«
»Sie irren«, entgegnete der Italiener. »Unser Oberhaupt ist keine Scheingestalt.«
Mark fand Filostrato jetzt recht sonderbar. Beide schwiegen eine Weile.
»Was ich bei Tisch gesagt habe«, setzte Filostrato darnach fort, »ist die reine Wahrheit.«
»Aber was hat Jules mit der Sache zu tun?«
»Jules? Was reden Sie von ihm? Ich sagte, die reine Wahrheit. Die von mir vorhergeschaute Welt ist eine Welt von vollkommener Reinheit. Reiner Geist und reiner Kristall! Was verletzt die Würde des Menschen am meisten? Zeugen, Gebären, Sterben. Aber was wird sein, wenn wir erst dahinter kommen, daß keines von diesen Dreien der Geist zum Fortbestehn nötig hat?«
Mark starrte ihn an. Filostratos Worte wirkten so zusammenhanglos, sein ganzes Benehmen war so ungewöhnlich, daß Mark sich fragte, ob er eigentlich geistig ganz gesund oder ganz nüchtern sei?
»Um von Ihrer Frau zu sprechen«, sprach Filostrato weiter, »messe ich der Sache keine Wichtigkeit bei. Was kümmern mich die Frauen der Männer! Mich stößt das alles ab. Wenn andere es wichtig nehmen... Sehn Sie, mein Freund: die wirkliche Frage ist, ob Sie wirklich eins mit uns sein wollen oder nicht.«
»Ich verstehe Sie nicht ganz«, bemerkte Mark.
»Wollen Sie ein bloßer Mietling sein? Dazu sind Sie schon zu weit vorgedrungen. Sie stehn am Wendepunkt Ihrer Laufbahn, Studdock. Wenn Sie zurückweichen, werden Sie verunglücken, wie der Narr Hingest. Kommen Sie aber wirklich zu uns... dann wird die Welt... bah, was sage ich, wird das Weltall Ihnen zu Füßen liegen.«
»Selbstverständlich möchte ich dazu kommen«, entgegnete Mark erregt.
»Das Oberhaupt meint, Sie könnten nicht wirklich zu uns gehö-

ren, solange Sie Ihre Frau nicht hierher bringen. Er will Sie ganz haben, mit allem, was zu Ihnen gehört – oder gar nicht. Sie müssen Ihre Frau herbringen, und auch sie muß eine der Unsern werden.«
Dieser Ausspruch traf Mark wie ein kalter Wasserstrahl. Und dennoch... in diesem Zimmer und in diesem Augenblick, unter den kleinen hellen Augen des Professors, konnte er sich Jane kaum noch vorstellen.
»Ist denn Jules *hier*?«
Statt zu antworten, wandte sich Filostrato jäh ab und riß mit großer Gebärde die Fenstervorhänge zurück. Dann schaltete er das Licht aus. Der Nebel war ganz verschwunden, Wind hatte sich erhoben. Kleine Wolken schwammen zwischen den Sternen, und der Vollmond – Mark hatte ihn noch nie so leuchtend gesehn – schaute herab. Wenn die Wolken über ihn hinwegzogen, glich er einem rollenden Ball. Sein lebloses Licht erfüllte das Zimmer.
»Das wäre eine Welt für Sie, nicht wahr?« sagte Filostrato. »Dort ist Reinheit, Klarheit. Tausende von Quadratkilometern von abgeschliffenem Fels, ohne einen Grashalm, ohne Moos, ohne Staub. Nicht einmal Luft. Können Sie sich vorstellen, mein Freund, wie es wäre, wenn Sie in diesem Land umhergehn könnten? Keine Scholle, keine Schlucht. Die Spitzen der Berge sind wirkliche Spitzen, nadelscharf: sie könnten Ihre Hände durchbohren. Die Klippen sind so hoch wie der Everest und so glatt wie die Mauern eines Hauses. Sie werfen landweit ebenholzschwarze Schatten, und in diesem Schatten herrschen viele hundert Grad Kälte. Ein Schritt aus diesem Schatten hinaus, und das Licht würde Ihre Augäpfel wie Stahl durchbohren, das Gestein Ihre Füße verbrennen. Die Temperatur erreicht den Siedegrad. Sie würden sterben. Aber selbst dann würden Sie sich nicht in Unrat verwandeln. In wenigen Sekunden würden Sie zu einem kleinen Häufchen Asche werden, reines, weißes Pulver. Und merken Sie sich: kein Windhauch würde dieses Pulver verwehn. Jedes Staubteilchen bliebe an Ort und Stelle, genau wo Sie starben, bis an das Ende der Zeiten. Aber ich rede Unsinn... Das Universum wird nie enden.«
»Ja, eine tote Welt«, sagte Mark und blickte zum Mond empor.
»Nein«, versetzte Filostrato. Er näherte sich Mark und sprach beinah flüsternd, mit seiner von Natur aus hohen Fledermausstimme: »Nein! Dort ist Leben, dort.«

»*Wissen* wir das?« fragte Mark.
»Oh, *sì*! Geistiges Leben! Unter der Mondhaut. Eine mächtige Rasse. Weiter entwickelt als wir. Erleuchtet. Eine gediegene Rasse. Sie hat ihre Welt gereinigt, beinah blank gefegt von Organismen.«
»Wie denn...?«
»Sie ist nicht mehr abhängig von Zeugen, Gebären und Sterben. Nur das gewöhnliche Volk, die Kanaille, tut das. Die Meister leben weiter. Sie behalten ihre Verstandeskraft. Wenn der organische Leib tot ist, können sie ihren Verstand künstlich weitererhalten. Ein Wunder der angewandten Biochemie. Sie brauchen keine organische Nahrung. Verstehn Sie? Sie sind fast unabhängig von der Natur und mit ihr nur noch durch den dünnsten, den feinsten Faden verknüpft...«
»Meinen Sie?« fragte Mark, und deutete auf die fleckige, weiße Mondscheibe, »all dies ist ihr Werk?«
»Warum nicht? Schafft man die Pflanzenwelt weg, gibt es keine Luft mehr und kein Wasser.«
»Aber wozu das alles?«
»Hygiene. Warum sollten sie in ihrer Welt Organismen dulden? Die Mondscheibe ist in Wirklichkeit nicht so, wie wir sie sehn. Auf ihr leben noch Oberflächenbewohner, Wilde. Auf der uns abgewandten Scheibe liegt ein großer Schmutzfleck, wo es Wasser, Luft und Wälder gibt – ja, und Keime und Tod. Langsam verbreiten die Mondmeister ihre Hygiene über die ganze Kugel und entkeinem sie. Die Wilden wehren sich dagegen. Sie haben Grenzen und grimmige Kämpfe in den Höhlen und Grotten. Aber die Herrenrasse dringt vor. Könnten Sie die andere Seite des Mondes sehn, Sie würden wahrnehmen, wie das reine Gestein von unserer Seite Jahr um Jahr um sich greift – der organische Makel, all das Grüne, Blaue und Nebelige wird dagegen kleiner. Wie beim Silberputzen.«
»Aber woher weiß man das alles?«
»Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen. Das Oberhaupt hat mancherlei Nachrichtenquellen. Vorerst möchte ich Sie nur begeistern. Ich plaudere, um Sie wissen zu lassen, was getan werden kann, was hier getan werden soll. Dieses Institut, *Dio mio!*, es ist für etwas Besseres da als für Wohnungsfragen, Schutzimpfungen, einen schnelleren Zugverkehr und die Heilung krebskranker Leute. Es ist da, den Tod zu besiegen, oder wenn Sie wollen: das organische

Leben. Es ist ein und dasselbe. Man muß aus dem das erste Kindesalter des Geistes schützenden Puppenzustand des organischen Lebens den neuen Menschen hervorbringen, den Menschen ohne Tod, den künstlichen Menschen, frei von Natur. Die Natur ist die Stufe, auf der wir heraufgeklettert sind – nun stoßen wir sie weg.«
»Und glauben Sie, wir würden eines Tages das Mittel finden, um das Gehirn unbegrenzt lange lebendig zu erhalten?«
»Wir haben damit bereits begonnen. Das Oberhaupt selbst...«
»Sprechen Sie weiter!« forderte Mark ihn auf. Sein Herz klopfte heftig, und er hatte sowohl Jane als auch Wither vergessen. Auf dieses Letzte kam es an.
»Das Oberhaupt selbst hat bereits den Tod überlebt. Sie werden heute nacht zu ihm sprechen.«
»Wollen Sie damit sagen, Jules sei gestorben?«
»Bah! Jules ist eine Null. Er ist nicht das Oberhaupt.«
»Wer denn?«
In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Ein Mann trat herein, ohne auf eine Antwort zu warten.
»Ist der junge Mann bereit?« fragte Straiks Stimme.
»Ja. Sie sind doch bereit, nicht wahr, Studdock?«
»Haben Sie ihm alles erklärt?« fragte Straik.
Er wandte sich Mark zu. Das Mondlicht im Zimmer war so hell, daß Mark teilweise das Gesicht wiedererkennen konnte. Die scharfen Furchen darin wurden durch das kalte Licht und den Schatten vertieft.
»Wollen Sie sich uns wirklich anschließen, junger Mann?« fragte Straik. »Wenn Sie erst einmal die Hand an das Werk gelegt haben, gibt es kein Zurück mehr. Und es gibt keine Vorbehalte. Das Oberhaupt hat nach Ihnen geschickt. Verstehn Sie – das Haupt? Sie werden den erblicken, der getötet wurde und dennoch lebt. Die Auferstehung von Jesus im Neuen Testament ist ein Gleichnis. In dieser Nacht sollen Sie den Sinn dieses Sinnbildes erkennen. Sie werden endlich den wahren Menschen sehn, der unsere ganze Vasallentreue verlangt.«
»Zum Teufel, wovon sprechen Sie eigentlich?« rief Mark aus. Die Spannung seiner Nerven lähmte seine Stimme und machte sie zu einem heisern, drohenden Schreien.
»Mein Freund hat ganz recht«, sagte Filostrato. »Unser Oberhaupt

ist der erste Neue Mensch, der erste jenseits des tierischen Lebens. Von der Natur aus gesehn, ist er tot. Ging es nach dem Willen der Natur, müßte sein Gehirn jetzt im Grabe modern. Er wird aber in dieser Stunde zu Ihnen sprechen – und ein Wort im Vertrauen, mein Freund – Sie werden seinen Befehlen gehorchen.«
»Aber wer *ist* es?« fragte Mark.
»Es ist François Alcasan«, erklärte der Italiener.
»Meinen Sie den enthaupteten Mann?« stieß Mark hervor. – Beide nickten. Ihre Gesichter waren nahe bei ihm. In dem unheimlichen Licht ähnelten sie in der Luft schwebenden Masken.
»Fürchten Sie sich?« fragte Filostrato. »Sie werden die Furcht überwinden. Wir bieten Ihnen an, einer der Unsern zu werden. Tja, wären Sie Außenseiter, wären Sie bloß Kanaille, müßten Sie Grund zur Furcht haben. Geburt aller Macht! Er lebt für immer. Der Zeitriese ist besiegt. Und der Raumriese – wurde bereits besiegt. Einer aus unserm Bund hat schon den Weltraum durchquert. Wohl ist er verraten und ermordet worden, seine Aufzeichnungen blieben unvollendet: sein Raumschiff konnten wir bisher nicht wieder erbauen. Aber es wird gelingen.«
»Es ist die Urstunde der Unsterblichkeit des Menschen, des allgegenwärtigen Menschen«, sagte Straik. »Der Mensch auf dem Fürstensitz des Weltalls. Und dies ist der Sinn aller Prophezeiungen.«
»Natürlich wird die Macht auf eine Zahl, eine geringe Zahl von besonderen Männern beschränkt bleiben«, erklärte Filostrato. »Sie sind erwählt für ein Leben in Ewigkeit.«
»Und meinen Sie, es würde später allen zuteil?« fragte Mark.
»Nein«, erwiderte Filostrato. »Ich glaube, es wird dann auf einen einzigen Menschen beschränkt sein. Sie sind doch kein Tor, mein Freund, nicht wahr? Das ganze Geschwätz von der Herrschaft des Menschen über die Natur ist nur etwas für die Kanaille. Sie wissen ebenso gut wie ich, diese Menschenherrschaft bedeutet nichts anderes als die Macht einiger Männer über alle andern, und die Natur ist nur das Werkzeug dazu. Nein, nicht der gemeine Mensch wird allmächtig sein, sondern nur der eine, der unsterbliche Mensch. Alcasan, unser Oberhaupt, ist dessen erster Entwurf. Das vollendete Wesen mag ein anderer sein. Vielleicht Sie, vielleicht ich – wer kann das wissen.«
»Der König kommt«, sagte Straik, »der das Weltall mit Recht-

chaffenheit und die Himmel mit Gerechtigkeit lenken wird. Sie glauben wahrscheinlich, dies alles sei nur Mythe. Da das Wort »Menschensohn« von einem Kranz von Fabeln umgeben ist, haben Sie wohl nie daran gedacht, daß ein Mensch einen Sohn haben könnte, der alle Macht besitzen wird. Und doch wird es so sein.«

»Ich begreife nichts, ich begreife nichts!« murmelte Mark.

»Es ist doch so leicht«, entgegnete Filostrato. »Wir haben entdeckt, wie man einen toten Mann wieder zum Leben erwecken kann. Er war schon zu Lebzeiten ein weiser Mann. Nun lebt er für immer und wird an Weisheit zunehmen. Ich muß allerdings einräumen, sein zweites Leben ist für den Augenblick kein angenehmes Leben; doch wir werden es später verbessern. Verstehn Sie? Wir gestalten es später erfreulich – doch vermutlich nicht eben so erfreulich für die andern. Wir können die Toten lebendig machen, ob sie wollen oder nicht. Er, der König des Weltalls werden wird, kann dieses Leben verleihen, wem er will. Und dieses kleine Geschenk wird niemand zurückweisen.«

»Und so werden die Lehren wahr, denen wir als Kinder auf der Mutter Knie lauschten«, sagte Straik. »Gott wird die Macht haben, in alle Ewigkeit zu belohnen oder zu strafen.«

»Gott?« wiederholte Mark. »Was hat er damit zu tun? Ich glaube nicht an Gott.«

»Aber, mein Freund«, versetzte Filostrato, »weil es in der Vergangenheit keinen Gott gegeben hat, soll es auch in der Zukunft keinen geben?«

»Merken Sie denn nicht«, sagte Straik, »daß wir Sie teilnehmen lassen wollen an der unsäglichen Herrlichkeit, an Gottes Schöpfung? In diesem Haus hier werden Sie den ersten Anhauch des wahren Gottes verspüren. Ein Mensch – oder ein von Menschen gemachtes Wesen – wird den Thron Gottes besteigen und herrschen für ewig.«

»Werden Sie mit uns kommen?« fragte Filostrato. »Er hat nach Ihnen gesandt!«

»Natürlich wird er mitkommen«, sagte Straik. »Glaubt er denn, er könne sich abseits halten und noch weiterleben?«

»Und was die unwichtige Angelegenheit mit Ihrer Frau betrifft«, warf Filostrato ein, »so dürfen Sie diese Nebensache gar nicht erwähnen. Sie werden tun, was Ihnen gesagt wird. Dem Oberhaupt widerspricht man nicht.«

Mark hatte nun keine Hilfe mehr zur Seite, außer dem sich rasch verflüchtigenden Reiz des bei Tisch getrunkenen Weines und einer verwehenden Erinnerung an Stunden mit Jane und Freunden, ehe er nach Bracton ging und diese bedrückenden und aufregenden Dinge seine Welt verändert hatten. Seine persönliche Abneigung gegen die beiden seine ganze Aufmerksamkeit fordernden Mondgesichter kam hinzu. Er hatte Angst. Was würden sie ihm antun, wenn er sich jetzt weigerte? In seine Furcht schlich sich der Jünglingsglaube ein, die Dinge würden sich schon einrenken, auch wenn er für den Augenblick nachgab. Außer Furcht und Hoffnung fühlte er noch einen kleinen, nicht unangenehmen Schauer bei der Vorstellung, teilzuhaben an einem so ungeheuerlichen Geheimnis.
»Ja«, sagte er, stammelnd, wie ohne Atem, »ja, selbstverständlich, ich werde mitkommen.«
Sie führten ihn hinaus. Die Gänge lagen still und verlassen. Man hörte kein Sprechen und Lachen mehr aus den Gesellschaftsräumen zu ebener Erde. Mark stolperte, die beiden nahmen ihn am Arm. Der Weg schien lang, Flur folgte auf Flur, Gänge, die er früher nie gesehn. Türen wurden aufgesperrt; endlich gelangten sie in einen Raum, wo alle Lichter brannten und ein sonderbarer Geruch zu verspüren war. Filostrato sprach in ein Sprachrohr – wieder wurde eine Tür geöffnet.
Mark stand in einem, an einen Operationssaal gemahnenden Raum mit grellen Lampen, Ausgußbecken, Flaschen und glitzernden Instrumenten. Ein ihm flüchtig bekannter junger Mann in weißem Mantel empfing sie.
»Ziehn Sie Ihre Oberkleider aus!« sagte Filostrato.
Während Mark dieser Aufforderung nachkam, bemerkte er an der gegenüberliegenden Zimmerwand zahlreiche Nummernscheiben. Ein Gewirr beweglicher Röhrchen trat aus dem Boden und mündete genau unter den Ziffernblättern in die Wand. Die glotzenden Scheibengesichter und die Röhrenwindungen, in denen es schwach zu pulsen schien, gaukelten das Bild eines Wesens mit vielen Augen und vielen Fühlern vor. Der junge Mann hatte die Augen auf die zitternden Zeiger der Ziffernblätter gerichtet. Nachdem die Ankömmlinge ihre Oberkleider abgelegt hatten, wuschen sie sich Gesicht und Hände. Dann nahm Filostrato mit einer Klammerzange weiße Mäntel aus einem Glaskasten. Als sie diese angezogen hatten,

reichte er ihnen auch Masken und Handschuhe, wie sie Chirurgen tragen. Dann trat für einen Augenblick Stille ein, während Filostrato die Zahlenscheiben beobachtete.

»Ja, ja«, sagte er. »Etwas mehr Luft... nicht mehr... Grad Nulldrei... drehn Sie auf Zimmerluft... langsam... auf volle Stärke. Jetzt Licht! Luft in das Schloß! Etwas weniger Lösung! Und jetzt«, er wandte sich an Mark und Straik, »sind Sie bereit, hineinzugehn?« Er führte sie zu einer Tür in der Zahlenscheibenwand.

JANES WÜSTESTER TRAUM

»DAS WAR MEIN wüstester Traum«, sagte Jane am Morgen darauf. Sie saß in der Gesellschaft von Grace Ironwood beim Meister im Blauen Zimmer.

»Sie haben vielleicht«, sagte der Meister, »den schwierigsten Posten vor Beginn des Kampfes.«

»Ich träumte, ich sei in einem dunklen Zimmer«, erzählte Jane. »Es roch merkwürdig, und ein summendes Geräusch war zu hören. Dann ging das Licht an, ein nicht sehr helles Licht. Lange Zeit verstand ich nicht, was ich sah. Als ich endlich begriff, wäre ich wahrscheinlich aufgewacht, hätte ich mich nicht mit großer Anstrengung selber gezwungen, im Schlaf zu verharren. Ich sah ein Gesich, es schwebte vor mir. Ein Gesicht. Keinen Kopf... wenn Sie verstehn, was ich meine. Das heißt, ich sah Bart, Nase und Augen, doch diese Augen konnte man nicht erkennen; farbige Augengläser waren davor. Und über den Augen schien nichts mehr zu sein, so dünkte es mich anfangs. Als ich mich jedoch an das Licht gewöhnt hatte, erschrak ich furchtbar. Ich hielt das Gesicht für eine Maske, angebunden an eine Art Luftballon. Aber so war es eigentlich nicht. Eher sah es aus, als trage der Kopf einen Turban. Ich kann dieses Schauerliche nur schlecht beschreiben. In Wirlichkeit war es ein Kopf oder der Rest eines Kopfes, dessen Schädeldecke entfernt worden war. Und dann, dann war es, als koche innen etwas über... eine große, dickliche, aus der Innenseite des Schädels herausquellende Masse, mit sehr dünnem Verbandmull bedeckt. Ich konnte es krampfhaft zucken sehn. Trotz meines Schreckens erinnere ich mich, daß ich dachte: Tötet es doch, tötet es doch! Macht seiner Qual ein

Ende! Aber doch nur sekundenlang – im Grunde hielt ich das Ding ja für tot. Ganz grün sah es aus, der Mund weit aufgerissen, seine Rachenhöhle ganz ausgetrocknet. Lange Zeit starrte ich auf das Haupt, bevor etwas geschah. Endlich merkte ich, es schwebte nicht. Es war auf einem Brettersims oder einem kleinen Sockel befestigt – sicher weiß ich es nicht. Von dem Haupt hing etwas herunter, vielmehr vom Hals. Ein Hals war nämlich vorhanden, mit einem Kragen. Unterhalb des Kragens war aber nichts, keine Schulter, kein Körper, nur das herunterhängende Zeug. Im Traum war mir, als sei das ein neuer Mensch, nur aus Kopf und Eingeweiden bestehend. Bald aber wurde ich gewahr – aber ich weiß nicht wie –, diese Anhängsel waren künstlich: kleine Gummiröhrchen, Kugeln und andere Gegenstände von Metall. Ich konnte nicht erfassen, was sie vorstellten. Alle die Röhrchen führten in die Mauer. Und dann geschah etwas.«

»Fühlen Sie sich ganz wohl, Jane?« fragte Fräulein Ironwood.

»Ach ja«, erwiderte Jane, »so wohl als möglich. Aber irgend jemand wünscht nicht, daß es erzählt wird. – Also gut! Plötzlich kam ein Atemstoß aus dem Mund, ein mühsames, heiseres Röcheln, so, als ob ein Motor zu arbeiten beginne. Es wiederholte sich, wurde taktmäßig – huff, huff, huff –, wie Atemzüge. Dann geschah etwas Grausiges: der Mund begann zu schäumen. Es mag sich albern anhören: mir tat das Ding leid, weil es keine Hände hatte und sich den Mund nicht abwischen konnte. Aber das will nichts heißen im Vergleich zu dem, was ich sonst empfand. Jetzt verzog sich der Mund und begann sich die Lippen zu lecken. Es war, als ob jemand eine Maschine in Gang setzte. Der Mund schien lebendig zu sein, zugleich tropfte es in seinen steifen und toten Bart. Dann kamen drei Männer in das Zimmer, sie waren weiß gekleidet, trugen Masken und bewegten sich so vorsichtig wie Katzen auf Mauerkanten. Der eine war ein großer und dicker Mann, der andere hager und knochig. Der Dritte...« Jane hielt unwillkürlich inne. »Der Dritte... ich glaube, es war Mark, ich meine, mein Mann.«

»Sie sind nicht sicher?« fragte der Meister.

»Doch«, erwiderte sie, »es war Mark. Ich erkannte ihn an seinem Gang und an seinen Schuhen. Auch an seiner Stimme. Es war Mark.«

»Das tut mir leid«, sagte der Meister.
»Und dann«, setzte sie fort, »traten die drei nach vorn und standen vor dem Haupt. Sie verneigten sich vor ihm. Der dunklen Augengläser wegen konnte ich nicht erkennen, ob das Haupt sie anblickte. Immerzu atmete es stoßweise. Dann redete es.«
»Englisch?« fragte Grace.
»Nein, französisch.«
»Was sagte es?«
»Mein Französisch taugt nicht viel, deshalb konnte ich nur schlecht folgen. Der Kopf sprach sehr sonderbar, in abgehackten Sätzen, wie ein Mensch außer Atem und völlig ohne Ausdruck. Natürlich konnte er sich auch nicht von der einen zur andern Seite wenden, wie es ein lebendiger Mensch tun kann.«
»Haben Sie überhaupt irgend etwas von dem verstanden, was er sagte?«
»Nicht sehr viel. Der dicke Mann schien Mark dem Haupt vorzustellen. Es sagte etwas zu ihm. Dann versuchte Mark zu antworten. Ihn konnte ich ganz gut verstehn, er kann nicht viel mehr Französisch als ich.«
»Was sagte er?«
»Er sagte, wenn es möglich wäre, würde er es in den nächsten Tagen tun.«
»War das alles?«
»Ziemlich alles. Mark konnte es nicht länger aushalten. Ich wußte das. Dummerweise, fällt mir ein, wollte ich es ihm auch mitten in meinem Traumzustand sagen. Ich sah, daß er fiel, und wollte den andern zurufen: Er fällt um! Natürlich konnte ich es nicht. Ihm wurde übel; daraufhin brachten ihn die andern aus dem Zimmer.«
Ein paar Augenblicke schwiegen alle drei.
»Ist das alles?« fragte endlich Fräulein Ironwood.
»Das ist alles, woran ich mich erinnern kann«, antwortete Jane, »ich glaube, ich erwachte dann.«
Der Meister holte tief Atem. »Nun wird es deutlicher und deutlicher«, sagte er und blickte Fräulein Ironwood an. »Wir müssen sofort beraten. Sind alle hier?«
»Nein. Doktor Dimble mußte nach Edgestow ins College. Er wird nicht vor Abend zurückkommen.«
»Dann müssen wir heute abend beraten. Bereiten Sie alles vor!«

Er wartete einen Augenblick, dann wandte er sich an Jane.
»Ich fürchte«, sagte er, »das ist eine recht schlimme Sache für Sie. Und noch mehr für ihn.«
»Meinen Sie für Mark, Herr?«
»Ja. Denken Sie aber nicht schlecht von ihm! Er leidet. Unterliegen wir, werden wir allesamt mit ihm untergehn. Siegen wir, werden wir ihn retten. Er kann noch nicht sehr tief verstrickt sein.« Der Meister machte wieder eine kleine Pause und sagte endlich lächelnd: »Wir sind es hier schon gewöhnt, daß Ehemänner Kummer bereiten. Der Gatte der armen Ivy sitzt im Gefängnis.«
»Im Gefängnis?«
»Ja – er hat gestohlen. Ist aber sonst ein ganz guter Kerl. Wird sich schon wieder herausrappeln.«
Obwohl der Traum von Marks Umgebung und seinen Gefährten Jane einen furchtbaren Schrecken und sogar Ekel eingejagt hatte, war in diesem Schreck doch auch etwas Großes und Geheimnisvolles gewesen. Und der überraschende Vergleich seiner gefahrvollen Lage mit der eines gewöhnlichen Strafgefangenen beschämte sie. Doch sie sagte kein Wort darüber.
»Etwas anderes!« sprach der Meister weiter. »Sie dürfen es nicht falsch auffassen, wenn ich Sie von unserer Beratung heute abend ausschließe.«
»Natürlich nicht, Herr!« sagte Jane; aber sie verstand es selbstverständlich falsch.
»Sehn Sie«, sagte der Meister, »MacPhee bildet sich ein, daß es den offenbaren Wert Ihrer Träume beeinträchtigen könnte, wenn Sie die Probleme der Gespräche mit in den Schlaf hinübernähmen. Er ist nicht so leicht zu widerlegen, er ist unser Skeptiker und hat eine sehr wichtige Aufgabe.«
»Ich verstehe das gut«, sagte sie.
»Das bezieht sich natürlich nur auf Künftiges«, erklärte er. »Sie sollen nicht erfahren, was wir vermuten, und Sie sollen nicht mit dabei sein, wenn wir uns über die Beweiskraft des Traumes die Köpfe zerbrechen. Aber über die Vorgeschichte unserer Familie haben wir keine Geheimnisse vor Ihnen. MacPhee möchte Ihnen sogar selbst darüber berichten. Er befürchtet, daß ein Bericht von Grace oder von mir nicht sachlich sei.«
»Ich verstehe.«

»Ich wünschte, Sie könnten ihm Ihr Vertrauen schenken. Er ist einer meiner ältesten Freunde. Und er wird im Fall unserer Niederlage der Aufrechteste von uns sein. In einem unglücklichen Kampf könnte man keinen bessern Mann neben sich haben. Was er jedoch anstellen wird, wenn wir siegen, kann ich mir nicht ausdenken.«

DER SPRECHENDE KOPF

MARK ERWACHTE am andern Morgen mit Schmerzen im ganzen Kopf – am schlimmsten im Hinterkopf. Er erinnerte sich, umgesunken zu sein – daher seine Kopfverletzung –, umgesunken im Zimmer, in Gegenwart von Filostrato und Straik... und plötzlich spürte er nach den Worten des Dichters: »eine Wunde, ungestalt und angeschwollen: sein Gedächtnis«. War es denn möglich? Nicht einen Augenblick konnte es wahr sein. Es mußte ein Angsttraum gewesen sein, und er mußte ihn verscheuchen. Verschwinden mußte er, nun, da er hellwach war!

Im Fieber hatte er einmal das Vorderteil eines Pferdes gesehn, ohne Körper und Hinterbeine lief es über den Rasen. Er hatte es zuerst lächerlich, aber schließlich nicht weniger erschreckend gefunden. Was er gestern gesehn hatte, war eine ähnliche Sinnwidrigkeit. Ein Kopf ohne Körper. Ein Kopf, der sprechen konnte, sobald man ihm Luft und künstlichen Speichel aus einer Zuleitung vom Nebenraum einpumpte. Sein eigner Kopf begann so stark zu klopfen, daß er nicht mehr denken konnte.

Aber er wußte: was er erlebt hatte, war wirklich und wahr. Und er konnte es sozusagen nicht verdauen. Er schämte sich deshalb, denn er wollte als hart gelten. In Wirklichkeit war jedoch nur sein Wille stark; nicht seine Nerven; und die guten, von ihm aus seiner Seele verbannten Eigenschaften lebten, wenn auch bloß als Verneinung und Schwachheit in ihm weiter. Er billigte die Tierversuche, hatte aber nie im Seziersaal gearbeitet. Auch er war dafür, eine bestimmte Klasse von Menschen allmählich auszurotten: aber er hatte nie erlebt, wie ein kleiner Kaufmann ins Armenhaus übersiedeln mußte, oder wie für eine alte verhungerte Erzieherin in der kalten Dachkammer die allerletzten Tage, die letzte Stunde, die letzte Minute herankrochen. Er wußte nichts von der allerletzten

halben Tasse Kakao, die sie vor zehn Tagen Schluck für Schluck ausgetrunken hatte.
Er mußte aufstehn. Mit Jane mußte etwas geschehn. Wahrscheinlich mußte er sie nach Belbury holen. Sein Verstand hatte in einem ihm entfallenen Augenblick so entschieden. Er mußte sie herholen, um sein eigenes Leben zu retten. Seine Sorgen um den »innern Kreis« und seine Stellung waren bedeutungslos geworden. Es war eine Frage auf Leben und Tod. Sie würden ihn umbringen, wenn er sie erzürnte, vielleicht sogar köpfen. Oh, Gott! möchten sie doch lieber diese grauenhaft gefolterte Hirnschale zertrümmern, den kleinen Kloß mit der Gesichtsmaske, den sie auf dem Stahlgestell zum Sprechen brachten! All die geheime Angst in Belbury – und heute wußte er: alle, mit Ausnahme der Führer, hatten Angst – strahlte von diesem Kernstück der Furcht aus. Er mußte Jane herholen, ihm blieb nichts anderes übrig.
In Mark war nicht die geringste Spur eines edeln Sinnes, kein christlicher, kein heidnischer. Er hatte weder eine naturwissenschaftliche, noch humanistische Erziehung erhalten, sondern ganz einfach eine sogenannte »moderne«. Die strenge Schule der Logik und die Überlieferung wahrhaftigen Menschengutes waren ihm fremd geblieben. Weder bäuerliche Lebensklugheit, noch adeliger Ehrbegriff kamen ihm zuhilfe. Er war ein Strohwisch von Mensch, ein zungenfertiger Prüfling in Fächern, die kein gegründetes Wissen erforderten. Das kleinste Anzeichen einer Gefahr für Leib und Leben warf ihn um. Dabei tat ihm der Kopf weh, er fühlte sich namenlos elend. Zum Glück hatte er eine Flasche Whisky in seinem Zimmer. Ein kräftiger Schluck flößte ihm die Kraft ein, sich zu rasieren und anzuziehn.

Er kam spät zum Frühstück, aber es machte nichts aus; er konnte überdies nichts essen. Er trank ein paar Tassen schwarzen Kaffee und ging dann ins Schreibzimmer. Lange saß er vor dem Schreibtisch und bekritzelte das Löschpapier. Nun er so weit war, schien ihm der Brief an Jane eine Unmöglichkeit. Warum wollten sie überhaupt Jane hier haben? Eine unbestimmte Angst stieg in ihm auf. Warum gerade Jane? Würde man *sie* dem Haupt zuführen? Zum erstenmal in seinem Leben glomm ein Funken selbstloser Liebe in seinem Herzen. Er wünschte, Jane nie geheiratet, sie nie in diese vollgefüllte Schreckenskammer seines Lebens gezerrt zu haben.

»Hallo, Studdock!« sagte eine Stimme neben ihm. »Sie schreiben an Frauchen, nicht wahr?«
»Verdammt!« erwiderte Mark. »Sie sind schuld, daß mir der Füller aus der Hand fiel.«
»Heben Sie ihn nur wieder auf, mein Junge!« erwiderte die Hardcastle und setzte sich an den Tisch. Mark tat es und blieb stumm, ohne sie anzublicken. Nie seit seinen Flegeljahren hatte er einen Menschen so sehr gehaßt und gefürchtet, wie er jetzt dieses Weib mit jedem Nerv seines Wesens haßte und fürchtete.
»Ich habe schlechte Nachrichten für Sie, mein Junge!« berichtete sie.
Sein Herzschlag stockte.
»Tragen Sie es wie ein Mann, Studdock!«
»Wovon reden Sie?«
Sie antwortete nicht gleich. Er fühlte sich von ihr beobachtet; augenscheinlich wollte sie prüfen, wie das Instrument auf ihr Spiel ansprach.
»Ich bin um Ihre kleine Frau besorgt, und das ist begreiflich.«
»Was meinen Sie?« fragte er scharf und schaute nun auf.
Die Zigarre zwischen ihren Lippen war noch nicht angezündet. Sie zog aber schon eine Streichholzschachtel hervor.
»Ich sah nach ihr«, sagte die Hardcastle, »nur Ihnen zulieb. Meiner Meinung nach ist Edgestow augenblicklich kein günstiger Ort für sie.«
»Ist etwas mit ihr geschehn?« schrie Mark.
»Pst!« zischte sie. »Nicht jeder braucht es zu hören.«
»Wollen Sie mir nicht sagen, was mit ihr los ist?«
Sie zögerte mit der Antwort.
»Studdock, was wissen Sie von der Familie Ihrer Frau?«
»Eine ganze Menge. Was hat das damit zu tun?«
»Nichts... Oder war etwa eine Seite belastet?«
»Zum Kuckuck, was meinen Sie eigentlich?«
»Nicht so grob, mein Liebling! Ich tu für Sie, was ich kann. Es ist nur... sie hat sich ziemlich sonderbar benommen, als ich sie traf.«
Mark dachte an das Gespräch mit seiner Frau an jenem Morgen, bevor er sich nach Belbury aufgemacht hatte. Ein neuer Schreck durchzuckte ihn. Sollte dieses Schauerweib die Wahrheit sprechen?
»Was hat sie gesagt?«

»Sollte bei Ihrer Frau in dieser Hinsicht etwas nicht in Ordnung sein, würde ich Ihnen raten, Studdock, sie sogleich herkommen zu lassen. Hier wird sie richtig behandelt werden.«

»Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Jane gesagt oder getan haben soll!«

»Ich möchte keinen mir Nahestehenden wünschen, in die Heilanstalt von Edgestow gesteckt zu werden, besonders jetzt nicht, wo wir Ausnahmerechte erhalten. Die gewöhnlichen Fälle werden wir zu Versuchen benutzen, verstehn Sie? Wenn Sie dieses Blättchen da unterschreiben, fahre ich nach dem Mittagessen hin, und bis zum Abend ist sie hier.«

»So etwas werde ich nicht tun, zumal da sie nicht die leiseste Andeutung machen, was geschehn ist.«

»Ich habe versucht, es Ihnen auseinanderzusetzen. Sie lassen mich aber nicht ausreden. Beständig hat sie von einer Frau gesprochen, die in ihr Haus eindrang oder der sie auf dem Bahnhof begegnete – und die sie mit einer Zigarre gebrannt haben soll. Man wird nicht klug aus ihr. Zufällig sah sie dann meine Zigarre – und denken Sie nur, sie verwechselte mich mit der unbekannten Verfolgerin. Natürlich konnte ich dann nichts mehr bei ihr ausrichten.«

»Ich muß augenblicklich heim!« sagte Mark und sprang auf.

»Ach, was! Das gibt's nicht«, versetzte sie und sprang ebenfalls auf.

»Warum kann ich nicht nach Haus? Wenn das alles wahr ist, muß ich unbedingt heim.«

»Sei'n Sie nicht närrisch, Liebling!« sagte die Hardcastle. »Ich weiß, was ich rede, mein Wort drauf! Sie sind überdies schon in einer verdammt gefährdeten Lage; gehn Sie gar noch ohne Erlaubnis weg, sind Sie ganz erledigt. Schicken Sie mich! Unterschreiben Sie das Formular. Das ist das einzig Vernünftige.«

»Sie sagten doch eben, Jane könne Sie nicht ausstehn!«

»Das schadet nicht. Selbstverständlich wäre es einfacher, sie hätte keine Abneigung gegen mich. Sie glauben doch nicht, Studdock, daß Frauchen auf Sie eifersüchtig ist?«

»Eifersüchtig? Ihretwegen?« versetzte Mark mit unbeherrschtem Widerwillen.

»Wohin wollen Sie?« fragte die Fee in scharfem Ton.

»Zum VD und dann heim.«

»Halt! Wollen Sie mich nicht als Todfeindin haben, so werden Sie

das bleiben lassen. Und hören Sie, noch mehr Feinde können Sie sich nicht leisten.«
»Scheren Sie sich zum Kuckuck!« schrie Mark.
»Kommen Sie, Studdock!« zeterte die Fee. »Warten Sie! Seien Sie kein Narr!«
Mark war aber bereits in der Halle. Nun war ihm alles klar. Er würde zu Wither gehn, nicht um Urlaub zu erbitten, sondern um ihm einfach zu sagen, daß er wegen gefährlicher Erkrankung seiner Frau sofort nach Hause müsse. Noch ehe Wither antworten könnte, würde er das Zimmer schon wieder verlassen haben. Und dann fort! Was dann geschehn würde, war ungewiß. Für den Augenblick schien es ihm gleichgültig zu sein. Er nahm Hut und Mantel, eilte die Treppe hinauf und klopfte an die Tür des Vizedirektors. Er bekam keine Antwort. Er merkte, die Tür war nur angelehnt. Er wagte, sie etwas weiter aufzustoßen und sah den Vizedirektor mit dem Rücken zur Tür sitzen.
»Entschuldigen Sie«, begann Mark, »kann ich Sie für einen Augenblick sprechen?«
Keine Antwort.
»Entschuldigen Sie, Herr!« wiederholte Mark etwas lauter; aber die Gestalt im Lehnsessel antwortete nicht und rührte sich nicht. Vorsichtig zögernd betrat Mark das Zimmer und ging an den Schreibtisch heran. Als er aber Wither von vorn sah, stockte sein Atem; er glaubte, einem Toten in das Gesicht zu schauen. Aber er merkte gleich seinen Irrtum, in dem stillen Zimmer waren die Atemzüge des alten Mannes vernehmbar. Er schlief keineswegs: seine Augen waren nicht geschlossen. Er war auch nicht bewußtlos; einen Augenblick ruhte sein Blick auf Mark und wandte sich dann wieder ab.
»Ich bitte um Verzeihung«, begann Mark von neuem, unterbrach sich aber sogleich wieder. Der Vizedirektor hörte ihm nicht zu. Er schien so entrückt, daß Mark sich fragte, ob er überhaupt da sei. Schwebte sein Geist nicht vielleicht in weiten Fernen, ausgedehnt und flüchtig wie Dunst in ungeschaffenen und lichtlosen Welten, in öden Geländen und Rumpelkammern des Alls? Aus seinen wässerigen, blassen Augen schaute förmlich Unfaßbares – Chaos und Leere...
Das Zimmer war totenstill und kalt. Keine Uhr tickte, erloschen

war das Feuer im Kamin. Unmöglich, an ein solches Gesicht Worte zu verschwenden! Unmöglich aber auch, aus diesem Zimmer wieder zu entweichen, denn der Alte hatte ihn gesehn. Mark fürchtete sich. Noch nie hatte er ein solches Erlebnis gehabt.
Als Wither endlich zu sprechen begann, richtete er seine Augen nicht auf Mark, sondern starrte durch das Fenster zum Himmel. »Ich weiß, wer da ist«, sagte er. »Ihr Name ist Studdock. Warum sind Sie gekommen? Sie hätten besser daran getan, draußen zu bleiben. Gehn Sie!«
Da versagten Marks Nerven. Die ganzen, allmählich angestauten Ängste der letzten Tage entluden sich in einer bestimmten Richtung: Sekunden später stürzte er Hals über Kopf die Treppe hinunter, rannte durch die Halle, war draußen, eilte die Straße entlang. Wieder schien ihm klar zu sein, was er zu tun hatte. Dem Eingang gegenüber lag eine dichte Baumgruppe mit einem Feldweg. Auf diesem Weg würde er in einer halben Stunde in Courthampton sein und dort den Autobus nach Edgestow erreichen. An die Zukunft dachte er überhaupt nicht. Nur zwei Dinge waren ihm wichtig: aus diesem Haus zu entkommen und zu Jane zurückzukehren. Er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihr, in einem körperlichen, aber nicht sinnlichen Verlangen, so wie wenn Trost und Stärkung von ihrem Leibe ausgingen und er durch die bloße Berührung ihrer Haut von allem an ihm haftenden Schmutz gereinigt würde. Die Vorstellung, sie könne wirklich geisteskrank sein, war in seinem Gedächtnis ausgewischt; er war auch noch zu jung, um an das Elend zu glauben. Er glaubte, daß er nur einen Hieb zu führen brauchte, um das Netz zu zerreißen: der Himmel würde sich erhellen, und Jane und er säßen wieder beim Tee, als wäre nichts gewesen.
Nun hatte er das Grundstück hinter sich, hatte die Landstraße überquert, die Baumgruppe erreicht. Plötzlich blieb er stehn. Etwas Unbegreifliches geschah. Auf dem Weg schlenderte eine Gestalt, eine große, sehr große, leicht gebeugte Gestalt, eine kleine, traurige Weise summend dahin: der Vizedirektor leibhaftig! Im Nu war Marks schwächlicher Mut geschwunden. Er kehrte um, stand wieder auf der Straße. Nie hatte er eine schlimmere Qual erduldet. Müde, so müde, daß ihn kaum noch die Beine trugen, wankte er langsam, langsam nach Belbury zurück.

MACPHEE HATTE im Erdgeschoß des Herrenhauses eine kleine Stube inne, von ihm »Geschäftszimmer« genannt. Der Zutritt war keiner Frau gestattet, außer in seiner Begleitung. In diesem freundlichen, aber etwas verstaubten Gelaß saß er kurz vor dem Abendessen mit Jane Studdock zusammen. Er hatte sie eingeladen, um ihr, wie er sich ausdrückte, einen kurzen, sachlichen Überblick »über die Lage« zu geben.
»Erwähnen möchte ich gleich, Frau Studdock«, begann er, »daß ich den Meister seit vielen Jahren kenne. Früher war er lange Philologe. Ich meinerseits halte die Philologie nicht für eine exakte Wissenschaft. Diese Tatsache erwähne ich lediglich als einen Beweis für seine allgemeinen Geistesfähigkeiten. Auch gebe ich zu, nicht um voreilig zu urteilen, er ist ein Mensch von phantasievollem Zuschnitt. Sein eigentlicher Name war Ransom.«
»Doch nicht der Ransom der *Dialects and Semantics?*«
»Ei, genau der!« antwortete MacPhee. »Na, vor ungefähr sechs Jahren – alle diese Daten stehn in meinem Merkbuch – verschwand er zum erstenmal. Er war einfach weg, wie vom Erdboden verschwunden, ein Dreivierteljahr ungefähr. Ich meinte, er sei beim Baden ertrunken oder dergleichen. Doch, was geschieht? Eines Tages tauchte er wieder in seiner Oxforder Wohnung auf, wird krank und zieht sich für drei weitere Monate ins Spital zurück. Außer wenigen vertrauten Freunden wollte er niemand sagen, wo er gewesen war.«
»Und dann?« fragte Jane gespannt.
»Er sagte«, erwiderte MacPhee und zog seine Schnupftabakdose aus der Tasche, »er sei auf dem Mars gewesen.«
»Sie meinen, er sagte das... während seiner Krankheit?«
»Nein, nein! Er behauptet es noch immer. Denken Sie darüber, was Sie wollen! Das hat er erzählt.«
»Ich glaube ihm«, erklärte Jane.
MacPhee entnahm seiner Dose eine Prise mit soviel Sorgfalt, als suche er nach ganz besonderen Tabakteilchen und sagte, ehe er die Prise nahm: »Ich berichte Ihnen die nackten Tatsachen. Er sagte uns, Professor Weston und Devine – der jetztige Lord Feverstone – hätten ihn auf den Mars entführt. Zu seinem Glück sei er ihnen dort entkommen und dann eine Zeitlang allein umhergewandert.«

»Der Mars ist vermutlich unbewohnt?«
»Darüber wissen wir nicht mehr, als was uns der Meister erzählte. Sicherlich ist Ihnen bekannt, Frau Studdock, daß Menschen in völliger Einsamkeit – zum Beispiel Forscher – selbst auf unserer Erde in eine höchst merkwürdige Geistesverfassung verfallen können. Ich habe mir sagen lassen, solche Menschen vergäßen zuweilen, wer sie selber sind.«
»Wollen Sie damit sagen, er habe sich auf dem Mars Dinge eingebildet, die es dort überhaupt nicht gab?«
»Ich gebe keine Erläuterungen«, sagte MacPhee. »Ich berichte nur. Nach den Berichten des Meisters treiben sich auf dem Mars allerlei Geschöpfe umher. Vielleicht hat er deshalb sein Haus zu einer Art Tierpark gemacht – aber das gehört nicht hierher. Er versichert aber auch, Wesen getroffen zu haben, die für uns heute von großer Wichtigkeit sind. Er nennt sie *Eldils*.«
»Meinen Sie eine Tierart?«
»Haben Sie je versucht, den Begriff „Tier" zu bestimmen, Frau Studdock?«
»Nicht, daß ich wüßte. Ich meine, waren es vernunftbegabte Wesen? Konnten sie sprechen?«
»Ei, ja. Sie konnten sprechen. Sie waren auch vernunftbegabt, was nicht immer dasselbe ist.«
»Waren es tatsächlich Marsbewohner?«
»Nein, gerade das waren sie seiner Erzählung nach nicht. Sie hielten sich auf dem Mars auf, gehörten aber nicht eigentlich dorthin. Er sagt, diese Wesen lebten im Weltraum.«
»Aber da ist doch keine Luft!«
»Ich wiederhole nur seinen Bericht. Er sagt, die Eldils atmeten nicht. Sie pflanzten sich auch nicht fort, und sie stürben nie. Aber wie Sie einsehn werden, kann er darüber nichts aus Erfahrung wissen.«
»Aber in aller Welt, wie sahn diese Eldils denn aus?«
»Auf diese Frage bin ich nicht recht vorbereitet.«
»Sind es wirkliche Riesen?« fragte Jane.
MacPhee schneuzte sich und sagte dann: »Das Wichtigste dabei, Frau Studdock, ist dies: Doktor Ransom behauptet, seit seiner Rückkehr auf die Erde sei er immer wieder von diesen Wesen aufgesucht worden. Soviel über sein erstes Verschwinden. Und dann kam das zweite. Er war über ein Jahr fort, und während dieser Zeit,

erzählte er nach seiner Wiederkehr, sei er auf der Venus gewesen. Die Eldils hätten ihn dorthin gebracht.«

»Wohnen denn die Eldils auch auf der Venus?«

»Nehmen Sie mir's nicht übel, Frau Studdock: Ihre Frage verrät, daß Sie nicht erfaßt haben, was ich Ihnen erzählte. Diese Geschöpfe sind überhaupt keine Sternenwesen. Angenommen, sie lebten, so muß man sich vorstellen, sie schwebten im allgemeinen in der Leere des Weltenraumes, auch wenn sie sich manchmal auf dem einen oder andern Planeten niederlassen, wie Vögel auf Bäumen – verstehn Sie! Einige von ihnen, sagte er, seien mehr oder weniger für immer an bestimmte Planeten gebunden, obwohl sie nicht ihre Bewohner sind. Sie sind eben von einer andern Art.«

Nach einer kleinen Pause fragte Jane: »Sind uns die Eldils freundlich gesinnt?«

»So meint der Meister. Aber es gibt eine gewichtige Ausnahme.«

»Und welche?«

»Jene Eldils, die sich seit vielen Jahrhunderten auf unserm Planeten versammelt haben. Anscheinend haben wir kein Glück in der Wahl unserer Komplementär-Parasiten. Und damit komme ich zur Hauptsache, Frau Studdock!«

Jane wartete. Seltsam war, wie MacPhees Art das Unerhörte an seinem Bericht beinah vergessen ließ.

»Kurz und gut«, sagte er, »dieses Haus wird entweder von den geschilderten Wesen oder vom reinsten Wahn beherrscht. Der Meister behauptet, die Verschwörung gegen die Menschheit durch die Eldils erfahren zu haben und, was noch wichtiger ist, den Kampf nach ihren Anweisungen zu führen – wenn man es überhaupt einen Kampf nennen kann. Vielleicht haben Sie sich schon darüber gewundert, Frau Studdock, wieso ein vernünftiger Mensch ernsthaft glauben kann, wir könnten eine mächtige Verschwörung vereiteln, indem wir hier herumsitzen, Wintergemüse pflanzen und einen Bären zähmen. Diese Frage stellte ich schon bei mehr als einer Gelegenheit. Die Antwort lautete stets: Wir warten auf Befehle.«

»Der Eldils? Meint er sie, wenn er von seinen Gebietern spricht?«

»Ich bezweifle es. Mir gegenüber hat er sich noch nie in dieser Art geäußert.«

»Etwas ist mir unverständlich, Herr MacPhee. Sagten Sie nicht, die Eldils auf der Erde seien uns feindlich gesinnt?«

»Eine sehr vernünftige Frage«, versetzte MacPhee. »Nicht mit dem irdischen Eldils will der Meister in Verbindung stehn, sondern mit seinen Weltraum-Freunden. Unsere eigene Sippschaft, die Erd-Eldils, sind die Anstifter der ganzen Verschwörung. Sie müssen sich vorstellen, Frau Studdock, daß wir in einer Welt leben, wo die Verbrechergilde der Eldils ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat. Was wird sich tun? Irrt der Meister nicht, so werden die Anständigen mit Kind und Kegel auf diesen Planeten niedersteigen, um Ordnung zu schaffen.«

»Heißt das, die andern Eldils, die aus dem Weltall, kämen wirklich hierher, in dieses Haus?«

»Der Meister meint es.«

»Aber Sie müssen doch wissen, ob es wahr ist oder nicht?«

»Wieso?«

»Haben Sie sie gesehn?«

»Diese Frage ist nicht glattweg mit ja oder nein zu beantworten. Ich habe in meinem Leben reichlich viel Dinge gesehn, die entweder nicht vorhanden oder nicht das waren, was sie vortäuschten: Regenbogen, Fata Morgana, Sonnenuntergänge – von Träumen schon gar nicht zu sprechen. Und endlich die Hetero-Suggestion: Vorstellungen, durch eine andere Person suggeriert. Ich leugne nicht, in diesem Haus unerklärliche Erscheinungen beobachtet zu haben. Doch sie traten niemals auf, sobald ich ein Notizbuch in der Hand hatte.«

»Ist sehn nicht dasselbe wie glauben?«

»Vielleicht – für Kinder oder Tiere«, erwiderte MacPhee.

»Aber nicht für vernünftige Leute, meinen Sie?«

»Mein Onkel, Doktor Duncanson«, sagte MacPhee, »sein Name ist Ihnen vielleicht bekannt – er war Vorsitzender der Generalversammlung der Wasserwerke in Schottland –, sagte immer: „Weist es mir nach an Gottes Wort!“ und warf dabei die Bibel auf den Tisch. Damit wollte er den Leuten den Mund stopfen, die über ihre religiösen Erlebnisse schwatzten. Anerkennt man seine Voraussetzungen, tat er recht daran. Ich teile seine Anschauungen nicht, verfahre jedoch nach dem gleichen Grundsatz. Will mich, Andrew MacPhee, jemand von seinem Dasein überzeugen, muß er sich im hellen Tageslicht zeigen, in Gegenwart einiger Zeugen, und er darf nicht vor einer Kamera oder einem Thermometer zurückweichen.«

»Demnach haben Sie etwas gesehn?«

»Ja... Man muß jedoch seine fünf Sinne beisammenhalten. Es könnte Einbildung, es könnte auch ein Zauberkunststück gewesen sein.«

»Des Meisters?« fragte Jane entrüstet.

MacPhee nahm abermals zur Schnupftabakdose seine Zuflucht.

»Glauben Sie wirklich von mir«, setzte Jane fort, »ich hielte den Meister für einen Mann dieser Art, einen Scharlatan?«

»Madame«, erwiderte MacPhee, »Sie sollten das Wort glauben in diesem Zusammenhang nicht beständig im Mund führen! Bei jeder sachlichen Untersuchung muß auch an die Möglichkeit von Zauberkunststücken gedacht werden. Einerlei, ob es einem widerstrebt oder nicht. Im Gegenteil, gerade weil die psychologische Gefahr besteht, Zauberkunststücke zu übersehn, muß ganz besonders darauf geachtet werden.«

»Gibt es nicht auch Redlichkeit?« meinte Jane.

MacPhee klappte seine Dose sorgfältig zu und sah plötzlich auf. In seinen Augen schienen hundert Sterne der alten Schotten, der Covenanters, aufzublitzen, die einst zum Wohle ihres Glaubens, ein Schutz-und-Trutz-Bündnis geschlossen hatten. »Madame«, sagte er, »wenn Sie einmal älter geworden sind, werden Sie die Erfahrung gemacht haben, daß man diese beste aller Tugenden nicht an Einzelne verschwenden darf.«

Man klopfte an der Tür.

»Herein!« rief MacPhee, und Camilla trat ein.

»Sind Sie fertig mit Jane, MacPhee?« fragte sie. »Wir wollten vor dem Abendessen noch etwas Luft schnappen.«

»Ach, schnappen Sie auch Luft für Ihre Großmutter mit!« versetzte MacPhee, winkte hoffnungslos ab und ging in den Garten hinaus.

»Hat er Ihnen alles erzählt?« fragte Camilla, während sie mit Jane durch den Flur ging. Von einer plötzlichen, kaum je verspürten Regung erfüllt, griff Jane nach der Hand der Freundin und erwiderte: »Ja!«

Beide waren von einer ihnen unbekannten Leidenschaft bewegt. Als sie das Haustor öffneten, bot sich ihnen ein zwar natürliches, in diesem Augenblick aber apokalyptisch anmutendes Bild. Den ganzen Tag hatte es gestürmt, der Himmel war fast völlig blank gefegt. Der Wind war schneidend kalt, die Sterne funkelten eisighell.

Hoch über den letzten hinjagenden Wolkenfetzen schwebte nachtfremd die Sichel – nicht die wollüstige Mondgöttin aus tausend Liebesliedern südlicher Länder. Die Jägerin war es, die ungezähmte Jungfrau. Der Anblick des kalten Nachtgefährten wirkte in diesem Augenblick kaum schwächer, als wenn er zum erstenmal dem Erdenstern begegnet wäre. Welche Vorbedeutung! Jane schauderte.
»Oh, dieser MacPhee!« rief Jane aus, während sie steil bergan zur höchsten Stelle des Gartens gingen.
»Ich begreife«, sagte Camilla. »Sie glauben daran?«
»Natürlich!«
»Wie erklärt MacPhee die Jugend des Meisters?«
»Sie meinen sein Aussehn, wenn man es jung nennen kann?«
»Ja, so sehn Menschen nach ihrer Rückkehr aus der Sternenwelt aus oder wenigstens von *Perelandra*. Dort währt das Paradies noch fort. Lassen Sie sich davon gelegentlich vom Meister erzählen! Er altert weder um ein Jahr, noch um einen Tag.«
»Wird er sterben?«
»Wir glauben, er wird entrückt werden, empor in die Tiefen der Himmel. Nur ein oder zwei, vielleicht höchstens sechs Menschen wurde es gewährt, solang die Welt steht.«
»Camilla!«
»Ja?«
»Wer ist er?«
»Ein Mann, meine Liebe. Und zugleich der Pendragon, der Fürst von Logres. Dieses Haus und wir, auch Bultitude und Pinch, das ist alles, was von Logres übrigblieb. Alles übrige ist einfach Britannien geworden. Gehn wir weiter, bis zur Kuppe! Wie es weht! Vielleicht kommen sie heute nacht.«

DAS SCHARFSINNIGE ABENDGESPRÄCH

AN DIESEM Abend war Jane an der Reihe, das Geschirr abzuwaschen. Die Dohle, Baron Corvos genannt, sah ihr dabei aufmerksam zu. Die andern berieten im Blauen Zimmer.
»Nun also«, sagte Ransom, nachdem Grace Ironwood mit dem Verlesen ihrer Aufzeichnungen fertig war, »das ist der Inhalt des Traumgesichts, es scheint mir ziemlich genau zu sein.«

»Genau?« versetzte Dimble. »Verstehe ich nicht, Herr. Sie glauben doch nicht, die da drüben hätten wirklich ein solches Ding!«
»Was meinen Sie dazu, MacPhee?« fragte Ransom.
»Oh, ja, es wäre möglich«, erwiderte der. »Es ist der altbekannte Versuch mit Tierköpfen. Wird öfters in Laboratorien vorgenommen. Man schneidet beispielsweise einer Katze den Kopf ab – der Körper wird weggeworfen. Den Kopf kann man dann eine Zeitlang lebendig erhalten, indem man ihn mit Blut unter dem richtigen Druck versorgt.«
»Man stelle sich das nur vor!« rief Ivy Maggs aus.
»Heißt das, der Kopf lebe?« fragte Dimble.
»Leben ist ein vieldeutiges Wort. Die Betätigungsvorgänge des Leibes kann man erhalten, und das nennt man volkstümlich: lebendig sein. Aber ein bloßer menschlicher Kopf und bei Bewußtsein – ich weiß nicht, wohin ein solcher Versuch führen soll.«
»Ist schon einmal gemacht worden«, warf Fräulein Ironwood ein. »Vor dem Ersten Weltkrieg hat man es mit dem Kopf eines Verbrechers getan.«
»Wirklich?« fragte MacPhee mit betonter Wißbegier. »Und was kam dabei heraus?«
»Der Versuch mißlang. Der Kopf verweste auf natürliche Weise.«
»Nun reicht es mir aber!« rief Ivy Maggs aus, stand auf und verließ rasch das Zimmer.
»Dann ist dieses schmutzige Greuel«, sagte Dimble, »Wirklichkeit und nicht nur Traum.« Sein Gesicht war blaß und sah leidend aus. Die Miene seiner Frau hingegen verriet lediglich die beherrschte Abneigung, mit der Damen der alten Schule widerliche, nicht zu umgehende Einzelheiten anhören.
»Wir haben keinen Beweis dafür«, sagte MacPhee. »Was das Kind geträumt hat, kann wahr sein.«
»Was bedeuten die turbanähnlichen Aufschwellungen an der Schädeldecke?« fragte Denniston.
»Überlegen Sie, was es sein könnte!« sagte der Meister.
»Es wird mir kaum gelingen«, erwiderte Dimble.
»Falls der Traum wahr ist«, bemerkte MacPhee, »kann man die Bedeutung vermuten. Gelang diesen Burschen, den Kopf lebendig zu erhalten, so wird ihr erstes Vorhaben sein, das Gehirn zu vergrößern. Sie werden allerlei Reizmittel anwenden. Wahrscheinlich

werden sie dann die Schädeldecke öffnen und das Gehirn, wenn ich mich so ausdrücken darf, überwallen lassen. Ich zweifle nicht an dieser Absicht: eine künstlich erzeugte Vermehrung der Gehirnmasse zur Entwicklung übermenschlicher Denkkraft.«
»Ist es überhaupt möglich«, fragte der Meister, »durch ein solches Wachstum die Denkkraft zu steigern?«
»Mir scheint«, sagte Fräulein Ironwood, »dies ist die schwache Seite des Versuchs. Man könnte ebensogut Wahnsinn erzielen oder auch gar keine Wirkung. Es kann aber auch das Gegenteil der Fall sein.«
»Wir wissen jetzt«, bemerkte Dimble, »wogegen wir kämpfen müssen. Gegen ein Verbrechergehirn von unmenschlich angereicherter Größe und mit Lebenserfahrungen von einer Art, wie wir sie uns nicht vorstellen können, einem Gehirn, dessen Bewußtsein vermutlich erfüllt ist von Seelenqual und Haß.«
»Es ist nicht sicher«, wandte Fräulein Ironwood ein, »ob es wirklich Schmerzen fühlt. Vielleicht anfangs im Hals...«
»Wichtiger ist«, bemerkte MacPhee«, zu entscheiden, welche Folgerungen wir aus diesem Streich mit Alcasans Kopf ziehn und was wir tun sollen – immer unter der bloßen Voraussetzung, daß sich der Traum als wahr erweist.«
»Eines sagt es uns klipp und klar«, meinte Denniston.
»Und was?« fragte MacPhee.
»Die feindliche Unternehmung ist international. Um diesen Kopf zu bekommen, mußten sie zum mindesten mit einer ausländischen Polizeimacht Hand in Hand arbeiten.«
MacPhee rieb sich die Hände.
»Ihre Folgerung«, sagte er, »ist nicht ganz zuverlässig. Bestechung würde die Sache auch ohne wirkliche Zusammenarbeit erklären.«
»Der Traum sagt uns aber am Ende etwas sehr Wichtiges«, warf der Meister ein. »Ist diese Technik erfolgreich, dann haben die Leute von Belbury allem Anschein nach ein Mittel entdeckt, sich unsterblich zu machen.« Er verstummte für eine kleine Weile und setzte dann fort: »Das ist der Anfang einer neuen Menschenart: die auserwählten, unsterblichen Köpfe. Sie werden es als die neue Stufe der künftigen Entwicklungsgeschichte bezeichnen. Und alle menschlichen Wesen werden hinfort nur Anwärter für diese neue Menschenart sein oder auch ihre Sklaven – vielleicht ihre Nahrung.«
»Das Erscheinen des körperlosen Menschen!« rief Dimble aus.

»Gut möglich, gut möglich!« erwiderte MacPhee und bot seinem Vorredner die Schnupftabakdose an. Sie wurde abgelehnt. Der Schotte nahm eine kräftige Prise, bevor er weitersprach. »Es hat nicht den geringsten Sinn, so viele Worte zu machen oder sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, weil irgendwelche Burschen ihre Köpfe beziehungsweise ihre Körper verloren haben. Ich wette den Kopf des Meisters, sowie Ihren, Dimble, und auch meinen, gegen den Kopf dieses Kerls, mag sein Gehirn überkochen oder nicht. Ich bin nur neugierig, welche zweckdienlichen Maßnahmen von unserer Seite aus unternommen werden.«
Bei diesen Worten klopfte er mit dem Knöchel sanft gegen sein Knie und blickte den Meister fest an. »Ich habe diese Frage schon einmal gestellt«, setzte er hinzu.
Grace Ironwoods Gesicht rötete sich zornig. »Kann man dem Meister nicht so viel Vertrauen schenken, MacPhee, daß er seinen Plan zu der ihm geeigneten Zeit ausführen wird?« fragte sie.
»Und genießt der Rat nicht ebensoviel Vertrauen, daß ihm der Meister seinen Plan nicht anvertrauen könnte?« wandte MacPhee ein.
»Wie meinen Sie das, MacPhee?« fragte Dimble.
»Meister«, versetzte MacPhee, »Sie werden mit mir Nachsicht haben, wenn ich aufrichtig spreche. Ihre Feinde haben sich diesen Kopf beschafft. Sie haben Edgestow in ihren Besitz gebracht, und sie sind auf dem besten Weg, die Gesetze Englands aufzuheben. Und Sie sagen uns, es sei noch immer nicht an der Zeit, sich zu rühren? Wären Sie vor sechs Monaten meinem Rat gefolgt, hätten wir jetzt schon eine über die ganze Insel verbreitete Bewegung und eine Partei im Unterhaus. Ich weiß, was Sie mir antworten werden: das sei nicht die richtige Art! Mag sein. Aber wenn Sie weder unsern Ratschlägen folgen, noch uns eine Aufgabe übertragen, wozu sitzen wir dann noch hier herum? Haben Sie im Ernst daran gedacht, uns wegzuschicken und andere zu suchen, damit die ans Werk gehn können?«
»Auflösung des Bundes, sagen Sie?« rief Dimble aus.
»Gerade das!« sagte MacPhee.
Der Meister lächelte. »Ich habe aber nicht das Recht, den Bund aufzulösen«, sagte er.
»Da muß ich Sie fragen«, sagte MacPhee, »ob Sie das Recht hatten, ihn zu gründen?«

»Ich habe ihn nicht gegründet«, erwiderte der Meister. Und mit einem Blick auf die Runde setzte er fort: »Hier besteht ein sonderbares Mißverständnis. Meinen Sie denn allesamt, ich hätte Sie ausgewählt? – War es so?« fügte er hinzu, als keiner antwortete.
»Nun«, sagte Dimble, »ich bin überzeugt, es geschah ohne Absicht. Mich haben Sie niemals aufgefordert, einer bestimmten Bewegung oder einer ähnlichen Sache beizutreten. Deshalb bin ich mir auch immer als eine Art Zaungast vorgekommen. Ich dachte, die andern hätten, im Gegensatz zu mir, einen festen Auftrag.«
»Weshalb Camilla und ich hier sind, wissen Sie, Herr«, sagte Denniston. »Wir haben weder gewußt, noch vorausgesehn, was wir tun sollten.«
Grace Ironwood blickte entschlossen auf den Meister. Ihr Gesicht war blaß geworden. »Soll ich...?« begann sie.
Der Meister legte seine Hand auf ihren Arm. »Nein«, sagte er, »nein... Es ist nicht nötig, alle diese Geschichten aufzuwärmen.«
MacPhees unmutiger Gesichtsausdruck verwandelte sich in ein brei tes Grinsen.
»Ich merke, wo hinaus Sie wollen«, sagte er. »Haben wir nicht Blindekuh gespielt? Dennoch möchte ich sagen, Doktor Ransom, Sie sind etwas zu weit gegangen. Wie es zu Ihrem Meistertitel kam, weiß ich nicht mehr. Aber dieser Titel und ein paar andere Anzeichen lassen darauf schließen, daß Sie sich mehr als Parteileiter denn als Hausherr für eine Schar von Gästen fühlen.«
»Ich *bin* der Meister«, erwiderte Ransom lächelnd. »Meinen Sie, ich möchte es sein, wenn es auf Ihre oder meine Wahl ankäme? Sie haben mich nicht gewählt, und ich nicht Sie. Sogar der große *Oyéresu*, dem ich diene, hat mich nicht erwählt. Ich kam in jene Welten durch einen scheinbaren Zufall, so wie Sie zu mir kamen, und wie sich die Tiere in diesem Haus einfanden. Sie und ich: keiner hat geplant, keiner vorausgeblickt. Wir wurden ergriffen und – wenn Sie so wollen – aufgezehrt. Ohne Zweifel bilden wir einen Bund, haben ihn aber nicht gegründet. Deshalb habe ich auch nicht die Vollmacht, Sie von dieser Hausgemeinschaft zu entbinden.«
Völlige Stille herrschte eine Zeitlang im Blauen Zimmer. Nur das Feuer im Kamin raunte.
»Wenn wir nichts mehr zu besprechen haben«, sagte Fräulein Ironwood, »möchte ich vorschlagen, den Meister jetzt ruhen zu lassen.«

MacPhee stand auf und putzte einige Tabakreste von den ausgebeulten Knien seiner Hose, womit er den Mäusen, wenn sie ein Pfiff des Meisters lockte, ein gänzlich neuartiges Mahl bereitete.
»Ich habe nicht die Absicht, fortzugehn«, sagte er, »wenn mein Bleiben erwünscht ist. Aber über die Voraussetzungen, nach denen der Meister zu handeln scheint und die eigenartige, von ihm wahrgenommene Stellung behalte ich mir mein eigenes Urteil vor. Sie wissen selbst gut genug, Meister, inwiefern ich Ihnen vollkommen vertraue und inwiefern nicht.«
Ransom lachte. »Der Himmel bewahre mich davor, zu ergründen, was in den beiden Hälften Ihres Kopfes vorgeht und wie Sie es zusammenbringen. Aber Sie besitzen mein Vertrauen, und das ist weit wichtiger. Wollen Sie sich nicht wieder setzen? Es ist noch so viel zu besprechen.«
MacPhee nahm seinen Stuhl wieder, Grace Ironwood, die kerzengerade gesessen hatte, lehnte sich wieder zurück, und der Meister sagte: »Heute abend haben wir zwar nicht erfahren, was die hinter unsern Gegnern stehende Macht unternehmen wird, doch wir wissen einiges über einen der zwei nahen Angriffe auf die menschliche Rasse. Ich denke jedoch mehr an einen andern Angriff.«
»Ja, der andere«, sagte Camilla.
»Was für einen?« fragte MacPhee.
»Wir meinen das, was unter dem Bragdon-Wald ist«, sagte Ransom.
»Noch immer denken Sie daran!« rief der Ulstermann aus.
»Ich denke an fast nichts sonst«, belehrte ihn der Meister. »Der Feind bedarf des Waldes. Einige von uns ahnen auch warum. Nun hat Jane in einer Schau gesehn – oder auch gefühlt –, was der Gegner in Bragdon sucht. Vielleicht ist gerade das die größere der beiden Gefahren. Die allergrößte aber entsteht durch die Vereinigung der beiden Feindkräfte: der Gegner setzt seine ganze Hoffnung darauf. Verbindet sich die neue Macht von Belbury mit der alten unter dem Bragdon-Wald, ist Logres, wahrscheinlich die Menschheit selbst, von allen Seiten umzingelt. Für uns geht es darum, diesen Zusammenschluß zu verhindern. Kommt es dazu, müssen wir bereit sein, zu töten oder zu sterben. Noch können wir nicht zuschlagen. Wir können nicht in den Bragdon-Wald gehn, um nachzugraben. Der Augenblick wird kommen, wo der Gegner das Grab

findet und damit ihn! Sicherlich werden wir davon hören, auf irgend eine Weise. Bis dahin müssen wir uns gedulden.«
»Ich glaube kein Wort der ganzen Geschichte!« sagte MacPhee mit trockenem Ton.
»Ich dachte«, versetzte Fräulein Ironwood, »wir sollten das Wörtchen „glauben" nicht mehr gebrauchen! Wollten wir nicht bloß Tatsachen feststellen und Folgerungen ziehn?«
»Wenn ihr zwei noch lange streitet«, schloß der Meister, »werde ich euch noch miteinander verheiraten.«

Am Anfang war es für den Bund im Manorhaus das große Geheimnis gewesen, weshalb der Gegner unbedingt den Bragdon-Wald haben wollte. Das Gelände war für die von ihm geplanten Gebäude durchaus ungeeignet. Ihr Bau hätte die kostspieligsten Vorarbeiten erfordert, und Edgestow war kein sehr geeigneter Ort. Der Meister besprach die Frage mit Dr. Dimble sehr gründlich und kam schließlich, MacPhees unerbittlichem Skeptizismus zum Trotz, zu einem einleuchtenden Ergebnis. Er, Dimble und die Dennistons wußten von dem Artus-Zeitalter Britanniens mehr als die Fachgelehrten mehrerer Jahrhunderte zusammen. Sie wußten: wo Edgestow heute lag, war der Mittelpunkt des uralten Logres gewesen. Noch bewahrte das Kirchdorf Cure Hardy in seinem Namen den Nachklang von Ozana le Coeur Hardy, und wo der Bragdon-Wald rauschte, hatte in alter Zeit der geschichtliche Merlin gewirkt.
Was seines Amtes gewesen, wußten sie nicht. Sie hatten aber alle, von verschiedenen Ausgangspunkten her, einen tiefen Einblick in seine Wesenheit: keineswegs hielten sie seine Kunst für eine bloße Legende oder Gaukelei oder auch für »Magie«, wie man zur Zeit der Renaissance gesagt hätte.
Merlins Kunst war, Ransoms Ansicht nach, die letzte Spur alter, ungewöhnlicher Kräfte. Nach Numidors Untergang war sie in das westliche Europa eingesickert. Ihr Ursprung lag in jener fernen Vergangenheit, als die Beziehungen zwischen Geist und Stoff auf unserm Planeten noch anders waren. Sie unterschied sich wahrscheinlich von Grund auf von der Magie der Renaissance. Vielleicht war sie weniger schuldhaft, dafür aber umso wirkungsvoller. Mochte auch für das Institut der einzige Wert Bragdons das Über-

bleibsel atlantischer Magie sein, so sagte dies doch über das Institut noch etwas anderes aus. Das Institut richtete seine Aufmerksamkeit nicht allein auf neuzeitliche, materielle Machtmittel. Wie der Meister scharfblickend erkannte, spielten auch Eldils Stärke und Wissen mit. Fraglich war, ob die Mitglieder des Instituts die über sie herrschenden dunkeln Mächte kannten. Möglicherweise war das aber gar nicht so wichtig. Ransom hatte selbst schon wiederholt gesagt: es handle sich nicht darum, was die Belbury-Leute täten – dafür sorgten schon die Schwarzen Eldils –, sondern wie sie über das eigene Tun dächten! Man mußte abwarten, ob einige von ihnen den wahren Grund wußten, weshalb sie in den Bragdon-Wald gingen, oder ob sie eine Fabel von Bodenverhältnissen, Winden oder Wettern erfinden würden.

Bis zu einem gewissen Grad hatte der Meister vermutet, daß die vom Gegner begehrten Kräfte im Bragdon-Wald lägen: denn die Ansicht, in solchen Dingen sei auch die Örtlichkeit von Bedeutung, ist alt und weitverbreitet. Doch erst Janes Traumgesicht vom totenkalten Schläfer hatte ihn genauer belehrt. Unter dem Bragdon-Wald schien etwas Bestimmtes verborgen zu sein, etwas, das durch Ausgrabungen gehoben werden konnte. Es war nichts anderes als der Leib Merlins. Schon die Eldils hatten ihm bei ihren Besuchen von der Möglichkeit eines solchen Fundes erzählt, und er hatte es fast ohne Verwunderung vernommen. Für sie war es nichts Wunderbares. In ihren Augen war das alltägliche Erdenleben – Zeugung, Geburt, Tod und Verwesung: Inhalt allen Sinnens und Trachtens des Menschen – nicht weniger wundersam als die Unzahl anderer Lebensformen. Für diese hohen, am Kleid der Natur wirkenden und webenden Wesen, war nichts »natürlich«. Von ihrem Standort aus, könnte man sagen, war die Willkür jedes Schöpfungsaugenblicks wahrnehmbar. Für sie gab es keine Bedingungen: alles Seiende entsprang mit der Eigenwilligkeit eines Scherzes oder eines Liedes jenem herrlichen Augenblick der Selbstbeschränkung, da der Unendliche, Myriaden von Möglichkeiten verwerfend, aus Sich selber das genau vorbedachte und auerlesene Werk hervorbrachte. Für die Eldils war es gar nichts Merkwürdiges, daß ein Körper fünfzehnhundert Jahre lang unverwest im Grabe ruht: sie kannten Welten ohne Fäulnis. Ebensowenig staunten sie über Merlins lange Lebensdauer im Verborgenen. Ihnen waren unzählige Möglich-

keiten vertraut, bei denen Leib und Seele getrennt oder vereint sein konnten: getrennt, ohne einander zu verlieren, verbunden, ohne eins zu sein, oder so innig verschmolzen, daß sie sich zu einem dritten wandelten, wie auch zeitweise so kurz und flüchtig vereint wie in einer hochzeitlichen Umarmung.
Ihre Botschaften für den Meister waren nicht die Verkündigung eines naturphilosophischen Wunders, sie waren Berichte der Kampfzeit. Merlin war nicht tot. Fünfzehnhundert Jahre hatte er im Geheimen ausgedauert, entrückt, außerhalb unserer einräumigen Zeit: unter gewissen Voraussetzungen war es ihm gestattet, in das leere Gehäuse seines Leibes zurückzukehren.
Das hatten die Eldils dem Meister erst vor kurzem berichtet; früher war es ihnen nicht bekannt gewesen.
Diese Sache bereitete Ransom in den Streitgesprächen mit MacPhee die größten Schwierigkeiten. MacPhee, am Dasein der Eldils überhaupt zweifelnd, hegte die gewöhnliche, merkwürdige Ansicht, Wesen, stärker und weiser als der Mensch, müßten auch allwissend und allmächtig sein. Vergeblich alle Mühe Ransoms, ihm die Wahrheit begreiflich zu machen. Die großen Wesen, die ihn neuerdings häufig besuchten, waren zweifellos mächtig genug, um Belbury vom Antlitz Englands zu tilgen und England vom Antlitz der Erde. Vielleicht könnten sie sogar den Planeten wegblasen. Niemals aber würden sie auch wirklich Gewalt anwenden. Auch war ihnen kein unmittelbarer Einblick in die Menschenseele gewährt. Von einem ganz andern Ort aus und vermöge ihrer Einschau in Jenseits-Weisheit hatten sie ergründet, wie es mit Merlin war: sie hatten nicht das schlafumfangene Ding unter dem Bragdon-Wald betrachtet, sie hatten ihn vielmehr selber in einer einzigartigen Sternenstellung in jenen Gefilden gesehn, wo die von den irdischen Straßen Geschiedenen weilen, hinter unsichtbaren Hecken in unvorstellbaren Gegenden: denn nicht alle Zeiten außerhalb der Gegenwart sind vergangen oder zukünftig.
Als die andern den Meister verlassen hatten, hielten ihn diese Gedanken bis in die kalten Morgenstunden wach und pflügten seine Stirn. Er zweifelte nun nicht länger. Der Gegner hatte den Bragdon-Wald gekauft, um Merlin zu finden. Wenn sie ihn fänden, erweckten sie ihn auch zum Leben. Unausweichlich würde der alte Druide sein Geschick mit den heutigen Ränkeschmieden verbinden.

Was könnte ihn daran hindern? Zwei verschiedene Mächte würden sich zusammentun und diese beiden das Schicksal unseres Planeten lenken.

Zweifellos war dies seit Jahrhunderten der Wunsch der Schwarzen Eldils. Heutigentags, in Ransoms Tagen, hatte sich die Physik, an sich von Nutzen und ohne Schuld, bereits verändert und war unmerklich von ihrer ursprünglichen Bahn abgedrängt worden. Die Gelehrten wurden mehr und mehr dazu verlockt, an der geoffenbarten Wahrheit zu zweifeln, was damit endete, daß ihnen die Wahrheit gleichgültig wurde und sie sich nur noch auf die bloße Macht besannen. Das Geschwätz über »das Leben an sich« und das Liebäugeln mit der »Allgöttlichkeit« waren die beste Art, die »Weltseele« der Magier wieder einzuschmuggeln. Träume vom künftigen Los der Menschheit zerrten den uralten Wahn vom Menschen als Gott aus seinem ruhelosen und seichten Grab. Die vielen Versuche in Seziersälen und klinischen Laboratorien machten die Forderung vernehmlich: erste Bedingung des Fortschritts sei es, jeglichen, wenn auch noch so tief eingewurzelten Widerwillen gegen diese Experimente zu ersticken.

Und nun hatte dieses Treiben den Höhepunkt erreicht, da seine finstern Urheber die Zeit für gekommen sahn, ohne Gefahr sich mit den Mächten der Vergangenheit einzulassen. In der Tat wählten sie dazu den ersten günstigen Augenblick. Mit den Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts wäre es niemals gelungen. Ihr gefestigter objektiver Materialismus hätte sich dagegen gewehrt. Und selbst wenn man es annehmen könnte: das ererbte Sittengesetz hätte sie davor bewahrt, sich durch Gemeines zu entehren. MacPhee war ein letzter Zeuge dieser Überlieferung.

Jetzt aber waren andere Zeiten. Vielleicht ahnten nur wenige – wenn überhaupt – in Belbury, was sich abspielte. Erführen sie es aber eines Tages, würden sie wie Stroh im Feuer sein. Was konnte ihnen denn unglaubhaft erscheinen, da sie nicht länger an eine vernünftige Schöpfung glaubten? Was konnte ihnen schamlos vorkommen, da sie die Ansicht hatten, Sittlichkeit sei ein bloßes Nebenergebnis der leiblichen und wirtschaftlichen Lage des Menschen? Die Zeit war reif. Vom Blickpunkt der Hölle aus gesehn, mußte die ganze Geschichte unserer Welt zu diesem Ausgang führen. Nun endlich hatte der gefallene Mensch die letzte Gelegenheit, die seinen Kräften

durch die Gnade auferlegten Fesseln, damit er von der ganzen Wucht seines Sturzes bewahrt bleibe, zu sprengen. Gelänge es, wäre endlich die Hölle los. Böse Menschen würden schon zu Lebzeiten, während sie noch auf dieser kleinen Kugel umherwimmelten, verdammt sein und damit die langwährende Macht des bösen Feindes erringen. Die Natur, der ganze Erdkreis wäre ihr Sklave. Und daß diese Herrschaft kein Ende nähme vor dem Ende der Zeiten, konnte man mit Sicherheit vorhersehn.

STUDDOCK UND WITHER

BIS HEUTE HATTE Mark, was ihm die Tage auch gebracht hatten, noch immer gut geschlafen. In dieser Nacht aber floh ihn der Schlummer. Mark hatte nicht an Jane geschrieben. Den ganzen Tag hatte er damit verbracht, den andern auszuweichen und nichts zu tun. Natürlich war er in der Theorie ein Materialist und längst auch aus dem Alter, in dem man Alpdrücken hat. Nun aber, da der Wind Stunde um Stunde an seinem Fenster rüttelte, packten ihn wieder die Schrecknisse der Kinderstube, berührte ihn der heftige Schauder, als strichen über seinen Rücken eiskalte Fingerspitzen. Der Materialismus gewährt in solchen Augenblicken keinen Schutz. Wer in dieser Hoffnung nach ihm greift – und nicht wenige werden es tun – wird eine Enttäuschung erleben. Was die Furcht vorspiegelt, ist ein Wahngebilde. Schön und gut! Hört man aber deshalb auf, sich zu fürchten? Nicht jetzt und nicht hier. Wer Gespenster sehn muß, tut gut daran, nicht an ihnen zu zweifeln.

Mark wurde früher als sonst geweckt. Mit dem Frühstück bekam er einen Brief. Der Vizedirektor schickte Herrn Studdock seine besten Grüße und ersuchte ihn, in einer äußerst dringlichen und peinlichen Angelegenheit sofort zu ihm zu kommen. Mark zog sich an und folgte der Aufforderung.

In Withers Zimmer fand er außer ihm die Hardcastle vor. Zu Marks Erstaunen und gleichzeitiger Erleichterung schien sich Wither nicht mehr an ihre letzte Unterredung zu erinnern. Sein Verhalten war in der Tat entgegenkommend, sogar geschmeidig, doch sehr ernst.

»Guten Morgen! Guten Morgen, Herr Studdock!« sagte er. »Ich

bedaure lebhaft, ich... also mit einem Wort... ungern habe ich Sie beim Frühstück gestört. Ich hätte es nicht getan, wäre ich nicht der Meinung gewesen, es sei in Ihrem Sinn, den ganzen Sachverhalt so schnell als möglich zu erfahren. Alles, was ich Ihnen mitteile, wollen Sie als streng vertraulich betrachten. Die Angelegenheit ist unangenehm, zumindest peinlich. Ich bin überzeugt, Sie werden im Lauf unseres Gesprächs – bitte nehmen Sie Platz, Herr Studdock! – erkennen, wie günstig es für Sie augenblicklich ist, daß wir uns gleich zu Anfang eine eigene Polizei aufgestellt haben – wenn ich schon diesen mißlichen Namen gebrauchen darf.«
Mark befeuchtete sich die Lippen und setzte sich.
»Ich würde mehr zögern, diese Frage aufzugreifen«, fuhr Wither fort, »wenn ich mich nicht imstande wüßte, Sie im voraus unseres vollsten Vertrauens zu versichern, so wie ich auch auf Ihr Vertrauen uns gegenüber hoffe.« Und er blickte Mark zum erstenmal in die Augen. »Wir betrachten uns hier alle als Brüder und... hm... als Schwestern. Alles in diesem Zimmer Gesprochene ist bis zum letzten Wort vertraulich. Ich nehme an, wir fühlen uns alle dazu berechtigt, die Angelegenheit, von der ich nun sprechen möchte, in der menschlichsten und zwanglosesten Weise zu behandeln.«
Die Stimme der Hardcastle, die plötzlich dazwischen knallte, wirkte wie ein Pistolenschuß: »Sie haben Ihre Brieftasche verloren, Studdock!« rief sie.
»Meine... meine Brieftasche?« stammelte Mark.
»Ja. Ihre Brieftasche und Ihr Notizbuch. Das Ding für Briefe und Aufzeichnungen.«
»Ja. Das stimmt. Haben Sie sie gefunden?«
»Sind nicht drei Pfund und zehn Schilling darin? Ein Zahlkartenabschnitt über fünf Schillinge, Briefe einer Frau, unterzeichnet mit Myrtle, Briefe vom Quästor von Bracton, von G. Hernshaw, F. A. Brown, M. Belcher und eine Rechnung über einen Frackanzug von Simonds & Sons, 32a, Market Street, Edgestow?«
»Ja, es stimmt ungefähr.«
»Da liegt sie«, sagte die Hardcastle und wies auf den Tisch. »Nein, nicht!« wehrte sie ab, als Mark einen Schritt zum Tisch tun wollte.
»Was, um Himmelswillen, soll denn das alles bedeuten?« fragte Mark. Sein Ton war begreiflicherweise gereizt, die Polizei würde ihn als »herausfordernd« bezeichnet haben.

»Nur keine Aufregung!« mahnte die Hardcastle. »Diese Brieftasche wurde auf dem Rasen an der Landstraße gefunden, etwa fünf Meter von Hingests Leiche entfernt.«
»Mein Gott!« rief Mark aus. »Sie wollen doch nicht sagen... das ist doch Unsinn!«
»Es ist zwecklos, sich gerade an mich zu wenden«, entgegnete die Hardcastle. »Weder bin ich Verteidiger noch Richter. Ich bin bloß Polizistin und habe Ihnen die Tatsachen bekanntzugeben.«
»Soll das heißen, daß ich des Mordes an Hingest verdächtigt werde?«
»Ich glaube wirklich nicht«, sagte der Vizedirektor, »daß Sie auch nur das geringste Bedenken zu haben brauchen. Zwischen Ihren Kollegen und Ihnen besteht in diesem Augenblick in der Betrachtung dieser peinlichen Angelegenheit kein grundsätzlicher Unterschied. Es handelt sich lediglich um eine Formsache.«
»Eine Formsache?« wiederholte Mark ärgerlich. »Habe ich recht verstanden, beschuldigt mich Major Hardcastle eines Mordes.«
Withers Augen schienen aus unendlicher Weite herzublicken.
»Oh, ich glaube«, sagte er, »Sie lassen Major Hardcastles Stellung keine Gerechtigkeit widerfahren. Das von ihr vertretene Teilgebiet des Instituts würde seine Zuständigkeit überschreiten, wenn es derartiges innerhalb des Instituts im Hinblick auf die Behörden draußen tun wollte.«
»Aber gerade mit den Behörden draußen werde ich doch zu tun haben«, erwiderte Mark. Sein Mund war wie ausgetrocknet, und er hatte Mühe, laut zu sprechen. »So weit ich verstehn kann, meint Major Hardcastle, man werde mich verhaften.«
»Im Gegenteil«, antwortete Wither. »Gerade dieser Fall lehrt doch, wie wichtig es ist, eine eigene Gerichtsbarkeit zu haben. Hier stehn wir vor einer Frage, die Ihnen, wie ich befürchte, große Ungelegenheiten bereitet hätte, wäre die Brieftasche von der Staatspolizei gefunden worden – oder auch, hätten wir wie gewöhnliche Bürger gehandelt, die es für ihre Pflicht hielten, Ihre Brieftasche der Polizei zu übergeben. Ich weiß nicht, ob Major Hardcastle es Ihnen genügend klar gemacht hat: nur ihre Leute, nur sie allein machte diese... hm... peinliche Entdeckung.«
»Was, in aller Welt, wollen Sie damit sagen?« fragte Mark. »Wenn Major Hardcastle nicht auf den ersten Blick an einen Beweis glaubt,

warum beschuldigt sie mich geradezu, weshalb werde ich dann in dieser Weise verhört? Sollte sie es aber glauben, wie kann sie dann vermeiden, die Behörden in Kenntnis zu setzen?«
»Mein lieber Freund«, sagte Wither in seiner vorsintflutlichen Ausdrucksweise, »unser Komitee hat nicht den leisesten Wunsch, sich in solchen Fällen in die Tätigkeit und noch viel weniger – und darum geht es hier – in die Untätigkeit der Staatspolizei einzumischen. Ich glaube nicht, daß Major Hardcastle verpflichtet ist, im Sinne der Begrenzung ihrer Amtstätigkeit, die außenstehenden Behörden zu verständigen; diese dürften vermutlich ihrer Organisation nach viel weniger dafür geeignet sein, derartige unwägbare und halbamtliche Untersuchungen zu führen. Ebensowenig glaube ich, daß Sie Ihnen Tatsachen mitzuteilen braucht, die nur sie und ihr Stab bei der Ausübung ihrer innern Tätigkeit im Institut ermittelt haben.«
»Verstehe ich recht«, sagte Mark, »glaubt Major Hardcastle Tatsachen zu kennen, die meine Verhaftung als Hingests Mörder rechtfertigten. Sie stellt mir aber gütigst in Aussicht, diese Tatsachen unterdrücken zu wollen.«
»Nun haben Sie es begriffen, Studdock«, sagte die Fee. Sogleich zündete sie sich – zum allererstenmal in Marks Gegenwart – ihre Zigarre an, stieß Rauchwolken aus, wobei sie lächelte, oder zog auch nur, die Zähne zeigend, die Oberlippe empor.
»Das wünsche ich aber keinesfalls«, sagte Mark.
Es war nicht ganz die Wahrheit. Die Vorstellung, diese Sache könnte auf irgend eine Weise vertuscht werden, hatte auf ihn wie ein frischer Lufthauch auf einen Erstickenden gewirkt. Aber ein Rest bürgerlichen Rechtsgefühls lebte noch in ihm, und er nahm, seine Regung fast nicht beachtend, eine entgegengesetzte Haltung ein.
»Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Es scheint mir richtiger zu sein, ich gehe sogleich zur Polizei – zur richtigen Polizei, meine ich.«
»Wenn Sie eine Anklage auf Leben und Tod herausfordern wollen«, sagte die Fee, »ist das etwas anderes.«
»Ich will gerechtfertigt werden«, sagte Mark. »Die Anklage wird sogleich zusammenbrechen. Es gibt kein denkbares Motiv. Und ich habe ein Alibi. Jeder weiß, daß ich damals hier übernachtet habe.«
»Wirklich?« fragte die Fee.
»Was soll das heißen?« sagte Mark.

»Ein Motiv gibt es immer«, sagte sie, »um einen umzubringen. Die Polizisten sind auch nur Menschen. Wenn das Räderwerk erst einmal läuft, ist es selbstverständlich auf eine Verurteilung aus.«
Mark redete sich ein, er habe keinerlei Angst. Wenn Wither nur nicht immer alle Fenster schließen möchte und dazu auch noch ein loderndes Kaminfeuer unterhielte!
»Es gibt da nämlich einen Brief von Ihnen«, sagte die Fee.
»Was für einen Brief?«
»Einen Brief an einen Herrn Pelham in Ihrem eigenen College, vor sechs Wochen geschrieben. Darin steht: „Ich wünschte, Bill Hingest würde in eine bessere Welt abberufen!"«
Die Erinnerung an das zusammengekritzelte Schreiben durchfuhr Mark wie ein jäher körperlicher Schmerz. Derartige alberne Scherze waren beim »Fortschrittlichen Element« gang und gäbe. Solche Bemerkungen konnte man in Bracton über einen Gegner oder einen langweiligen Kerl an einem Tag dutzendweise hören.
»Wie kommt dieser Brief in Ihre Hände?«
»Ich glaube, Herr Studdock«, sagte der Vizedirektor, »es wäre sehr unpassend, Major Hardcastle zuzumuten, irgendeine Aufklärung – im Einzelnen, meine ich – über die tatsächliche Arbeit der Institutspolizei zu geben. Keineswegs will ich damit abstreiten, ein möglichst großes Vertrauen zwischen allen Mitgliedern sei eine der wertvollsten Eigenschaften des Instituts, ja eine sine qua non des wirklichen Lebens, zu dem es sich hoffentlich einmal entwickeln wird. Aber auch bei uns gibt es notgedrungen Kreise, die in ihrer Beziehung zur Umwelt und aus Gehorsam gegen die dem ganzen Unternehmen innewohnende Ethik oder Denkform gezwungen sind, sich von einem Vertrauen auszuschließen, das den mündlichen Austausch von Tatsachen in sich begreift.«
»Sie glauben doch nicht«, sagte Mark, »jemand könnte diesen Brief ernst nehmen?«
»Haben Sie jemals versucht, einem Polizisten etwas begreiflich zu machen?« fragte die Fee. »Ich meine, einem richtigen Polizisten.«
Mark schwieg.
»Ich glaube auch nicht, daß Ihr Alibi besonders gut ist«, setzte die Fee fort. »Man hat Sie beim Abendessen mit Bill im Gespräch gesehn. Man hat beobachtet, wie Sie ihn zur Haustür begleiteten. Niemand sah Sie zurückkommen. Nichts ist bekannt über Ihr Tun und

Lassen bis zum Frühstück am Morgen darauf. Wären Sie bis zum Tatort mit ihm gefahren, hätten Sie reichlich Zeit gehabt, zurückzukommen und ungefähr ein Viertel nach zwei zu Bett zu gehn. Wie Sie wissen, war es eine kalte Nacht – kein Grund, um besonders schmutzige Schuhe oder dergleichen zu haben.«

»Ich möchte auf einen von Major Hardcastle erwähnten Punkt zurückkommen«, sagte Wither. »Er ist ein starker Beweis für die große Bedeutung der Institutspolizei. In solchen Fällen gibt es so viele feine Abstufungen – es wäre unvernünftig, dafür das Verständnis der Behörden zu erwarten. Bleibt jedoch ein solcher Fall sozusagen in unserm eignen Familienkreis – und ich betrachte, Herr Studdock, das Institut als eine große Familie – kann er sich niemals zu einem Justizirrtum auswachsen.«

Mark war so verwirrt wie früher beim Zahnarzt und in den Sprechzimmern der Rektoren: die Lage, in der er sich verfangen sah, schien buchstäblich dem Eingeschlossensein in den vier Wänden dieses überhitzten Zimmers zu gleichen. Könnte er doch auf irgendeine Weise entweichen, an die Sonne, in die frische Luft, in die Felder, hinweg von dem zerknüllten Stehkragen des Vizedirektors, dem roten Glühpunkt der Hardcastle-Zigarre und dem Bild des Königs über dem Kamin!

»Also raten Sie mir wirklich davon ab, Herr, zur Polizei zu gehn?«

»Zur Polizei?« entgegnete Wither, als wäre ihm dieser Einfall völlig neu. »Ich glaube nicht, Herr Studdock, daß jemand einen so unwiderruflichen Schritt in Erwägung zieht. Würden Sie sich dadurch nicht gewissermaßen unfreundlich gegen Ihre Kollegen, vor allem gegen Major Hardcastle verhalten und sich selbstverständlich außerhalb unseres Schutzes stellen?«

»Lassen Sie es sich gesagt sein«, bemerkte die Fee, »einmal in den Händen der Polizei, und Sie bleiben in den Händen der Polizei!«

Mark hatte den Augenblick zu einem Entschluß ungenützt verstreichen lassen.

»Was soll ich also tun?« fragte er.

»Um Gotteswillen, sich ruhig verhalten!« erwiderte die Fee. »Ein Glück für Sie, daß wir die Brieftasche fanden und nicht einer von draußen.«

»Nicht nur für Herrn Studdock ein Glück, sondern auch für das Institut«, bemerkte Wither. »Es konnte uns nicht gleichgültig sein ...«

»Die Sache hat nur einen Haken«, sagte die Fee, »wir haben Ihren Brief an Pelham nicht in der Urschrift, sondern nur Ihre Durchschrift. Aber mit etwas Glück wird es schon gehn.«

»So kann ich im Augenblick nichts tun?« fragte Mark.

»Nein!« versetzte Wither. »Keine Schritte behördlicher Art! Natürlich ist es sehr ratsam, und ich bin überzeugt, Sie werden diesen Rat befolgen, in den nächsten Monaten sehr klug... hm... und sehr vorsichtig zu sein. Ich nehme an, Scotland Yard wird soviel Einsicht haben, nicht einzugreifen, solange Sie bei uns sind, außer es liege ein ganz klarer Beweis gegen Sie vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die Kräfte der Staatspolizei und unsere eigenen im kommenden Halbjahr messen, doch halte ich es für sehr unwahrscheinlich, daß Scotland Yard sich hierfür gerade Ihren Fall aussuchen wird.«

»Glauben Sie, die Polizei hat mich bereits im Verdacht?« fragte Mark.

»Hoffentlich nicht«, erwiderte die Fee. »Natürlich wollen sie irgendeinen verhaften. Das ist ganz begreiflich. Aber einer, der sie nicht dazu veranlaßt, die Gebäude des Instituts zu durchsuchen, wäre ihnen verdammt lieber.«

»Verwünscht!« rief Mark aus. »Meinen Sie denn nicht, daß Sie inzwischen den Dieb erwischen können? Werden Sie denn gar nichts unternehmen?«

»Den Dieb?« wiederholte Wither. »Bis jetzt hat man noch nichts davon gehört, daß der Ermordete auch beraubt wurde.«

»Ich meine den Dieb, der meine Brieftasche stahl.«

»Ach so... Ihre Brieftasche«, sagte Wither und strich mit der Hand leicht über sein feines, vornehmes Gesicht. »Ich verstehe... Sie wollen demnach eine Anklage gegen einen unbekannten Täter wegen Diebstahls erheben.«

»Großer Gott!« schrie Mark. »Haben Sie denn nie daran gedacht, daß jemand die Brieftasche gestohlen hat? Glauben Sie, ich selbst sei am Tatort gewesen? Halten Sie mich denn beide für einen Mörder?«

»Ich bitte Sie, Herr Studdock«, sagte der Vizedirektor, »schreien Sie doch nicht so! Es ist nicht nur unklug, ich muß Sie auch an die Gegenwart einer Dame erinnern. Trügt mich mein Gedächtnis nicht, wurde von unserer Seite der Ausdruck Mord nicht gebraucht, auch

keine Anklage erhoben. Ich gebe mir nur alle Mühe, Ihnen unsere Handlungsweise auseinanderzusetzen. Allerdings könnten Sie beispielsweise in einer Art verfahren, die es sehr erschweren würde, unsere Unterredung fortzusetzen. Ich bin überzeugt, Major Hardcastle wird mit mir einer Meinung sein.«

»Mir ist es schon ganz gleichgültig«, sagte die Fee. »Warum Herr Studdock uns plötzlich anbrüllt, bloß, weil wir ihn vor der Anklagebank bewahren wollen, begreife ich nicht. Aber das ist seine Sache. Ich habe einen schweren Tag vor mir und kann nicht den ganzen Morgen hier herumsitzen.«

»Wirklich, ich wollte nur erklären...« sagte Mark.

»Nehmen Sie sich zusammen, Herr Studdock!« sagte Wither. »Wie gesagt, wir betrachten uns hier als eine Familie, und eine förmliche Entschuldigung ist nicht nötig. Bei uns versteht einer den andern, und wir mögen keine... Auftritte. Ich gestatte mir, in aller Freundschaft zu erwähnen, Temperamentsausbrüche dürften das Komitee bei der Bestätigung Ihrer Anstellung kaum zu Ihren Gunsten beeinflussen. Das sage ich Ihnen natürlich streng vertraulich.«

Mark war längst darüber hinaus, sich der Anstellung wegen zu beunruhigen; es wurde ihm aber klar, die Androhung einer Entlassung war nun der Gefahr des Todes durch den Strang gleich.

»Tut mir leid, daß ich unhöflich war«, sagte er endlich. »Was raten Sie mir zu tun?«

»Stecken Sie die Nase nicht aus Belbury hinaus, Studdock!« sagte die Fee.

»Ich glaube, Major Hardcastle konnte Ihnen keinen bessern Rat geben«, meinte Wither. »Und gerade jetzt, da Ihre Frau herkommt, um Ihre vorläufige Gefangenschaft – verstehn Sie, ich gebrauche diesen Ausdruck nur vergleichsweise – mit Ihnen zu teilen, wird es Ihnen keine ernstliche Unbequemlichkeit sein. Sie müssen Belbury als Ihr Heim betrachten, Herr Studdock.«

»Ach... da fällt mir ein«, entgegnete Mark, »ich bin gar nicht so sicher, ob meine Frau herkommen wird. Eine bedauerliche Sache: sie fühlt sich nicht recht gesund.«

»Aber in diesem Fall sollten Sie sich doch erst recht darum bemühn, Sie bei sich zu haben.«

»Ich glaube nicht, daß es ihr gut täte, Herr!«

Die Augen des Vizedirektors verschleierten sich, und er dämpfte die

Stimme. »Ich habe beinah vergessen, Herr Studdock, Sie zu Ihrer Einführung bei unserm Oberhaupt zu beglückwünschen. Das ist eine wichtige Wendung in Ihrer Laufbahn. Wir empfinden alle, daß Sie jetzt wirklich in einem tiefern Sinn einer der Unsern sind. Ich bin überzeugt, nichts läge Ihnen ferner, als die freundliche, fast väterliche Fürsorge für Sie zurückzuweisen. Es liegt ihm sehr viel daran, Frau Studdock so bald als möglich bei uns willkommen zu heißen.«

»Warum?« fragte Mark geradeheraus.

Wither blickte sonderbar lächelnd auf Mark.

»Mein lieber Junge«, sagte er, »Sie wissen: die Einigkeit, der Familienkreis... Und Ihre Frau wäre, sie wäre... eine Gesellschaft für Fräulein Hardcastle.«

Bevor sich noch Mark von dieser verblüffenden neuen Vorstellung erholt hatte, stand Wither auf und schlurfte zur Tür. Er legte die eine Hand auf die Klinke und die andere auf Marks Schulter.

»Sie müssen nach Ihrem Frühstück hungern«, sagte er. »Lassen Sie sich nicht länger aufhalten. Beachten Sie die größte Vorsicht! Und ... und...« Jäh veränderte sich sein Gesicht. Der weitgeöffnete Mund glich mit einemmal dem Maul eines gereizten Tieres, der greisenhaft verschwommene Blick seiner Augen hatte keinen menschlichen Ausdruck mehr: »Und bringen Sie Ihre Frau her, verstehn Sie mich! Holen Sie sie: Das Oberhaupt... ist nicht sehr geduldig!«

FLUCHT

ALS MARK DIE Tür hinter sich schloß, dachte er: »So, jetzt sind sie beide zusammen im Zimmer. Endlich bin ich für einen Augenblick vor ihnen sicher.«

Er nahm sich nicht einmal die Zeit, seinen Hut zu holen, sondern durchschritt eilig die Haustür und lief die Zufahrtsstraße hinunter. Nichts konnte ihn mehr hindern, nach Edgestow zu gehn und Jane zu warnen. Eine andere Absicht hatte er nicht. Selbst der unklare Plan, nach Amerika auszuwandern, in einem weniger verwickelten Zeitalter die Hoffnung manches Flüchtlings, war ihm versagt. Er hatte bereits in den Zeitungen gelesen, wieviel Anerkennung dem Institut und seinen Arbeiten in Amerika und Rußland gezollt

wurde. Irgendein armseliger Handlanger, ähnlich wie er einer war, hatte darüber berichtet. Das Institut hatte seine Krallen in jedes Land geschlagen. Ihre Bevollmächtigten würden ihn erwarten: auf dem Dampfer, wenn es ihm abzureisen gelänge, auf dem Beiboot zum Hafen, wenn er jemals einen erreichen würde.
Nun hatte er die Straße hinter sich und war im Dickicht der Bäume. Es war kaum eine Minute vergangen, seit er das Büro des Vizedirektors verlassen hatte, und noch hatte ihn niemand eingeholt. Aber das gestrige Abenteuer wiederholte sich. Eine hohe, schwankende, etwas gebeugte Gestalt, trat ihm, leise summend, in den Weg. Mark hatte sich nie geprügelt. Aber altererbte Instinkte seines Körpers – in mancher Hinsicht so viel klüger als sein Verstand – führten den Schlag gegen seinen Widersacher. Es war ein Schlag in die leere Luft. Die Gestalt war mit einemmal verschwunden. Wo war sie geblieben? Möglicherweise hatte Mark, seit gestern in einem überreizten Zustand, ein Wahngesicht: er sah Wither, wo Wither nicht war. Möglicherweise wirkte das beständige Auftauchen Withers in den unzähligen Räumen Belburys förmlich gespensterhaft. Es kommt doch vor, daß starke Persönlichkeiten zuweilen – und meist erst nach ihrem Tod – ihr Seelenbild dem Gefüge eines Hauses einprägen können, das zu bannen niemals durch Beschwörung, sondern nur durch Umbauten gelingt. Möglicherweise wird Seelen, bar jeder menschlichen Güte, tatsächlich als Vergeltung für eine kurze Zeit der eitle Vorzug zuteil, an vielen Orten als Geistererscheinung umzugehn. Wie es auch gewesen sein mochte, das Wahnbild war verschwunden.
Der Weg führte schräg über eine bereifte Wiese, unter einem blaßblauen Himmel. Dann kam ein Gatter, und von da an zog sich der Weg an drei von Buschwerk umgebenen Feldern hin. Nun ging es etwas nach links, an den rückwärtigen Gebäuden eines Meierhofs vorüber und dann auf einem Reitweg durch einen kleinen Wald. Nun wurde der Kirchturm von Courthampton sichtbar. Mark hatte jetzt warme Füße. Er verspürte Hunger. Er überquerte eine Straße, eilte mitten durch eine Rinderherde, die Tiere senkten schnaubend die Köpfe; er ließ eine kleine Brücke über den Fluß zurück und erreichte den hartgefrorenen Weg nach Courthampton.
Das erste, was er auf der Dorfstraße sah, war ein Bauernwagen. Neben dem Mann, der die Zügel führte, saßen eine Frau und drei

Kinder. Auf dem Wagen waren Kasten, Bettladen, Matratzen und Koffer und ein Käfig mit einem Kanarienvogel gestapelt. Hinterher kamen zu Fuß ein Mann, eine Frau und ein Kind. Sie schoben einen Kinderwagen, ebenfalls mit ein bißchen Hausrat beladen. Dann kam eine Familie mit einem Handwagen, ihm folgte ein schwerbeladener Leiterwagen. Endlich ein altes, dauernd hupendes Auto, das aber seinen Platz in der Reihe nicht verlassen konnte. Ein Strom solcher Fahrzeuge rollte durch das Dorf. Mark hatte nie etwas vom Krieg gesehn, sonst hätte er gleich diese Anzeichen der Flucht erkannt. Angesichts dieser sich hinschleppenden Pferde und Menschen und all dieser beladenen Fuhrwerke hätte er deutlich erkennen können: »Feind im Rücken«.
Der Treck zog ohne Unterbrechung dahin. Es dauerte lange, bis Mark über die Straßenkreuzung zu dem Wirtshaus kam, an dessen Tür er eine verglaste und gerahmte Tafel mit den Fahrzeiten der Autobusse fand. Nach Edgestow konnte er nicht vor zwölfeinviertel fahren. So stand er herum, ohne zu begreifen, was um ihn vorging. Er wunderte sich darüber, Courthampton war gewöhnlich ein sehr stilles Dorf. Nun, da Belbury außer Sicht war, spiegelte ihm eine glückliche, bei ihm nicht seltene Selbsttäuschung eine Verminderung der Gefahr vor. Erstaunlich wenig dachte er an die Zukunft. Manchmal dachte er an Jane, dann wieder an Speck mit Eiern, an gebackenen Fisch und an schwarzen, aromatischen Kaffee, der aus einer Kanne in große Tassen gegossen wurde. Um halbzwölf wurde das Wirtshaus geöffnet, Mark ging hinein und bestellte Brot, Käse und ein Glas Bier. Anfangs war die Gaststube leer. In der nächsten halben Stunde stellten sich, einer nach dem andern, vier Männer ein. Über den traurigen Zug, der die ganze Zeit über am Fenster vorüberzog, verloren sie kein Wort. Eine Zeitlang sprachen sie überhaupt nichts. Dann sagte ein kleiner Mann mit einem alten Kartoffelgesicht beiläufig: »Gestern abend hab ich den alten Rumbold gesehn.« In den ersten fünf Minuten antwortete keiner, und dann sagte ein junger Mann in Kniehosen: »Schätze, es tut ihm leid, es schon überhaupt versucht zu haben!« So ging das Gespräch über den Rumbold eine Weile. Erst als der Stoff erschöpft war, warf die Unterhaltung umständlich und nach und nach einiges Licht auf den Flüchtlingsstrom.
»Es hört noch nicht auf!« sagte einer.

»Ja...« mümmelte ein anderer.
»Nun müssen bald alle vorüber sein.«
»Wo sollen die nur alle unterkriechen?«
Mit der Zeit kam alles heraus. Diese Flüchtlinge kamen aus Edgestow. Manche von ihnen waren aus ihren Häusern vertrieben, andere vom Aufstand und noch mehr von der neuen Ordnung verscheucht worden. In der Stadt schien eine Art Gewaltherrschaft ausgeübt zu werden. »Es heißt, gestern wären zweihundert verhaftet worden«, sagte der Wirt. »Oh!« sagte der junge Mann, »diese Institutspolizisten sind abgebrühte Burschen, einer wie der andere. Sie prügelten meinem Alten die Seele aus dem Leibe. Tatsache!« Er lachte. »Wie man so hört, sind es mehr die Arbeiter als die Polizisten«, sagte ein Dritter. »Sie hätten diese Walliser und Irländer nicht herzubringen brauchen!« Das war alles, was sie auszusetzen hatten. Mark wunderte sich sehr, daß keiner der Leute empört war oder Mitgefühl mit den Flüchtlingen bezeugte. Jeder von ihnen hatte von einer Gewalttat in Edgestow gehört, und doch stimmten sie darin überein, die Flüchtlinge würden stark übertreiben.
»In der Morgenzeitung steht, es werde langsam wieder ruhiger«, bemerkte der Wirt. – »Gottseidank!« stimmten die andern bei. »Es gibt immer ein paar Aufsässige«, sagte der Mann mit dem Kartoffelgesicht. »Was hat es für einen Zweck, dagegen zu sein?« fragte ein anderer. »Man muß es gehn lassen.« – »Das sag' ich auch«, erklärte der Wirt.
Fetzen aus Marks Zeitungsartikeln trieben vorüber. Anscheinend hatten er und seinesgleichen ihre Sache gut gemacht. Die Hardcastle hatte den Widerstand der Arbeiterklasse gegen die Propaganda überschätzt.
Als es an der Zeit war, stieg Mark ohne Schwierigkeiten in den Autobus ein; er war fast leer, denn der ganze Elendszug bewegte sich in die entgegengesetzte Richtung.
Der Autobus hielt oben an der Market Street, und Mark machte sich sogleich auf den Weg nach Hause. Die ganze Stadt hatte ihr Gesicht verändert. Jedes dritte Haus war geräumt. Die Hälfte der Kaufläden hatten mit Brettern die Fenster verschalt. Als Mark oben angekommen war und die Gegend der von Gärten umgebenen Landhäuser erreicht hatte, sah er, daß viele Villen beschlagnahmt waren und weiße Plakate trugen mit dem Instituts-Symbol, einem

nackten, Donnerkeile packenden Muskelmann. An jeder Ecke lungerten oder bummelten Instituts-Polizisten, Helme auf dem Kopf, Gummiknüttel in den Händen und Pistolen in den Taschen ihrer glänzend schwarzen Lackgürtel. Ihre runden, blassen Gesichter, die in offenen Mäulern Kaugummi langsam hin- und herschoben, blieben ihm lange im Gedächtnis. Überall waren Aufrufe angeschlagen; doch blieb er nicht stehn, um sie zu lesen: es waren Notverordnungen, unterzeichnet mit »Feverstone«.

Ob Jane daheim war? Er würde es nicht ertragen können, wenn sie nicht da wäre. Lange bevor er zum Haus kam, fingerte er in der Tasche nach dem Hausschlüssel. Das Tor war verschlossen. Demnach waren die im Parterre wohnenden Hutchinsons abwesend. Er öffnete und trat ein. Das Stiegenhaus kam ihm feucht und kalt vor. Auch auf dem Treppenabsatz war es feucht, kalt und finster.

»Ja-ane!« rief er, während er die Wohnungstür aufschloß. Aber er hatte bereits die Hoffnung aufgegeben. Kaum war er durch die Tür getreten, wußte er, die Wohnung war unbewohnt. Ein Haufen nicht geöffneter Briefe lag auf der Fußmatte. Kein Laut, keine Uhren tickten. Alles war in Ordnung. Jane schien in der Frühe, sogleich nach dem Aufräumen der Zimmer, weggegangen zu sein. Die Geschirrtücher in der Küche waren strohtrocken. Sie waren mindestens seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr benützt worden. Das Brot in der Anrichte war altbacken. Auf dem Tisch stand ein halbvoller Topf mit Milch; sie war sauer geworden und ließ sich nicht ausschütten. Schwerfällig tappte er von Zimmer zu Zimmer, als er nicht länger mehr an der Wahrheit zweifelte. Überall umstarrte ihn die Öde und Trauer eines verlassenen Heims. Sinnlos, länger hier zu verweilen! Ein unvernünftiger Zorn stieg langsam in ihm auf. Zum Teufel, warum hatte Jane ihn nicht wissen lassen, daß sie weggegangen war? Oder war sie abgeholt worden? Vielleicht hatte sie eine Nachricht für ihn hinterlassen? Er nahm ein paar Briefe vom Kaminsims; es waren nur die von ihm selbst zur Beantwortung dorthin gelegten. Auf dem Tisch fand er einen an Frau Dimble adressierten Briefumschlag mit der Anschrift ihres jenseits der Wynd gelegenen Hauses. Demnach war diese verwünschte Person hier gewesen. Er wußte, diese Dimbles hatten ihn nie gemocht. Wahrscheinlich hatten sie Jane aufgefordert, bei ihnen zu wohnen. Si-

cherlich hatten sie ihre Hände im Spiel. Er würde nach Northumberland hinuntergehn, um Dimble aufzusuchen.
Der Einfall über die ärgerlichen Dimbles kam Mark wie eine Erleuchtung. Die Rolle des gekränkten, seine Frau suchenden Ehemanns zu mimen, würde für ihn nach dem Zwang der letzten Zeit eine angenehme Abwechslung sein. Auf dem Weg zur Stadt bekam er Lust, etwas zu trinken. Als er zum »Bristol« kam und das Instituts-Plakat erblickte, hätte er beinah ausgerufen: »Verdammt noch mal!« und wollte schon umkehren, als ihm plötzlich bewußt wurde, ein hoher Beamter des Instituts zu sein und keinesfalls ein jetzt vom »Bristol« ausgeschlossener gewöhnlicher Sterblicher. Beim Eintritt wurde er nach seinem Namen gefragt und auf seine Antwort hin unterwürfig empfangen.
Im Kamin brannte ein behagliches Feuer. Nach den letzten Aufregungen fühlte er sich berechtigt, einen doppelten Whisky zu bestellen und dann noch einen zweiten. Sein Seelenwetter, das sich schon geändert hatte, als er sich über die Dimbles zu ärgern begann, wurde immer besser. Der Zustand in Edgestow trug dazu bei. Es entsprach seiner Natur, auf alle Anzeichen von Gewalt mit dem Gefühl zu erwidern, es sei im großen und ganzen angemessener und feiner, ein Mitglied des Instituts zu sein als ein Außenseiter. Sogar jetzt noch... Hatte er die Anschuldigung wegen des Mordes nicht zu ernst genommen? So die Dinge zu drehn, war ganz Withers Art: er liebte es, jedem etwas anzuhängen. Es war nur ein Druckmittel, um ihn in Belbury zu halten und nach Jane zu schicken. Und warum auch nicht? Sie konnte doch nicht unbestimmt lange allein bleiben. Und die Frau eines Mannes, der gewillt war, eine Laufbahn zu machen und im Mittelpunkt der Ereignisse zu leben, muß lernen, eine Frau von Welt zu werden. Jedenfalls mußte er vor allem diesen Dimble aufsuchen.
Er verließ in der Meinung, ein anderer Mensch geworden zu sein, das »Bristol«. Und tatsächlich war er auch ein anderer geworden. Von jetzt bis zum Augenblick der endgültigen Entscheidung wandelte er sich verblüffend schnell zu einem immer andern Menschen, und jeder schien während seiner Dauer vollkommen zu sein. Indem er derart heftig von einer Seite auf die andere geworfen wurde, rückte für seine Jugend der Augenblick heran, da er anfing, eine Persönlichkeit zu werden.

»HEREIN!« RIEF Dimble in seinem Zimmer im »Northumberland«. Er hatte für heute gerade seinen letzten Schüler weggeschickt und war im Begriff, in wenigen Minuten nach Sankt Anne hinaus zu fahren.
»Oh, Sie sind es, Studdock! Kommen Sie herein!«
Er versuchte, unbefangen zu sein, obwohl ihn der Besuch überraschte und Studdocks Aussehn bestürzte: seit ihrer letzten Begegnung schien er sich verändert zu haben. Sein Gesicht war blaß und gedunsen und hatte einen neuen, einen gewöhnlichen Zug.
»Ich komme, um nach Jane zu sehn«, sagte Mark. »Wissen Sie, wo sie ist?«
»Tut mir leid, ich kann Ihnen die Adresse nicht geben«, erwiderte Dimble.
»Heißt das, Sie wissen sie nicht?«
»Ich kann Sie Ihnen nicht geben«, sagte Dimble.
Mark hatte sich vorgenommen, energisch zu werden. Aber in diesem Zimmer war ihm nicht darnach zumute. Dimble war immer sehr höflich zu ihm gewesen, trotzdem hatte Mark stets gefühlt, daß Dimble ihn nicht mochte. Er hatte sich zwar nichts daraus gemacht, er war nur geschwätzig geworden und darauf bedacht, ihm zu gefallen. Rachsucht war keine von Marks Untugenden. Er wollte nur geschätzt werden. Lehnte ihn jemand ab, träumte er niemals von Vergeltung, sondern von glänzenden Streichen und Leistungen, womit er die Gunst des andern zu gewinnen hoffte. Bösartig würde er nur nach unten sein, gegen Untergebene und Außenseiter, die sich um seine Gunst bemühten, niemals nach oben, wo man ihn zurückstieß. In seiner Natur lag ein gut Teil hündischer Schmeichelei.
»Was soll das heißen?« fragte er. »Ich verstehe nicht.«
»Wenn Ihnen das Geringste daran liegt, Ihre Frau in Sicherheit zu wissen, dürfen Sie mich nicht nach ihrem Aufenthalt fragen.«
»In Sicherheit?«
»Ja, in Sicherheit!« wiederholte Dimble streng.
»Sicher wovor?«
»Wissen Sie denn nicht, was geschehen ist?«
»Was denn?«

»In der Nacht des großen Krawalls wollte die Institutspolizei Jane verhaften. Sie entkam, aber erst nachdem man sie gefoltert hatte.«
»Gefoltert? Was heißt das?«
»Mit einer Zigarre gebrannt.«
»Deshalb komme ich«, sagte Mark. »Jane... ich fürchte, sie ist einem Nervenzusammenbruch nahe. In Wirklichkeit ist ihr nichts geschehn, verstehn Sie?«
»Der Arzt, der ihre Verletzungen behandelte, ist anderer Ansicht.«
»Großer Gott!« rief Mark aus. »Man hat sie wirklich mißhandelt? Aber ich bitte Sie...«
Dimble schaute ihn ruhig an, und Mark wurde es schwer, weiter zu sprechen.
»Warum habe ich nichts von dieser Schandtat gehört?« schrie er.
»Von Ihren Kollegen?« fragte Dimble in trockenem Ton. »Eine sonderbare Frage stellen Sie. Sie sollten doch die Taten des Instituts besser kennen als ich!«
»Warum haben *Sie* mich nicht verständigt? Warum ist nichts geschehn? Waren Sie bei der Polizei?«
»Bei der Institutspolizei?«
»Bei der Staatspolizei!«
»Wissen Sie denn wirklich nicht, daß es in Edgestow keine Staatspolizei mehr gibt?«
»Aber es muß doch noch eine Gemeindebehörde geben!«
»Es gibt nur noch den außerordentlichen Kommissar, Lord Feverstone. Sie scheinen nicht ganz im Bilde zu sein. Edgestow ist eine eroberte und besetzte Stadt.«
»Warum, in Gottes Namen, haben Sie mich nicht verständigt?«
»*Sie?*« versetzte Dimble.
Das erstemal seit vielen Jahren sah sich Mark für einen flüchtigen Augenblick genau so, wie ihn Dimble sah. Ihm verging darüber fast der Atem.
»Hören Sie mich an!« sagte er. »Sie werden doch nicht glauben... es wäre zu phantastisch! Sie glauben doch nicht, ich hätte etwas davon gewußt. Sie meinen doch nicht, ich schickte Polizisten, um meine eigene Frau mißhandeln zu lassen?« Mark hatte in einem Ton der Entrüstung begonnen, versuchte aber schließlich schwach zu scherzen. Hätte Dimble nur ein Lächeln angedeutet, wäre das Gespräch anders verlaufen. Aber Dimble schwieg, seine Miene blieb

unverändert. Er war nicht ganz sicher, ob Mark nicht doch schon so tief gesunken war; aber er wollte es ihm nicht mitleidlos sagen.
»Ich weiß, Sie haben mich nie gemocht«, setzte Mark fort. »Daß aber Ihre Abneigung so groß ist, ahnte ich nicht.«
Dimble schwieg noch immer, weshalb, konnte Mark nicht erraten. Er hatte mit seinen Worten den Kern getroffen. Seit Jahren hatte Dimble Gewissensbisse, weil er es gegen Mark an Nächstenliebe hatte fehlen lassen. Er hatte immer mit sich gekämpft, um dieses Versäumnis wieder gutzumachen, und er kämpfte auch in diesem Augenblick.
»Nun«, sagte Studdock in trockenem Ton, »da gibt es anscheinend nicht mehr viel zu sagen. Aber ich bestehe darauf, zu erfahren, wo meine Frau ist.«
»Ist es Ihre Absicht, sie nach Belbury mitzunehmen?«
Mark zuckte zusammen. Ihm war, als hätte der andere seine Gedanken erraten, die er vor einer halben Stunde in der Bristolbar gehabt hatte.
»Ich verstehe dieses Kreuzverhör nicht, Dimble«, sagte er. »Wo ist meine Frau?«
»Ich bin nicht berechtigt, es Ihnen zu sagen. Sie ist nicht in meinem Haus. Sie ist gesund, glücklich und in Sicherheit. Wenn Sie nur den kleinsten Wunsch für ihr Wohlergehen hegen, werden Sie nicht versuchen, mit ihr in Verbindung zu treten.«
»Bin ich ein Aussätziger oder ein Verbrecher, daß man mir nicht einmal Janes Adresse verraten darf?«
»Entschuldigen Sie! Sie sind Mitglied des Instituts, das Ihre Frau beleidigt, verhaftet und mißhandelt hat. Seit ihrer Flucht läßt man sie nur deshalb in Ruhe, weil Ihre Kollegen nicht wissen, wo sie ist.«
»Und wenn es wirklich die Polizei des Instituts gewesen ist, wie können Sie glauben, ich würde mir nicht volle Genugtuung verschaffen? Zum Kuckuck, für wen halten Sie mich eigentlich?«
»Ich kann nur hoffen, daß Sie im Institut keinen Einfluß haben. In diesem Fall könnten Sie Jane nicht schützen. Haben Sie jedoch mitzubestimmen, so sind Sie identisch mit der Institutspolizei. In keinem Fall aber werde ich Ihnen behilflich sein, Janes Aufenthalt ausfindig zu machen.«
»Das ist unglaublich!« rief Mark. »Selbst, wenn ich augenblicklich einen Posten im Institut bekleidete – Sie kennen mich doch!«

»Ich kenne Sie nicht«, erwiderte Dimble. »Ich kenne weder Ihre Absichten, noch Ihre Beweggründe.«
Mark war es, als schaute Dimble ihn nicht voll Zorn oder Verachtung an, sondern mit Ekel, und er sei darüber verlegen, als wäre Ekel etwas Unanständiges, dem wohlerzogene Menschen aus Schamgefühl keine Beachtung schenken dürften. Mark irrte. In Wirklichkeit zwang sich Dimble zur strengsten Selbstbeherrschung. Er gab sich die größte Mühe, Mark weder zu hassen, noch zu verachten, vor allem wollte er keine Genugtuung in solchen Gefühlen finden. Und gerade diese Anstrengung zeichnete in sein Gesicht einen besonders ernsten Zug. Das ganze Gespräch wurde von diesem Mißverständnis geleitet.
»Es muß ein lächerlicher Irrtum gewesen sein«, sagte Mark. »Ich werde der Sache nachgehn, werde Lärm schlagen. Wahrscheinlich war es ein neueingestellter und noch dazu angetrunkener Polizist. Gut, er wird hinausfliegen. Ich...«
»Es war der Chef Ihrer Polizei, Major Hardcastle selbst.«
»Auch gut! Dann wird sie fliegen. Glauben Sie, ich würde mir so etwas gefallen lassen? Aber es kann nur ein Mißverständnis sein. Ich kann nicht...«
»Kennen Sie Fräulein Hardcastle gut?« fragte Dimble.
Diese Frage ließ Mark verstummen. Irrtümlicherweise meinte er, Dimble blicke ihm bis auf den Seelengrund und lese darin, daß er wisse, die Hardcastle habe den bösen Streich verübt und er habe ebensowenig Macht, sie zur Rechenschaft zu ziehen, als den Lauf der Erde zu hemmen.
Mit einemmal belebte sich Dimbles starres Gesicht, und er fragte mit veränderter Stimme: »Haben Sie die Möglichkeit, Fräulein Hardcastle zur Verantwortung zu ziehn? Haben Sie schon eine solche Stimme im innern Kreis von Belbury? Wenn es so ist, dann haben Sie der Ermordung Hingests und Comptons zugestimmt. Wenn es so ist, wurde auf Ihren Befehl Mary Prescott in einer Scheune hinter der Station geschändet und zu Tode geprügelt. Wenn es so ist, dann waren Sie damit einverstanden, daß Verbrecher – ehrliche Verbrecher, denen die Hand zu reichen, Sie nicht wert sind, – aus den Gefängnissen geholt wurden, wohin sie vom englischen Richter, nach englischem Recht geschickt worden waren; einverstanden, daß diese Verbrecher nach Belbury gebracht wurden, um für

eine beliebige Zeit ohne Rechtsschutz solchen Folterungen und Quälereien unterworfen zu werden, die Sie »Heilverfahren« nennen. Wenn es so ist, dann haben Sie zweitausend Familien aus ihren Häusern vertrieben, Menschen, die jetzt vor Kälte und Not in den Straßengräben zwischen Edgestow und Birmingham oder Worcester verkommen. Wenn es so ist, können Sie uns sagen, warum Plave und Rawley und der achtzigjährige Cummingham verhaftet wurden und wo sie jetzt sind. Und da Sie so tief drin stecken, werde ich Jane Ihren Händen nicht ausliefern, nicht einmal meinen Hund!«
»Wahrhaftig, wahrhaftig«, sagte Mark, »das ist unsinnig! Ich kenne ein oder zwei Gewalttaten. In einer Polizeitruppe gibt es immer ein paar üble Gesellen, besonders anfangs. Aber was habe ich getan, daß Sie mich für Handlungen verantwortlich machen, die irgend ein Institutsbeamter verschuldet hat oder der Revolverpresse nach verschuldet haben soll!«
»Revolverpresse!« donnerte Dimble, und er schien in diesem Augenblick vor Marks Augen zu wachsen. »Was für ein Unsinn! Glauben Sie denn, ich wüßte nicht, daß Sie sämtliche Zeitungen in dieser Gegend kontrollieren, bis auf eine, und auch diese eine ist heute nicht erschienen? Die Setzer streiken. Die armen Gimpel erklären, sie wollten keine Artikel setzen, die das Institut des Volkes angreifen. Woher die Lügen in den andern Blättern stammen, wissen Sie besser als ich.«
So verwunderlich es auch sein mag: Mark hatte, solange er auch schon in einer liebeleeren Welt lebte, trotzdem nur selten echten Zorn erfahren. Bosheit hatte er in Fülle erlebt. Sie hatte sich aber nur durch Spott, Hohn und hinterlistige Streiche erwiesen. Stirn, Blick und Wort dieses bejahrten Mannes aber waren von niederschmetternder und entmutigender Wirkung. In Belbury nannte man es »Winseln« und »Bellen«, wenn man von dem Widerstand sprach, den sein Vorgehen in der Außenwelt erweckt hatte. Und Mark besaß nicht genug Einbildungskraft, um sich vorzustellen, wie sich in Wirklichkeit dieses »Winseln« von Angesicht zu Angesicht anhören würde.
»Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich nichts davon gewußt habe!« schrie er. »Zum Teufel, ich bin es doch, dem Unrecht angetan wurde. Ihren Worten nach könnte man meinen, Ihre Frau sei mißhandelt worden.«

»Auch das hätte geschehn können, und es kann auch noch geschehn. Jedem Mann und jeder Frau in England kann es widerfahren. Es war eine Frau und eine Bürgerin. Wessen Frau sie war, ist einerlei.«
»Aber ich schwöre Ihnen, ich werde den Leuten die Hölle heiß machen. Ich werde dem Satansweib, die es getan hat, die Knochen zerbrechen, und müßte auch das ganze Institut draufgehn!«
Dimble erwiderte nichts. Mark spürte, daß Dimble seine Worte für baren Unsinn hielt. Und dennoch vermochte er nicht aufzuhören. Sobald er nicht prahlte, wußte er nichts mehr zu sagen.
»Ehe ich mir das gefallen lasse«, schrie er, »verlasse ich lieber das Institut!«
»Ihr Ernst?« fragte Dimble und blickte ihn scharf an.
In Mark war ein Wirrwarr von gekränkter Eitelkeit, unterdrückter Furcht und Scham. Er empfand Dimbles Blick wieder als eine unerträgliche Anklage. In Wirklichkeit aber war dieser Blick nur ein Ausdruck neugeweckter Hoffnung, denn Nächstenliebe hofft immer. Aber auch Vorsicht lag darin, und zwischen Hoffnung und Vorsicht sah sich Dimble wieder zum Schweigen gezwungen.
»Ich sehe, Sie trauen mir nicht«, sagte Mark, und sein Gesicht nahm unwillkürlich den typischen Ausdruck erlittenen Unrechts an, wie er ihm so oft im Arbeitszimmer des Schuldirektors gute Dienste getan hatte.
Dimble war ein aufrichtiger Mann.
»Nein«, sagte er nach einer ziemlich langen Pause«, ich traue Ihnen nicht ganz.«
Mark zuckte die Schultern und wandte sich ab.
»Studdock«, sagte Dimble, »jetzt ist nicht der Augenblick für Torheiten oder höfliche Worte. Es ist möglich, daß wir beide in unmittelbarer Todesgefahr sind. Sie sind wahrscheinlich bei Ihrem Eintritt in das College beschattet worden. Was mich betrifft, möchte ich keinesfalls mit höflichen Lügen auf den Lippen sterben. Ich traue Ihnen nicht. Warum sollte ich auch? In gewissem Sinne sind Sie der Mitverschworene der schlechtesten Menschen der Welt. Sogar Ihr Besuch bei mir an diesem Nachmittag könnte nichts als eine Falle für mich sein.«
»Kennen Sie mich so wenig, daß Sie so etwas von mir annehmen?« fragte Mark.
»Hören Sie mit dem Unsinn auf!« versetzte Dimble. »Hören Sie

auf, Theater zu spielen, wenn auch nur für einen Augenblick! Wer sind Sie denn, daß Sie so sprechen dürfen? Sie haben bessere Männer mit ins Verderben gestürzt, als Sie und ich es sind. Straik war einmal ein guter Mensch, Filostrato schließlich ein großes Genie. Sogar Alcasan – ja, ja, ich weiß, wer Ihr Oberhaupt ist – war wenigstens nur ein gewöhnlicher Mörder: etwas Besseres als das, was Sie jetzt aus ihm gemacht haben. Wer sind Sie, daß man Sie als Ausnahme ansehen soll?«

Mark hörte mit offenem Mund zu. Die Entdeckung, wieviel Dimble wußte, veränderte mit einemmal seine ganze Vorstellung von der Lage.

»Obwohl ich das alles weiß«, setzte Dimble fort, »und trotzdem Sie vielleicht nur ein Spitzel sind, will ich das Wagnis auf mich nehmen. Ich will Dinge aufs Spiel setzen, mit denen verglichen Ihr und mein Leben armselig sind. Wenn Sie das Institut wirklich verlassen wollen, werde ich Ihnen helfen.«

Für einen Augenblick schienen sich für Mark die Pforten des Paradieses zu öffnen; sogleich aber regte sich das Mißtrauen wieder und der unbesiegbare Wunsch, durch Verzögerung Zeit zu gewinnen. Der Spalt hatte sich wieder geschlossen.

»Ich... ich... muß mir das überlegen«, murmelte Mark.

»Dazu ist keine Zeit mehr«, erwiderte Dimble. »Es gibt auch wirklich nichts zu überlegen. Ich biete Ihnen eine Möglichkeit zur Rückkehr in die menschliche Gesellschaft. Sie müssen jedoch augenblicklich mit mir gehn!«

»Meine ganze künftige Laufbahn steht auf dem Spiel.«

»Ihre Laufbahn?« rief Dimble aus. »Es geht um Untergang oder – die letzte Möglichkeit. Sie müssen sich sofort entscheiden!«

»Ich verstehe Sie nicht recht«, sagte Mark. »Sie sprechen immer von einer Gefahr. Was für eine Gefahr? Über welche Macht verfügen Sie, mich oder Jane zu beschützen, wenn ich mich vom Institut lossage?«

»Das müssen Sie auf sich nehmen«, antwortete Dimble. »Ich kann Ihnen keine Sicherheit versprechen. Verstehn Sie denn noch nicht? Für niemand gibt es jetzt Sicherheit. Die große Auseinandersetzung hat begonnen. Ich biete Ihnen einen Platz auf der Seite des Rechts. Wer siegen wird, das weiß ich nicht.«

»Ich habe in der Tat daran gedacht, das Institut zu verlassen«, er-

klärte Mark. »Aber erst muß ich es überlegen. Sie haben eine merkwürdige Art, die Dinge darzustellen.«
»Sie haben keine Zeit mehr«, sagte Dimble.
»Wie wäre es, wenn ich Sie morgen wieder aufsuchte?«
»Meinen Sie, es wird Ihnen möglich sein?«
»Oder in einer Stunde? Das ist doch ein vernünftiger Vorschlag. Sind Sie in einer Stunde noch hier?«
»Was kann diese Stunde für Sie bedeuten? Sie zögern nur, weil Sie hoffen, eine neue Ausrede zu finden.«
»Werden Sie noch hier sein?«
»Wenn Sie darauf bestehn. Aber es kann nichts Gutes dabei herauskommen.«
»Ich muß nachdenken, ich muß noch nachdenken!« murmelte Mark und verließ das Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten.
Er hatte zwar gesagt, er wolle nachdenken, in Wahrheit wollte er Whisky und Zigaretten. Überlegungen hatte er in Überfluß, mehr als er brauchte. Eine Stimme flüsterte ihm zu, sich an Dimble zu halten, wie sich ein Kind an einen Erwachsenen klammert. Eine andere wisperte: Wahnsinn! Brich nicht mit dem Institut! Sie werden sonst hinter dir her sein. Wie kann Dimble dich retten? Sie werden dich um die Ecke bringen. – Eine dritte bestürmte ihn, seinen schwer errungenen Platz im Innersten Belburys nicht, gerade jetzt nicht aufzugeben. Gab es denn nicht irgendeinen Ausweg? Eine vierte Stimme schreckte ihn davor zurück, Dimble noch einmal aufzusuchen. Jedes seiner Worte hatte ihn in tödliche Verlegenheit gestürzt. Er wollte Jane wiederhaben und sie für ihre Freundschaft mit den Dimbles bestrafen, und er wollte Wither nicht wiedersehn, wollte sich aber auch wieder nach Belbury zurückstehlen und die Sache mit Wither ins Reine bringen. Er wollte ganz und gar sicher gehn und zugleich besonders mutig und unbekümmert erscheinen: die Dimbles sollten ihn wegen seiner männlichen Ehrlichkeit und Belbury ihm wegen seines klugen Wirklichkeitssinnes bewundern – und vor allem wollte er zwei doppelte Whiskys haben und alles ganz genau und eingehend überdenken.
Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Sein Kopf schmerzte wieder. Warum war er erblich belastet, warum auch so lebensuntüchtig erzogen worden? Warum war die ganze Gesellschaftsordnung so unsinnig? Warum mußte er auch solches Pech haben?

Als er den Ausgang des Colleges erreichte, regnete es bereits in Strömen. Auf der Straße stand eine Art Gefangenenwagen und daneben drei oder vier Uniformierte mit Wettermänteln. Später erinnerte er sich daran, wie die nassen Ölhäute im Lampenschimmer geglänzt hatten. Eine Taschenlampe leuchtete ihm ins Gesicht.
»Ich muß Sie um Ihren Namen bitten, Herr«, sagte einer der Männer.
»Studdock«, antwortete Mark.
»Mark Gainsby Studdock«, sagte der Mann, »es ist meine Pflicht, Sie wegen des Mordes an William Hingest zu verhaften.«

BEGINN DES KAMPFES

UNZUFRIEDEN MIT sich fuhr Dimble nach Sankt Anne. Er warf sich vor, nicht klüger gehandelt zu haben. Mit etwas mehr Herzensgüte hätte er dem unglücklichen jungen Mann wahrscheinlich helfen können. »Ließ ich mich zu sehr gehn? War ich selbstgerecht? Habe ich ihm gesagt, was ich ihm hätte sagen sollen?« fragte er sich. Dann überkam ihn das gewohnte tiefe Mißtrauen gegen sich selbst. »Konntest du ihn deshalb nicht aufklären, weil du es in Wirklichkeit gar nicht tun mochtest? Wolltest du ihn bloß kränken und demütigen? Hast du auf deine eigene Selbstgerechtigkeit gepocht? Bist du schon so weit wie die in Belbury?«
Die Trauer, die ihn erfüllte, war ihm nichts Neues. Die Worte des Bruders Laurentius fielen ihm ein: »Und so werde ich immer handeln, wenn du mich mir selbst überlässest!«
Außerhalb der Stadt fuhr er langsam, er schlenderte beinahe auf den Reifen dahin. Der Himmel war im Westen gerötet, die ersten Sterne blitzten. In der Tiefe des Tales erblickte er die schon eingeschalteten Lichter von Cure Hardy. »Gottseidank«, sagte er sich, »das Dorf ist jedenfalls weit genug von Edgestow entfernt.« Aber er ahnte nicht, daß es durch ein Stauwehr für ein Kraftwerk unter Wasser gesetzt werden sollte. Plötzlich strich etwas Schimmerndes an ihm vorüber: eine weiße Eule. Sie fiel zu seiner Linken in die Waldesdämmerung ein. Wohltuend empfand er die nahende Nacht. Er war angenehm ermüdet und freute sich auf einen behaglichen Abend. Er würde bald zu Bett gehn.

»Da ist er! Da ist Doktor Dimble!« rief Ivy Maggs, als er vor dem Haustor des Herrenhauses vorfuhr.
»Stellen Sie den Wagen nicht ein!« sagte Denniston.
»Oh, Cecil!« rief seine Frau, und er bemerkte, wie ängstlich sie aussah. Alle schienen auf ihn gewartet zu haben.
Einige Augenblicke später, als er in die beleuchtete Küche hineinblinzelte, merkte er, es war nicht wie sonst am Abend. Sogar der Meister war unten; er saß beim Feuer, die Dohle auf seiner Schulter und Meister Petz Bultitude zu seinen Füßen. Man schien frühzeitig zu Abend gegessen zu haben. Er wurde sogleich zu Tisch gerufen und von seiner Frau und Frau Maggs ziemlich aufgeregt zum Essen und Trinken genötigt.
»Halte dich nicht mit Fragen auf, Lieber!« sagte seine Frau. »Iß nur, während wir dir alles erzählen. Iß bitte tüchtig!«
»Sie müssen gleich wieder weg!« kündigte Frau Maggs an.
»Ja, nun endlich«, begann der Meister, »werden wir etwas unternehmen. Es tut mir leid, Sie gleich nach Ihrer Heimkehr wieder auf den Weg schicken zu müssen – aber der Kampf hat begonnen.«
»Schon vorhin habe ich darauf aufmerksam gemacht«, sagte MacPhee, »wie unverantwortlich es ist, einen älteren Mann wie ihn, noch dazu nach der Tagesarbeit, hinauszuschicken, während ich großer und kräftiger Bursche hier untätig herumsitzen soll.«
»Geben Sie sich keine Mühe, MacPhee!« wandte der Meister ein. »Sie dürfen nicht mitkommen. Einmal beherrschen Sie die Sprache nicht, zum andern – wir können jetzt ganz offen sprechen – haben Sie sich niemals unter Maledils Schutz gestellt.«
»Ich bin durchaus bereit«, sagte MacPhee, »angesichts dieser Zwangslage, zuzugeben, daß es Ihre Eldils wirklich gibt und auch das von Ihnen Maleldil genannte, von den Eldils als ihren König anerkannte Wesen. Und ich...«
»Alles vergeblich«, sagte der Meister. »Ich will Sie nicht vorschikken. Ebenso gut könnte ich ein dreijähriges Kind zum Kampf mit einem Panzer hinausschicken. Breiten Sie die Karte auf dem Tisch aus, damit Dimble sie beim Essen ansehn kann! Und nun Ruhe! So liegt es, Dimble! Unter dem Bragdon-Wald ruht ein lebendiger Merlin oder auch ein schlafender, wenn Ihnen das vernünftiger klingt. Bisher gibt es kein Anzeichen, daß ihn die Feinde aufgefunden haben. Verstanden? Antworten Sie nicht, Dimble, essen Sie

lieber! In der vergangenen Nacht hatte Jane Studdock ihr allerwichtigstes Gesicht. Sie werden sich erinnern, sie träumte schon einmal von der Stelle, wo Merlin unter dem Bragdon-Wald ruht. Nun wissen wir, und darauf kommt es an, diese Stelle ist nicht durch einen Schacht oder eine Treppe zugänglich. Sie sah einen langen, allmählich ansteigenden Stollen. Sie merken schon, worum es geht. Richtig! Jane glaubt, diesen Zugang zum Stollen finden zu können. Unter einem Steinhaufen, am Rand eines Dickichts, mit – was war es bloß, Jane?«

»Ein weißes Gatter, Herr. Ein gewöhnliches Gatter von fünf Latten und einer Querstange. Das Querstück war ungefähr fünf Fuß vom obern Ende durchgebrochen. Ich würde es wiedererkennen.«

»Verstehn Sie, Dimble? Es ist durchaus wahrscheinlich, daß dieser Stollen außerhalb des Institutsbereichs mündet.«

»Sie meinen«, warf Dimble ein, »wir könnten jetzt unter den Bragdon-Wald gehn, ohne in den Bragdon-Wald zu gehn?«

»Richtig. Das ist aber noch nicht alles.«

Dimble, eifrig kauend, blickte ihn fragend an.

»Anscheinend kommen wir zu spät, er ist schon aufgewacht«, sagte der Meister. »Jane sah, daß der Platz verlassen war.«

»Sie befürchten, der Gegner habe ihn bereits gefunden?« fragte Dimble.

»Nein, nicht ganz so schlimm. Die Stelle war nicht umgewühlt. Merlin ist anscheinend von selbst erwacht.«

»Mein Gott!« versetzte Dimble.

»Versuch zu essen, Lieber!« mahnte ihn seine Frau.

»Was soll das bedeuten?« fragte Dimble, wobei er seine Hand auf die seiner Frau legte.

»Mich dünkt«, sagte der Meister, »all dies war schon vor langer, lang vergangner Zeit geplant und vorherbestimmt. Merlin schlief einen zeitlosen Schlaf, und in dieser Stunde mußte er erwachen.«

»Eine Art menschliche Zeitbombe«, bemerkte MacPhee, »und deshalb ...«

»Ich lasse Sie nicht gehn!« sagte der Meister zu ihm.

»Ist er herausgekommen?« fragte Dimble.

»Mittlerweile wahrscheinlich«, antwortete der Meister. »Erzählen Sie, wie es war, Jane!«

»Es war derselbe Ort«, berichtete Jane, »eine Felsenhöhle. Ich er-

kannte sie sogleich wieder. Auch die Steinplatte war da, doch niemand lag mehr auf ihr. Auch fühlte sie sich diesmal nicht mehr so kalt an. Und dann gewahrte ich den Stollen... Ich konnte ihn natürlich nicht sehn, es war stockfinster. Ein großer, starker Mann. Er atmete schwer. Zuerst hielt ich ihn für ein Tier. Es wurde kühler, als wir im Stollen emporstiegen. Luft, ein wenig Luft strömte von außen herein. Am Ende des Stollens lag ein Steinhaufen. Der Mann begann, ihn wegzuräumen. Da veränderte sich das Bild. Ich stand im Freien, im Regen, und erblickte das weiße Gatter.«

»Sehn Sie«, meinte Ransom, »es hört sich so an, als hätten sie bisher noch keine Verbindung mit ihm aufgenommen. Jetzt haben wir unsere große Möglichkeit: ihn zu finden, bevor es ihnen gelingt.«

»Sie werden wissen«, warf MacPhee ein, »daß der Grund des Bragdon-Waldes feucht ist. Wie Sie da eine trockene Höhle finden wollen, in der sich ein Körper in diesen vielen Jahrhunderten erhalten haben soll, scheint mir wenig wahrscheinlich – insofern Sie überhaupt den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit gelten lassen wollen.«

»Ein gewichtiger Einwand«, sagte der Meister. »Das Felsengemach muß demnach unter dem Bühl liegen, dem Felsenhang an der Südseite des Waldes, wo er zur Eatonstraße ansteigt, dort wo Storey gewohnt hat. An dieser Stelle müssen Sie zuerst nach Janes weißem Gatter suchen. Es wird sich gegen die Eatonstraße zu öffnen oder zur andern Straße – sehn Sie auf der Karte nach! – zur gelben, in das Ypsilon von Cure Hardy sich hineinziehenden Linie.«

»In einer halben Stunde können wir dort sein«, sagte Dimble, noch immer seine Hand auf der seiner Frau. Jeder im Zimmer spürte die beklemmende Spannung der letzten Augenblicke vor der herannahenden Entscheidung.

»Muß es denn schon heute nacht sein?« sagte Frau Dimble etwas kleinlaut.

»Ich bin überzeugt, es muß sein, Margaret«, sagte der Meister. »Jede Minute ist kostbar. Bekommt der Feind als erster Verbindung mit ihm, ist der Kampf für uns so gut wie verloren. Sein ganzer Plan stützt sich wahrscheinlich darauf.«

»Natürlich! Begreiflich! Ich fürchte das auch«, sagte Frau Dimble.

»Und was soll nun geschehn, Herr?« fragte Dimble, wobei er seinen Teller wegschob und seine Pfeife stopfte.

»Vor allem muß festgestellt werden, ob er schon heraus ist«, sagte der Meister. »Es ist nicht anzunehmen, daß der Stolleneingang in all den Jahrhunderten nur durch einen Haufen lockerer Steine verschlossen war. War es aber so, werden sie jetzt nicht mehr sehr lose sein. Es kann Stunden dauern, bis er herauskommt.«
»Man würde mindestens zwei kräftige Männer mit Spitzhacken brauchen...« begann MacPhee.
»Es hat keinen Zweck, MacPhee, ich lasse Sie doch nicht gehn. Ist der Eingang des Stollens noch verstopft, müßt Ihr eben abwarten. Aber Merlin kann auch Kräfte uns unbekannter Art besitzen. Ist er jedoch schon heraus, müßt Ihr nach Spuren suchen. Zum Glück ist es eine Regennacht. Ihr müßt ihn eben erjagen.«
»Da Jane mitgeht, Herr«, sagte Camilla, »könnte ich da nicht auch mitkommen? In solchen Dingen habe ich mehr Erfahrung als...«
»Jane muß führen«, sagte Ransom. »Wir müssen hier bleiben. Wir, die Bewohner dieses Hauses, sind die Letzten von Logres. Seine Zukunft ist uns anheimgegeben. Wie ich schon sagte, Dimble, Ihr müßt ihn erjagen. Er wird kaum schon weit weg sein. Für ihn ist es natürlich eine völlig unbekannte Gegend, selbst bei Tage.«
»Und... wenn wir ihn finden, Herr?«
»Darum müssen Sie mitgehn, Dimble. Nur Sie sprechen die Große Sprache. Wird die von ihm verkörperte Überlieferung durch eldilsche Macht beschützt, muß er sie verstehn. Und sollte er sie nicht verstehn, wird sie ihm zweifellos bekannt sein. Sie wird ihm beweisen, daß er es mit Meistern zu tun hat. Möglich, daß er Sie für einen der Belburyleute, seine Freunde, hält. In diesem Fall bringen Sie ihn sofort hierher.«
»Und andernfalls?«
»Andernfalls müssen Sie offen zu ihm sein. Das ist der Augenblick der Gefahr. Wir kennen seine alten atlantischen Zauberkräfte nicht, wahrscheinlich beruhen sie auf Hypnose. Fürchten Sie sich nicht, lassen Sie ihn aber auch keine Kunststücke machen. Behalten Sie den Browning in der Hand. Und auch Sie, Denniston!«
»Ich kann mit einem Revolver auch gut umgehn«, sagte MacPhee, »und warum, im Namen des gesunden Menschenverstandes...«
»Es hat keinen Sinn, MacPhee«, sagte der Meister. »Er würde Sie im Nu in Schlaf versenken. Die andern stehn unter einem mächtigen Schutz. Sie nicht. Haben Sie mich verstanden, Dimble? Den

Revolver in der Hand, ein Gebet auf den Lippen und die Gedanken zu Maleldil erhoben. Und wenn er vor Ihnen steht, müssen Sie ihn bannen.«
»Was soll ich ihm in der Großen Sprache verkünden?«
»Verkünden Sie ihm, Sie seien im Namen des Herrn und seiner Heerscharen und kraft der Planeten von dem gesandt, der heute den Sitz des Pendragon einnimmt, und befehlen Sie ihm, mit Ihnen zu kommen. Wiederholen Sie es!«
Dimble hatte bisher blaß und besorgt zwischen den beiden blassen Frauen gesessen. Nun kamen, während er die Blicke gesenkt, den Kopf aber erhoben hielt, aus seinem Mund machtvolle Worte. Jane fühlte, wie ihr dabei das Herz erzitterte. Jeder in der Küche schien von tiefer Ruhe erfüllt, selbst Vogel, Bär und Katze verhielten sich ruhig und starrten auf den Sprecher. Die Stimme klang nicht wie Dimbles Stimme: es war, als kämen die Worte von einem andern Ort, weither durch seinen Mund oder als wären es keine Worte, sondern Äußerungen Gottes, der Planeten und des Pendragon. Denn diese Sprache war lange vor dem Sündenfall und jenseits des Mondes erklungen. Nicht Zufall, Weisheit oder geheime Überlieferung hatten ihren Silben Sinn und Gleichnis eingepflanzt. Sie waren ihnen eingeboren, wie dem kleinsten Wassertropfen die große Sonne eingeboren ist. Es war jenes ursprüngliche Wort, das einst auf Maleldils Gebot dem flüssigen Metall des Sterns entrollte, der auf Erden Merkur geheißen und Viritrilbia in den Tiefen Himmeln.
»Ich danke Ihnen«, sagte der Meister auf Englisch, und nun umfing sie alle wieder die Hauswärme der Küche. »Geht er mit Ihnen. ist alles gut. Wenn nicht... dann, Dimble, müssen Sie auf Ihr Christentum vertraun. Wenden Sie keine Kunstgriffe an! Sprechen Sie Ihre Gebete und befehlen Sie Ihren Willen dem Willen Maleldils. Ich weiß nicht, wie er beschließen wird. Bleiben Sie standhaft! Was immer geschieht, Ihr Seelenheil können Sie nicht verlieren, wenigstens nicht durch eine Gewalttat gegen Sie.«
»Ja, ich verstehe«, sagte Dimble.
Nun entstand wieder eine Pause. Dann ließ sich der Meister abermals vernehmen:
»Lassen Sie es sich nicht zu schwer werden, Margaret«, mahnte er, »wird Cecil getötet, wird keiner von uns ihn lang überleben. Die Trennung wird kürzer sein als durch ein natürliches Lebensende.

Und nun, meine Freunde, werden Sie sicherlich noch ein kurzes Gebet verrichten und sich von Ihren Frauen verabschieden wollen. Es ist acht. Sie werden, nehme ich an, zehn nach acht zum Aufbruch bereit und wieder hier sein.«
Jane blieb mit Frau Maggs, dem Meister, mit MacPhee und den Tieren in der Küche allein.
»Fühlen Sie sich auch imstande dazu, mein Kind?« fragte Ransom.
»Ich denke wohl, Herr!« antwortete Jane. Sie war in einer seltsamen seelischen Verfassung. Ihre Nerven waren auf das Äußerste angespannt, sie spürte Furcht und doch Freude, Freude und doch Furcht – sie war ganz erfüllt von Erregung und Gehorsam. Alles seither Erlebte kam ihr, verglichen mit diesem Augenblick, klein und alltäglich vor.
»Würden Sie sich zum Gehorsam verpflichten«, fragte der Meister, »zum Gehorsam gegen Maleldil?«
»Herr, ich weiß nichts von Maleldil«, antwortete Jane. »Aber Ihnen will ich gehorchen.«
»Für den Augenblick dürfte es genügen. Das ist die Höflichkeit des Tiefen Himmels: ist einer guten Willens, läßt Er ihn gelten statt eines besseren Wissens. Für immer aber wird es nicht genug sein. Er ist sehr eifersüchtig, Er will Sie für sich allein haben und gönnt Sie keinem andern. Für heute abend jedoch mag es genügen.«
»Die verrückteste Geschichte, die ich jemals gehört habe!« brummte MacPhee.

DER MANN AM FEUER

»ICH SEHE NICHT das Geringste«, sagte Jane.
»Dieser Regen«, meinte Dimble vom Rücksitz des Wagens, »verdirbt den ganzen Plan. Sind wir noch auf der Eatonstraße, Arthur?«
»Ich glaube... ja, dort steht das Zollhaus«, sagte Denniston, der den Wagen steuerte.
»Aber was nützt das schon?« meinte Jane. »Selbst bei geöffnetem Fenster kann ich nichts erkennen. Wir können schon zehnmal vorbeigefahren sein. Das Beste wäre, auszusteigen und zu Fuß zu gehn.«
»Mir scheint, sie hat recht«, sagte Denniston.
»Schau!« rief Jane plötzlich aus. »Sehn Sie dort? Was kann das sein? Halt!«

»Ich seh nichts von einem weißen Gatter!« versetzte Denniston.
»Nichts zu sehn!« bestätigte Dimble.
»Meinen Sie das Licht dort?« fragte Denniston.
»Natürlich, ja. Das ist das Feuer auf der Waldlichtung«, sagte sie, »ich hatte es ganz vergessen. Ja, nun weiß ich es. Weder Grace, noch dem Meister erzählte ich davon. Dieses Stück des Traumes war mir entfallen. Es war der Schluß. Wirklich, es war der wichtigste Teil. Dort fand ich ihn – Merlin. Er hockte in einem Wäldchen am Feuer. Ich war gerade aus dem Stollen herausgekommen. Bitte, machen Sie schnell!«
»Was sagen Sie dazu, Arthur?« fragte Dimble.
»Wir müssen Jane folgen, wohin sie uns auch führt«, antwortete Denniston.
»Oh, beeilen Sie sich doch!« rief Jane. »Hier ist das Gatter! Rasch! Es ist nur noch ein kurzes Stück bis hinüber.«
Zu dritt überquerten sie die Straße, öffneten das Gatter und gingen über das Feld. Dimble war schweigsam geworden. In seinem Herzen schämte er sich über seine große, betäubende Angst. Wahrscheinlich aber sah er nur deutlicher als die andern, was ihrer harrte, sobald sie ihr Ziel erreicht hatten.
Jane führte, Denniston ging neben ihr. Er reichte ihr den Arm. Hie und da beleuchtete er mit dem Strahl der Taschenlampe den Boden. Dimble hielt sich hinter ihnen. Keiner mochte sprechen.
Der Wechsel von der Straße zum Feld dünkte sie wie ein Übergang aus einer Welt der Wirklichkeit in eine der Sage. Alles ringsum wurde dunkel, feucht und unsicher. Jeder sanfte Hang schien der Rand eines Absturzes zu sein. Sie folgten einem Pfad an Hecken hin, wo nasse und spitze Fangarme nach ihnen zu greifen schienen. So oft Denniston die Taschenlampe benützte, enthüllten sich in ihrem Lichtkreis die Dinge – Grasbüschel, Wasserlachen, welke, an feuchten, schwarzen Zweigen klebende Herbstblätter und auch einmal zwei grünliche Lichtfunken in den Augen eines kleinen Tieres – und sie schienen vertrauter als gewöhnlich. War es nicht, als vermummten sie sich für den Augenblick der Helle und zeigten ihr wahres Gesicht erst dann, wenn sie wieder in Ruhe gelassen wurden? So merkwürdig klein sahn sie aus. Erlosch das Licht, nahm die kalte, rauschende Finsternis riesige Ausmaße an.
Dimbles Besorgnis begann sich nun auch den andern mitzuteilen.

Sie sickerte in sie ein wie Wasser durch das Leck in ein Schiff. Hatten sie bisher wirklich an Merlin geglaubt? Nein! Sie hatten gemeint, den Worten des Meisters in der Küche geglaubt zu haben. Aber es war ein Irrtum. Die Erschütterung würde noch über sie kommen. Hier im Freien, umwallt von Schwärze, das flackernde Feuer vor Augen, wurde ihnen mit einemmal recht bewußt, was sie vor hatten: eine Begegnung mit einem Wesen, das – tot und doch nicht gestorben war – ausgegraben aus dem dunkeln Schlund der Geschichte zwischen der Zeit der alten Römer und jener der frühesten Briten. »Das finstere Mittelalter«, dachte Dimble, »wie hatte man diese Worte so leichthin gelesen und geschrieben!« Und nun waren sie zu dritt im Begriff, hineinzuwaten mitten in diese Finsternis. Ein ganzes Zeitalter, nicht bloß ein Mensch, würde sie in dem von Grauen erfüllten kleinen Tal erwarten. Und plötzlich lag ihm, dem Gelehrten, das ganze, schon so lang vertraute Britannien als greifbare Wirklichkeit vor seinem Geist; kleine, zusammengedrängte Städtchen, noch erhellt von Roms Glanz, kleine Christengemeinden: Camalodunum, Kaerleon, Glastonbury; Kirchen, Landhäuser, Erdwälle und Mauern. Jenseits der Stadttore, kaum einen Steinwurf weit, begannen die endlosen feuchten Wälder, moderig von verwestem Herbstlaub, das schon zu Boden gefallen war, ehe noch Britannien eine Insel gewesen. Weite, flache Sümpfe. Dumpfe Hörner und Trommeln. Augen im Dickicht, Augen von Menschen, weder vorrömisch, noch vorbritisch, unbehauste, armselige Wesen, im Laufe der Zeit zu Werwölfen, Elfen und Waldgeistern der spätern Überlieferung geworden. Unheimlicher aber als die Wälder waren die Rodungen. Auf ihnen erhoben sich die kleinen Burgen sagenhafter Könige, lagen kleine Thingstätten und die Schlupfwinkel der Druiden, Häuser, deren Mörtel nach altem Ritus mit Kinderblut vermischt war. Und dieses ganze düstere Weltalter, schauerlich entwurzelt und herausgerissen aus dem Zeitengefüge, zur Rückkunft gezwungen durch alle seine Stürme hindurch, wälzte sich ihnen mit zwiefacher Ungeheuerlichkeit entgegen und würde sie in wenigen Augenblicken verschlingen.

Plötzlich stockte ihr Schritt. Sie hatten sich in eine Hecke verfangen und etwas Zeit verloren. Beim Licht der Lampe nestelten sie Janes Haar von den Zweigen. Endlich erreichten sie den Saum des

Feldes. Der Feuerschein, in unregelmäßigen Abständen bald stärker, bald schwächer aufgeflackert, war von hier aus kaum noch zu sehn. Nichts anderes blieb ihnen übrig, als nach einer Lücke in der Hecke oder nach einem Gatter auszuspähn. Ein gutes Stück waren sie von ihrem Weg abgekommen, ehe sie eines gefunden hatten; sie konnten es jedoch nicht öffnen. Als sie es überstiegen hatten, standen sie bis zu den Knöcheln in Wasser. Dann liefen sie ein paar Minuten bergan, ohne das Feuer überhaupt noch zu sehn. Als es endlich wieder aufzuckte, sahn sie es zu ihrer Linken und viel weiter weg als sie angenommen.

Bisher hatte Jane kaum an das Kommende gedacht. Aber im Weitergehn begriff sie allmählich die tiefere Bedeutung der Küchenszene. Er hatte die Männer von ihren Frauen Abschied nehmen heißen. Er hatte jedem seinen Segenswusch auf den Weg mitgegeben. Dennoch konnte dieser nächtliche Stolperweg über die Ackerfurchen in den Tod führen, in den von den Dichtern gleich der Liebe besungenen Tod. Nicht anders war es. Doch es war nicht das Wesentliche. Jane bemühte sich, auch den Tod in dem neuen Licht zu erkennen, in dem sie alles seit ihrem Weggang von Edgestow sah. Schon längst entrüstete sie sich nicht mehr über die Art, wie der Meister über sie verfügte. Einmal gab er sie an Mark dahin, ein anderes Mal an Maleldil, niemals aber kam ihm in den Sinn, sie für sich selbst zu behalten. Sie hatte sich darein gefügt. An Mark dachte sie nicht oft, denn es hätte nur Empfindungen von Mitleid und Schuld in ihr geweckt. Und Maleldil? Bis jetzt hatte sie auch über ihn nicht nachgedacht. Sie zweifelte nicht am Dasein der Eldils, auch nicht an dem des mächtigen, geheimnisvollen Wesens, dem sie gehorchten, dem auch der Meister gehorchte und durch ihn alle Insassen des Hauses, MacPhee nicht ausgenommen. Hätte sie sich jemals gefragt, ob diese Dinge von gleicher Bedeutung seien wie in der Schule die »Religion«: sie hätte den Gedanken verscheucht. Der Abstand zwischen diesen aufregenden und mitreißenden Geschehnissen und der Rückschau auf die dicke, Gebete leiernde Frau Dimbel, war viel zu groß. Für Jane gehörten diese Dinge zwei verschiedenen Welten an.

Auf der einen Seite Traumschrecknisse, Gehorsamsfreude, Lichtstrahlen aus dem Zimmer des Meisters und der große Kampf gegen die nahende Gefahr. Auf der andern der abgestandene Geruch

des Kirchengestühls, die schauerlichen Öldrucke mit dem Bild des Erlösers – anscheinend sieben Fuß lang und mit dem Gesicht eines schwindsüchtigen Mädchens –, die Verlegenheit im Konfirmationsunterricht und die aufgeregte Betulichkeit des Geistlichen. Aber heute, ginge es wirklich in den Tod, heute war der Gedanke daran nicht zu verscheuchen: diese Dinge schienen wirklich wahr zu sein. Wie die Welt sich ihr jetzt zeigte, entsprach ganz und gar nicht ihren Erwartungen. Der alte Schutzwall war geborsten – allerlei konnte auf sie einstürzen. Wie einfach und selbstverständlich: Maleldil schien kein anderer als Gott zu sein. Nach dem Tode würde es ein Fortleben geben: einen Himmel, eine Hölle. Diese Einsicht flammte in ihrem Herzen in einem Nu auf wie Späne, auf die ein Funke gefallen war, und gleich darauf, diesen Spänen ähnlich, stand ihr Inneres in hellen Flammen. Nur ein kleiner Rest schien nicht brennen zu wollen und widersetzte sich: »Aber... wie unerträglich! Man hätte es mir sagen müssen!« In diesem Augenblick kam ihr nicht in den Sinn, daß diese Macht, wenn es sie wirklich gab, ihr ganz und gar unerbittlich abhold gewesen wäre.
»Geben Sie acht, Jane!« warnte Denniston. »Ein Baum.«
»Ich... ich hielt ihn für eine Kuh...« antwortete Jane.
»Nein, ein Baum. Schaun Sie! Noch einer.«
»Still!« sagte Dimble. »Wir sind im Wäldchen. Und dicht daran.«
Der Boden stieg noch etwas an und reckte einen kleinen Buckel gegen den Feuerschein. Den Wald konnten sie nun ziemlich deutlich unterscheiden, ebenso ihre eigenen Gesichter: weiß schimmernd.
»Zuerst gehe ich«, sagte Dimble.
»Hätte ich doch Ihre Kaltblütigkeit!« seufzte Jane.
»Ruhe!« mahnte Dimble.
Langsam und schweigend gingen sie bis zur Erhöhung, wo sie verhielten. Unten in dem kleinen Wäldchen loderte ein großes Holzfeuer inmitten des Buschwerks. Die im Feuerschein tanzenden Schatten benahmen ihnen etwas die Sicht. Hinter dem Feuer stand ein einfaches Zelt – Denniston meinte daneben einen umgeworfenen Karren zu erkennen. Im Vordergrund vor dem Feuer lag ein Kessel.
»Jemand dort?« flüsterte Dimble.
»Weiß nicht. Gedulden Sie sich!« antwortete Denniston.
»Sehn Sie dort«, sagte Jane hastig, »wo der Wind die Flamme zur Seite treibt...«

»Was?« fragte Dimble.
»Haben Sie nicht gesehn?«
»Nichts!«
»Mir war, als hätte ich einen Mann gesehn«, sagte Denniston.
»Einen Landstreicher«, versetzte Dimble. »Ich meine, einen Mann in moderner Kleidung.«
»Wie sah er aus?«
»Ich weiß nicht recht.«
»Wir müssen hinunter«, drängte Dimble.
»Geht es hier?« fragte Denniston.
»Hier nicht. Dort dürfte ein Weg hinunterführen. Wir müssen am Rand entlanggehn.«
Sie hatten nur leise gesprochen. Da der Regen aufgehört hatte, war nur noch das Knattern des Feuers vernehmbar. Vorsichtig wie Feldsoldaten, die das Auge des Feindes fürchten, schlichen sie den Weg entlang und huschten von Baum zu Baum.
»Halt!« flüsterte Jane.
»Was ist?«
»Dort bewegt sich etwas!«
»Wo?«
»Im Gebüsch, ganz nah.«
»Habe nichts gehört.«
»Nun sehe ich auch nichts mehr«, gestand Jane.
»Gehn wir weiter!«
»Glauben Sie noch immer, es sei jemand dort, Jane?«
»Jetzt rührt sich nichts. Es war aber jemand da.«
Sie gingen wieder einige Schritte weiter.
»Pst!« mahnte Denniston. »Jane hat recht. Dort ist wirklich jemand.«
»Soll ich rufen?« fragte Dimble.
»Warten Sie noch!« riet Denniston. »Was ist das da drüben? Schaut nur! Verwünscht! Ein alter Esel.«
»So habe ich mich nicht getäuscht«, meinte Dimble. »Der Mann ist ein Zigeuner, Kesselflicker oder ähnliches. Der Esel gehört zu ihm. Dennoch müssen wir hinunter.«
Sie setzten den Weg fort und kamen auf einen Grasweg. Er führte sie im Kreis, bis endlich die ganze Senke vor ihnen lag. Und jetzt loderte das Feuer nicht mehr zwischen ihnen und dem Zelt.
»Dort ist er!« sagte Jane.

»Können Sie ihn sehn?« fragte Dimble. »Meine Augen sind nicht so gut.«
»Ich kann ihn gut erkennen«, erklärte Denniston. »Ein Landstreicher. Können Sie ihn wirklich nicht sehn, Dimble? Den alten Mann mit dem wirren Bart und den schwarzen Hosenbeinen? Sehn Sie nur, er streckt den rechten Fuß aus und reckt die Zehen in die Luft!«
»Das da?« meinte Dimble. »Ich hielt es für einen Holzklotz. Aber Sie haben schärfere Augen. Ist es auch wirklich ein alter Mann, Arthur?«
»So schien es mir. Aber nun bin ich selber unsicher geworden. Meine Augen beginnen zu flimmern. Der Mann sitzt völlig bewegungslos. Wenn es einer ist. Er scheint zu schlafen.«
»Oder tot zu sein«, sagte Jane, zusammenschauernd.
»Nun, wir müssen hinab!«
Sie brauchten bis zur Lichtung, am Feuer vorüber, kaum ein paar Minuten. Da stand das Zelt. Im Innern war ein notdürftiges Lager, daneben entdeckten sie eine Blechschüssel. Auf dem Erdboden waren Streichhölzer verstreut und Pfeifenasche. Aber nirgendwo war jemand zu sehn.

DIE MENSCHENFRESSERIN

»WITHER, ICH verstehe nicht«, sagte die Hardcastle, »warum ich nicht meine Hand auf diesen jungen Kerl legen darf. Es ist nur eine halbe Sache, ihn des Mordes zu bezichtigen, zu verhaften und die Nacht über in eine Zelle zu sperren, damit er nachdenken kann. Warum Versuche anstellen, die vielleicht erfolglos sind? Zwanzig Minuten meiner Behandlung, und ich quetsche alles aus ihm heraus. Diese Art Männer kenne ich.«
Es war gegen zehn Uhr am gleichen Abend, als die Hardcastle dieses Gespräch mit dem Vizedirektor hatte. Als dritter war Professor Frost zugegen.
»Ich versichere Ihnen, Fräulein Hardcastle«, antwortete Wither, wobei er seine Blicke nicht auf sie, sondern auf Frosts Stirn richtete, »Sie dürfen nicht daran zweifeln, daß wir auf Ihre Meinung in dieser oder einer andern Angelegenheit die größte Rücksicht nehmen. Aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, hier haben wir einen

jener Fälle, bei dem... hm... jedes schärfere Untersuchungsmittel das angestrebte Ziel verfehlen könnte.«
»Warum?« fragte die Fee ärgerlich.
»Verübeln Sie mir nicht«, antwortete Wither, »wenn ich Sie daran erinnere – selbstverständlich aus Gründen der bloßen Arbeitsweise, nicht in der Annahme, Sie versäumten eine wichtige Sache, und es ist so wichtig, alles klar zu stellen – daß wir die Frau brauchen. Ich meine, wir legen den größten Wert darauf, Frau Studdock bei uns zu begrüßen, vor allem im Hinblick auf die bemerkenswerte psychische Veranlagung, die sie haben soll. Sie verstehn, daß ich mich keiner besondern Theorie verschreibe, wenn ich den Ausdruck „psychisch" gebrauche.«
»Meinen Sie ihre Träume?«
»Es ist ungewiß«, fuhr Wither fort, »was für Folgen es für sie hätte, brächte man sie zwangsweise hierher, und sie fände ihren Mann in der... hm... wenn auch nur vorübergehend etwas außergewöhnlichen Verfassung vor, die wir als das Ergebnis Ihrer wissenschaftlichen Untersuchungsverfahren zu erwarten hätten. Man müßte mit der Gefahr einer tiefen Gemütserschütterung bei ihr rechnen. Ihre Fähigkeit könnte versiegen, womöglich für längere Zeit.«
»Wir haben Major Hardcastles Bericht noch gar nicht gehört«, sagte Professor Frost ruhig.
»Nichts Gutes!« antwortete die Fee. »Studdock wurde bis zum Northumberland-Haus beschattet. Nach ihm haben nur drei Personen das College verlassen, die überhaupt für uns in Frage kommen: Lancaster, Lyly und Dimble. Ich habe sie ihrer Bedeutung nach genannt. Lancaster ist Christ, ein sehr einflußreicher Mann. Er gehört dem Unterhaus der Gesetzgebenden Versammlung an, steht mit zahlreichen wichtigen klerikalen Familien in Verbindung und bedeutet viel für ihre Partei. Er hat auch eine Menge Bücher geschrieben. Lyly ist ungefähr von der gleichen Art, gilt aber als Organisator nicht so viel. Sie werden sich erinnern, bei der reaktionären Kommission für das Erziehungswesen hat er viel Unheil angerichtet. Die beiden sind sehr gefährlich. Sie können alles durchsetzen und sind die geborenen Führer der gegnerischen Seite. Dimble ist von ganz anderm Schlag. Man kann ihm nichts weiter vorwerfen, als daß er Christ und ein richtiger Akademiker ist. Ich glaube, niemand kennt ihn außer den Gelehrten seines Fachs. Im öffent-

lichen Leben dürfte er kaum eine Rolle spielen können. Unbeholfen... auch zu gewissenhaft, um seiner Partei von Nutzen zu sein. Die beiden andern sind sehr fähige Köpfe, vor allem Lancaster. Das wäre ein Mann für uns, hätte er bloß die richtigen Ansichten.«

»Sie sollten Major Hardcastle mitteilen, daß uns die meisten dieser Tatsachen bereits bekannt sind«, sagte Frost zu Wither.

»Mit Rücksicht auf die späte Stunde«, sagte Wither, »wollen wir Ihre Kräfte nicht übermäßig beanspruchen. Bitte, Fräulein Hardcastle, setzen Sie Ihren Bericht fort!«

»Nun, ich mußte alle drei verfolgen«, sagte die Fee, »mit den Leuten, wie ich sie gerade im Augenblick zur Hand hatte. Daß der junge Studdock überhaupt nach Edgestow entkommen konnte, war ein unglücklicher Zufall und schlug wie eine Bombe ein. Die Hälfte meiner Leute war bereits bei der Krankenhaussache eingesetzt, deshalb mußte ich nehmen, was ich finden konnte. Ich stellte einen Wachtposten vor das College, sechs andere, selbstverständlich in Zivil, waren in der Nähe. Kaum hatte Lancaster das College verlassen, beauftragte ich drei der fähigsten Leute, ihn im Auge zu behalten. Vor einer halben Stunde bekam ich ein Telegramm aus London, wohin Lancaster mit der Bahn gefahren war. Dort werden wir ihm vielleicht auf die Schliche kommen. Lyly machte verdammt viel Schwierigkeiten. Er scheint hintereinander ungefähr fünfzehn Leute in Edgestow aufgesucht zu haben. Wir haben alles aufgeschrieben, ich schickte zwei meiner Jungens hinter ihm her. Dimble kam zuletzt heraus. Ich wollte auf ihn meinen einzigen, mir noch verbliebenen Mann ansetzen; da rief aber gerade Hauptmann O'Hara an, er benötige einen andern Wagen. Ich schickte ihm meinen letzten Wagen und beschloß, Dimble für diesen Abend außer acht zu lassen. Den können wir jederzeit erwischen. Er kommt täglich schön regelmäßig ins College – außerdem ist er eine Null.«

»Ich verstehe nicht ganz«, bemerkte Frost, »warum Sie niemand in das College geschickt hatten, um festzustellen, welche Stiege Studdock hinaufstieg.«

»Daran ist Ihr verwünschter Kommissar schuld!« schrie die Fee. »Der Eintritt in das College ist uns verwehrt. Ich habe immer gesagt, Feverstone ist nicht der richtige Mann. Er versucht, beiden Parteien gerecht zu werden. Gegen die Stadt ist er mit uns im Bunde,

wenn es sich aber um das College handelt, ist er unzuverlässig. Mein Wort, Wither, er wird Ihnen noch zu schaffen machen.«
Frost blickte den Vizedirektor an.
»Obwohl es mir fern liegt, mich Aufklärungen von anderer Seite zu verschließen«, sagte Wither, »kann ich nicht leugnen, daß einige Verfügungen Lord Feverstones vielleicht nicht ganz geeignet sind. Es wäre mir jedoch besonders schmerzlich, annehmen zu müssen...«
»Ist es nötig, Major Hardcastle noch länger zurückzuhalten?« unterbrach Frost.
»Meine Güte! Sie haben recht!« entgegnete Wither. »Ich hatte beinah vergessen, meine Teure, wie überangestrengt Sie sein müssen und wie kostbar Ihre Zeit ist. Wir müssen Ihre Kräfte für die besondern Gelegenheiten, bei denen Sie sich als unentbehrlich erwiesen haben, schonen. Sie dürfen Ihre Gutmütigkeit nicht ausnützen lassen. Langweilige und gewöhnliche Arbeiten müssen Ihnen vernünftigerweise erspart bleiben.«
Er stand auf, um ihr die Tür zu öffnen.
»Sie sind also nicht der Meinung«, sagte sie, »daß ich mit meinen Jungens einen kleinen Versuch mit Studdock anstellen sollte? Wie komisch: so viel Aufregung, um eine Adresse zu bekommen!«
Lächelnd, höflich und geduldig, die Hand auf der Klinke, stand Wither an der Tür. Mit einemmal schwand diese Miene. Er riß den blassen Mund auf, so daß man ihm bis in den Rachen sehn konnte; der weißlockige Kopf und die Augen mit den Säcken darunter waren wie entleert von jedem Ausdruck. Die Hardcastle meinte, eine Maske von Haut und Fleisch starre sie an. Im nächsten Augenblick war sie draußen.
»Ich frage mich«, sagte der zu seinem Stuhl zurückkehrende Wither, »ob wir dieser Frau Studdock nicht eine zu große Wichtigkeit beimessen.«
»Wir handeln nach der Weisung vom vierzehnten Oktober«, entgegnete Frost.
»Oh, ich habe nichts davon angezweifelt«, bemerkte Wither mit abwehrender Gebärde.
»Gestatten Sie mir, Sie an Tatsachen zu erinnern«, sagte Frost. »Unsere Obern hatten nur kurze Zeit Einblick in das Seelenleben dieser Frau. Sie konnten lediglich ein einziges ihrer Hellgesichte erschaun. Außer unwichtigen Dingen erspähte sie eine unwesentliche Ein-

zelheit unseres Arbeitsplanes; für uns eine Warnung: diese Frau könnte in den Händen uns feindlich gesinnter Personen, die ihre Veranlagung auszubeuten wissen, zu einer großen Gefahr werden.«

»Sicherlich, sicherlich... ich hatte nie die Absicht, es zu bestreiten...«

»Das war die erste Phase«, unterbrach ihn Frost. »In der unmittelbar folgenden zweiten wurde ihre Seelenschicht für unsere Obern undurchsichtig. Beim gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft kennen wir nur eine Erklärung für diese Verschattung. Sie stellt sich ein, wenn die betreffende Person ihren Geist freiwillig, mag es auch zurückhaltend geschehn, der Aufsicht einer Gegenkraft unterwirft. Die Seelenfinsternis verwehrt uns den Einblick in ihre Traumgesichte und beweist, daß sie auf die eine oder andere Art unter fremden Einfluß geriet. An sich eine große Gefahr, sie verschafft uns aber auch die Möglichkeit, durch sie das Hauptquartier unserer Widersacher aufzuspüren. Major Hardcastle dürfte vermutlich mit ihrer Ansicht recht haben, daß die Folter Studdock bald dazu brächte, den Aufenthaltsort seiner Frau preiszugeben. Aber wie Sie befürchten, könnte ein Überfall auf das Hauptquartier, die Verhaftung und die Begegnung mit ihrem Mann nach dessen Folterung Seelenzustände hervorrufen, die ihre Eigenschaft lähmten. Auf diese Weise würden wir unsere Absichten selber vereiteln. Der zweite: ein Angriff auf das Hauptquartier wäre sehr gewagt. Mit ziemlicher Sicherheit steht der Feind unter irgend einem Schutz, und wir sind nicht darauf vorbereitet, mit ihm zu kämpfen. Und endlich: es ist denkbar, Studdock kennt den Aufenthalt seiner Frau überhaupt nicht. In diesem Fall...«

»Oh!« rief Wither aus, »nichts würde ich mehr beklagen. Wissenschaftliche Untersuchungen – das Wort „Folter“ möchte ich in diesem Zusammenhang nicht gebrauchen – sind in Fällen, wo der Patient nicht zu antworten weiß, ein verhängnisvoller Irrtum. Unterbricht man mitten darin, weiß der gewiegteste Operateur nicht, woran er ist, und hört man nicht auf, erliegt der Patient der Behandlung. In beiden Fällen ist das Ergebnis unbefriedigend.«

»Tatsächlich können wir unsern Auftrag nicht erfüllen, es sei denn, wir brächten Studdock dazu, seine Frau selbst herzuschaffen.«

»Oder, wenn es möglich wäre«, sagte Wither, noch verträumter als sonst, »ihn noch enger als seither an uns zu binden. Ich spreche von einem wirklichen Gesinnungswechsel, mein Freund.«

Frost öffnete ein wenig seinen ziemlich breiten Mund, so daß sein weißes Gebiß sichtbar wurde. »Dies ist«, sagte er, »ein Teil des von mir erwähnten Plans. Ich sagte, man müsse ihn veranlassen, selbst seine Frau herzuschaffen. Das kann natürlich auf zweierlei Art geschehn. Wir packen ihn entweder bei seinen Gefühlen – Furcht vor uns, Verlangen nach ihr – oder wir bringen ihn dazu, ganz in der Sache aufzugehn: dann wird ihm einleuchten, weshalb wir uns ihrer Person versichern wollen, und er wird dann mitmachen.«
»Richtig, richtig...« murmelte Wither. »Ihre Ausdrucksweise unterscheidet sich immer etwas von meiner Wortwahl, indes...«
»Wo ist Studdock jetzt?« fragte Frost.
»In einer der Zellen hier... auf der andern Seite.«
»Glaubt er, von der Staatspolizei verhaftet zu sein?«
»Kann ich nicht sagen, ich vermute es. Wahrscheinlich ist es kein so großer Unterschied.«
»Und was soll nun mit ihm geschehn?«
»Wir haben vorgeschlagen, ihn für mehrere Stunden sich selbst zu überlassen, um eine Haftpsychose hervorzurufen. Mit der Wirkung geringer leiblicher Entbehrungen rechnend, habe ich angeordnet, ihm – selbstverständlich bei aller Menschlichkeit – kein Abendessen zu geben. Seine Taschen wurden ausgeleert. Es würde nicht wünschenswert sein, den jungen Mann dem Nervenreiz des Rauchens zu überlassen. Er soll sich völlig auf sich selbst besinnen.«
»Natürlich. Und was kommt dann?«
»Nun, vermutlich eine Art Verhör. Dazu wäre mir Ihr Rat willkommen. Ich überlege, ob ich mich schon in der ersten Instanz zeigen soll. Meines Erachtens sollte der Anschein eines Verhörs durch die Staatspolizei noch etwas länger aufrecht erhalten bleiben. Erst in einem spätern Abschnitt soll er entdecken, daß er noch in unserer Gewalt ist. Er wird das zuerst mißverstehn, für einige Minuten. Es wäre vorteilhaft, ihm nur allmählich klar zu machen, daß dies keinesfalls die... hm... für ihn durch den Mord an Hingest entstandenen Unannehmlichkeiten beseitigt. Ich nehme an, er wird dann begreifen, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als mit dem Institut zusammenzuarbeiten.«
»Und dann wollen Sie wieder von ihm verlangen, seine Frau herzubringen?«
»Ich würde nichts dergleichen tun«, erwiderte Wither. »Das ist eben,

wenn ich so sagen darf, der Nachteil der außerordentlichen Genauigkeit Ihrer von uns allen so sehr bewunderten Ausdrucksweise, daß sie keinen Spielraum für Zwischentöne übrigläßt. Wir rechnen eher mit dem plötzlich erwachenden Zutrauen des jungen Mannes... Alles, was an eine Art Befehl erinnert...

»Die Schwäche des Plans«, unterbrach ihn Frost, »liegt darin, daß Sie sich ganz auf das Gefühl der Furcht verlassen.«

»Furcht?« wiederholte Wither, als hätte er dieses Wort noch nie gehört. »Dieser Gedankenverbindung kann ich nicht ganz folgen. Ich möchte nicht annehmen, daß Sie den Vorschlag machen wollen, der, irre ich nicht, von Major Hardcastle ausgegangen ist?«

»Was für einer?«

»Nun«, sagte Wither, »verstand ich sie richtig, sprach sie von dem Gebrauch wissenschaftlicher Mittel, um das Begehren des jungen Mannes nach seiner Frau zu steigern...«

»Sie meinen ein Aphrodisiakum?«

Wither seufzte leicht und sagte nichts.

»Das ist dummes Zeug«, versetzte Frost. »Unter der Wirkung solcher Reizmittel verfällt ein Mann nicht auf die eigene Frau. Aber, wie gesagt, ich halte es für fehlerhaft, sich ganz auf die Furcht zu verlassen. Seit einer Reihe von Jahren beobachtete ich, daß besonders bei verwickelten Angstgefühlen die Ergebnisse unberechenbar sind. Der Patient kann so sehr in Schrecken versetzt werden, daß er überhaupt nicht gelenkt werden kann, auch nicht in der erwünschten Richtung. Gelingt es nicht, die Frau mit Hilfe ihres Mannes herzubringen, müssen wir eben die Folter anwenden und die Folgen auf uns nehmen. Aber es gibt noch ein anderes: Begehrlichkeit!«

»Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe. Sie haben doch den Gedanken an medizinische oder chemische Mittel zurückgewiesen...«

»Ich meinte ein stärkeres Begehren.«

Bisher hatte der Vizedirektor Frost noch nicht angesehn. Seine Augen waren wie gewöhnlich im ganzen Zimmer umhergewandert oder hatten sich auf entferntere Gegenstände gerichtet. Zuweilen hielt er die Lider geschlossen. Aber – entweder Frost oder Wither, schwer zu sagen, wer eigentlich – sie hatten allmählich ihre Stühle so dicht aneinander gerückt, daß sich jetzt ihre Knie beinahe berührten.

»Ich unterhielt mich mit Filostrato«, sagte Frost mit seiner tiefen, klaren Stimme. »Dabei drückte ich mich so aus, daß er hätte begreifen müssen, ahnte er nur die Wahrheit. Sein älterer Assistent, Wilkins, war zugegen. Tatsache ist, daß keiner von beiden wirklichen Forschergeist besitzt. Sie berufen sich lediglich darauf, daß es ihnen gelang – wie sie meinen – das Haupt am Leben zu erhalten und zum Sprechen zu bringen. Was ich sagte, berührte sie in Wirklichkeit nicht. Tut man eine Frage, über die es zu sprechen lohnt, zeigen sie keine Wißbegierde. Ich holte sehr weit aus, stellte Fragen über ihren Bewußtseinszustand, ihre Erkenntnisquellen – kein Widerhall!«

»Verstehe ich Sie recht«, sagte Wither, »so regen Sie an, Herrn Studdock nach diesen Richtlinien umzuformen. Trügt mich nicht mein Gedächtnis, lehnten Sie Furcht ab, weil in Wirklichkeit ihre Folgen nicht mit wünschenswerter Genauigkeit vorauszuberechnen sind. Aber... hm... würde die nun geplante Behandlungsweise zuverlässiger sein? Ich sehe mich tatsächlich zu der Bemerkung veranlaßt, daß ich die gewisse Enttäuschung ernst zu nehmender Persönlichkeiten über Kollegen wie Filostrato und seinen Untergebenen Wilkins vollauf verstehe.«

»Darauf kommt es an!« erwiderte Frost. »Wir brauchen unbedingt einzelne Männer, die der Sache so ergeben sind, wie Sie und ich. Mit Leuten wie Filostrato und seinem Assistenten Wilkins kann man nicht weiterkommen. Es ist ein Trugschluß, anzunehmen, die wirtschaftliche und politische Beherrschung Englands durch das Institut komme an erster Stelle. Was wir brauchen, sind Leute, die zu Führern taugen. Wir brauchen eine Kerntruppe nie versagender Männer, und diese zu sammeln, ist uns auch befohlen worden. Bis jetzt waren wir nicht so erfolgreich, viele zusammenzubringen – wirklich zusammen.«

»Sind noch immer keine Nachrichten vom Bragdon-Wald da?«

»Nein.«

»Und Sie meinen, Studdock wäre wirklich eine geeignete Persönlichkeit?«

»Sie dürfen nicht übersehen: nicht nur der Hellsichtigkeit seiner Frau wegen ist er für uns von Wert. Das Paar ist auch vom Gesichtspunkt der Rasseveredlung aus beachtlich. Er dürfte keinen Widerstand mehr leisten. Die Angststunden in der Zelle und seine

von Angst ausgehöhlten Begierden werden auf eine Veranlagung wie die seine nicht ohne Wirkung bleiben.«
»Es versteht sich von selbst«, sagte Wither, »nichts ist so erwünscht als eine möglichst festgeschmiedete Einheit. Sie werden nicht von mir annehmen, ich mißachtete diesen Gesichtspunkt Ihrer Anordnungen. Jeder in diese Einheit Neuaufgenommene muß für alle andern eine Ursache größter Zufriedenheit sein. Ich möchte ein so enges und unzerbrechliches Zusammenschweißen der Persönlichkeiten zu einem Block begrüßen, so daß die Einzelnen nicht mehr zu unterscheiden wären. Keinen Augenblick dürfen Sie zweifeln, daß ich bereit bin, meine Arme weit zu öffnen, um diesen jungen Mann zu empfangen, aufzunehmen und einzuverleiben.«
Wither und Frost saßen jetzt so nahe beieinander, daß sich ihre Gesichter fast berührten, wie wenn einer in den andern verliebt wäre. Das auf Frosts Kneifer schimmernde Licht ließ seine Augen nicht erkennen, nur sein krampfhaft lächelnder Mund verriet einigen Ausdruck. Withers Mund war geöffnet, die Unterlippe senkte sich herab, seine Augen blinkten feucht, sein ganzer Körper war schlaff im Sessel zusammengesunken, als sei alle Kraft aus ihm entflohn. Ein Fremder hätte ihn für betrunken halten können. Dann begannen seine Schultern zu zucken und langsam fing er an zu lachen.
Frost tat nichts dergleichen, doch lächelte er stärker und noch eisiger: er streckte seine Hand aus und klopfte seinem Kollegen auf die Schulter. Plötzlich entstand in dem stillen Zimmer ein krachendes Geräusch. Das Nachschlagebuch »Wer ist wer?« war vom Tisch auf den Fußboden gefallen, plötzlich hinabgefegt von der raschen, krampfhaften Bewegung, mit der die beiden alten Männer vorwärts taumelten, sich einander zuneigten und hin- und herwankten, in eine Umarmung verstrickt, aus der sich anscheinend jeder zu befreien mühte. Und wie sie so schwankten und scharrten mit Klauen und Krallen, erscholl, erst leise, dann lauter, ein gackerndes Geschnatter: es glich eher dem Laut eines Tieres als der Spottgeburt eines greisenhaften Gelächters.

ALS MARK AUS dem Polizeiauto in die stürmische Regennacht hinausgezerrt, von zwei Polizisten rasch in das Haus geführt und in einem kleinen, grell beleuchteten Raum sich selbst überlassen wurde, ahnte er nicht, in Belbury zu sein. Es wäre ihm auch gleichgültig gewesen: vom Augenblick der Verhaftung an hatte er mit dem Leben abgeschlossen. Er würde gehängt werden. Nie zuvor war er beim Tod in Quartier gelegen.

Als er seine kalten Hände besah und sie mechanisch rieb, überraschte ihn die ihm ungewohnte Vorstellung: diese Hand, mit den fünf Fingernägeln und dem gelben Nikotinfleck innen am Zeigefinger, würde bald die Hand eines Toten und später die eines Skeletts sein. Er wurde nicht gerade von Entsetzen gepackt, trotzdem ihn die Erregung fast erstickte. Die Ungeheuerlichkeit der Todesvorstellung machte ihn schwindlig. Unbegreiflich war sie und zu gleicher Zeit unabwendbar. Augenblicklich stürmte ein Schwarm gräßlicher, ihm vor langer Zeit von der Hardcastle geschilderter Einzelheiten auf ihn ein, doch ihre Schar war zu groß, um ihm tagklar bewußt zu werden. Im Bruchteil einer Sekunde flatterten sie vor seinem Innenblick, quälten ihn tödlich mit einem Seelenschrei, und sanken hinab in das Unbewußte. Er dachte nur an den Tod. Der Gedanke an die Unsterblichkeit tauchte nur flüchtig in ihm auf. Was sollte ihm ein Fortleben? Seligkeit in einer andern und körperlosen Welt (nie hatte er sich Un-Seligsein vorgestellt) hatte keinen Sinn für einen zum Tod verurteilten Menschen. Nur die Hinrichtung war wichtig. Dieser Leib, ganz ihm zu eigen, dieser kraftlose, zitternde, verzweifelt lebendige Leib würde in einen toten verwandelt werden, auch wenn es so etwas wie eine Seele gab. Was ging ihn das an! Das Gefühl, ersticken zu müssen, die ihn würgende Erregung, bewiesen ihm nachdrücklich, wie sich seine leibliche Natur zum Tod verhielt. In seinem Erstickungsanfall sah er sich in der Zelle nach einer Lüftung um. Über der Tür entdeckte er eine Art Gitter. Die Lüftung und die Tür waren die einzigen Gegenstände, auf denen das Auge verweilen konnte. Alles andere war nur weißer Fußboden, weiße Decke, weiße Wände. Kein Tisch, kein Sessel, kein Kleiderhaken, keine Bücher, aber in der Mitte der Zellendecke ein grelles, weißes Licht.

Zum erstenmal kam ihm beim Anblick des Raumes der Gedanke, er sei in Belbury und nicht in einem gewöhnlichen Polizeilokal. Aber der aufkeimende Hoffnungsschimmer erstarb sogleich wieder. Es war ja einerlei, ob Wither, die Hardcastle und all die andern ihn auf die eine oder andere Art loswerden wollten: entweder durch Auslieferung an die Staatspolizei oder indem sie selbst ihn auf die Seite räumten, wie sie es zweifellos mit Hingest getan hatten. Der Sinn des ganzen Auf und Ab, mitgemacht in Belbury, wurde ihm mit einemmal ganz klar. Sie alle waren seine Feinde und hatten seine Hoffnung und Furcht ausgenützt, um ihn völlig hörig zu machen oder umzubringen, wenn er zu entkommen trachtete, oder wenn er seine Aufgabe, für die sie ihn brauchten, erfüllt hatte. Er wunderte sich, früher anders gedacht zu haben. Wie hatte er nur jemals hoffen können, diese Leute durch seine Arbeit zu gewinnen?

Was für ein Narr, ein verdammter, kindischer, tölpelhafter Narr war er gewesen!

Er setzte sich auf den Fußboden. Seine Beine waren so müde, als wäre er fünfundzwanzig Meilen gelaufen. Weshalb war er denn überhaupt nach Belbury gegangen? Hätte ihn nicht schon die allererste Unterredung mit dem Vizedirektor deutlich warnen müssen, daß das eine abscheuliche, zweifach abscheuliche Welt der Ränke war, voller Verschwörung, Lüge, Dieberei, Heimtücke und Hohngelächter über den Narren, der sein Spiel verloren hatte? Feverstones Lachen von damals hörte er wieder, als er von ihm ein unverbesserlicher Romantiker genannt worden war. Dieser Feverstone... er war es... er hatte ihn dazu gebracht, Wither Glauben zu schenken. Anscheinend war er schon damals ein Narr gewesen. Du lieber Himmel! Wie hatte er bloß Feverstone trauen können! Diesem Manne mit dem Maul eines Haifisches, diesem Blender. Der einem nie in die Augen sehen konnte. Jane oder Dimble hätten ihn auf den ersten Blick durchschaut. Der Hochstapler war ihm ja in das Gesicht geschrieben. Er war nur dazu gut, um Hampelmänner wie Curry oder Busby über die Ohren zu hauen. Damals aber beim ersten Zusammentreffen mit Feverstone hätte er Curry und Busby nie für Hampelmänner gehalten. Mit größter Klarheit und erneutem Erstaunen erinnerte er sich, was er in Bracton über »Das Fortschrittliche Element« gedacht hatte, als er zugezogen worden

war. Er erinnerte sich mit noch größerm Erstaunen an seine Haltung als junger Hochschullehrer, als er diesem Kreis noch nicht angehörte. Fast ehrfurchtsvoll hatte er auf Curry und Busby geblickt, wenn sie im Gesellschaftsraum ihre Köpfe zusammensteckten. Und er hatte versucht, ein paar Fetzen ihres Gesprächs zu erhaschen, während er sich zum Schein in eine Zeitung vertiefte, hatte sich dabei vor Verlangen verzehrt, in einem so inbrünstigen Verlangen, einer der beiden möge doch zu ihm herüberkommen und auch mit ihm sprechen. Und dann endlich nach vielen Monaten war es so weit gewesen. Er erkannte sich als widerlichen kleinen Außenseiter, der wünschte, ein Innenseiter zu werden, und er sog belanglose Vertraulichkeiten so gierig ein, als hätte man ihn in die Regierung des Planeten berufen. Hatte er seine Laufbahn nicht als Narr begonnen? War er nicht schon seit seiner frühesten Jugend ein vollendeter Einfaltspinsel gewesen? Schon in der Schülerzeit, als er seine Aufgaben vernachlässigte und sein Knabenherz beinah darüber brach, als er darnach trachtete, in die Gruppe »Packzu« einzudringen und er dadurch seinen einzigen Freund verlor? Schon als Kind, als er sich mit Myrtle prügelte, weil sie mit Pamela von nebenan Geheimnisse hatte?
Er konnte nicht begreifen, warum er all das, was er jetzt so deutlich erkannte, nicht schon längst durchschaut hatte. Er hatte nicht gemerkt, daß diese Gedanken schon oft bei ihm Einlaß begehrt hatten, er hatte sich ihnen aber immer wohlweislich verschlossen. Hätte er ihnen Gehör geschenkt, wäre er gezwungen gewesen, das Gewebe seines frühern Lebens zu zerreißen, jeden seiner Entschlüsse zu verwerfen und wie ein Kind alles von vorn anzufangen. Die Unzahl der damit verbundenen Lebensfragen, die unklaren Pflichten, gefordert von ihm, hatten ihn davor zurückgeschreckt, mit diesen Fragen jemals Ernst zu machen. Jetzt waren ihm die Scheuklappen heruntergerissen: er konnte nichts mehr ändern. Er würde gehängt werden. Alles war aus. Nun konnte es nicht mehr schaden, das Gewebe des vergangenen Lebens zu zerfetzen; es war doch zu nichts mehr nütze, gute Vorsätze zu fassen; sich zu ändern, neu zu beginnen, lohnte nicht mehr.
Dieses Endergebnis angesichts des Todes hatten der Vizedirektor und Professor Frost wahrscheinlich nicht vorausgesehn.
In dieser Stunde stellte Mark keine neuen Überlegungen mehr an.

Er blickte auf sein Leben zurück, nicht mit Scham, sondern mit Ekel, weil es so leer war. Er sah sich als kleinen Jungen in kurzen Hosen hinter den Hecken neben dem Zaun versteckt, um Myrtles Gespräch mit Pamela zu belauschen, wobei er nicht wahrhaben wollte, daß das Belauschte ganz und gar langweilig war. Und weiter! Er machte sich weis, die Sonntag-Nachmittage mit den Kraftfelden des »Packzu« wären ein Genuß, während er jetzt einsah, daß er sich damals nach einer der einstigen Wanderungen mit Pearson fast krank gesehnt hatte, Pearson, von dem er sich so schwer trennte. Er sah sich als Halbwüchsigen widerwillig Schundromane lesen und Bier trinken, während er in Wirklichkeit doch für die Bücher von John Buchans schwärmte und nur gern Ingwerlimonade trank. Vergeudet waren die Stunden, um die Sprache jeder neuen Gesellschaft, die ihn anzog, zu erlernen, das geheuchelte Interesse an stumpfsinnigen Beschäftigungen, das Vortäuschen eines ihm fehlenden Wissens, das fast heldische Aufopfern von ihm wirklich teuern Menschen und Dingen, die erbärmliche Selbsttäuschung, an dem »Packzu«, an dem »Fortschrittlichen Element« oder an dem Institut wirklich Freude zu haben – all das bedrückte jetzt schwer sein Herz. Wann hatte er jemals getan, was er gern tun wollte? Wann sich mit Menschen angefreundet, die ihm gefielen? Oder wann auch nur das gegessen oder getrunken, was ihm mundete? Der angesammelte Unwert dieses ganzen Tuns und Treibens erweckte ihm das heftigste Selbstbedauern.
In seinem Alltagszustand hätte er die Verantwortung für dieses Leben von Dreck und Scherben sogleich auf unpersönliche, seinem Einfluß entzogene Kräfte geschoben. Einmal wäre das »System« daran schuld gewesen oder ein »Minderwertigkeitskomplex«. Und an beiden gab er seinen Eltern oder der Besonderheit seiner Zeit die Schuld. Jetzt aber fiel ihm nichts derartiges ein. Seine »wissenschaftliche Auffassung« war nie eine wirkliche Weltanschauung gewesen, an die er von ganzem Herzen hätte glauben können. Sie hatte nur sein Gehirn beherrscht und seine Haltung in der Öffentlichkeit bestimmt. Nun fiel sie in sich zusammen. Er sagte sich, ohne lange darüber nachdenken zu müssen, er allein – und kein andrer in der weiten Welt – hatte sich den Müll und die Scherben, den Haufen verrosteter Blechbüchsen, den öden und abschreckenden Platz ausgesucht.

Ein überraschender Einfall zuckte in ihm auf: sein Tod würde für Jane ein Glücksfall sein. Myrtle in der fernen Kinderzeit, Pearson in der Schule, Denniston auf der Universität und endlich Jane waren abseits der Schutthalden die starken Helfer in seinem Leben gewesen. Myrtle hatte er für sich gewonnen, indem er zu dem gerissenen Bruder wurde, der Freiplätze ergatterte und mit wichtigen Leuten verkehrte. Obwohl sie Zwillingsgeschwister waren, und Myrtle in einer gewissen Epoche der Kindheit für eine ältere Schwester gehalten wurde, war sie dann doch zu einer jüngeren geworden und es auch geblieben. Er hatte sie ganz in seinen Bannkreis gezogen. Ihre großen erstaunten Augen, ihre naiven Bemerkungen, wenn er ihr von seinen neuen Freunden erzählte, bereiteten ihm an jedem neuen Abschnitt seiner Laufbahn die meiste Freude. Aber aus diesem Grund hatte sie auch aufgehört, Mittlerin zwischen dem grünenden Leben und seinem Scherbenhaufen zu sein. Die Blume, einst so sorgsam zwischen die verrosteten Blechbüchsen gepflanzt, war selber blechern und rostig geworden. Pearson und Denniston hatte er abgeschüttelt. Was aber hatte er insgeheim mit Jane vorgehabt? Zum erstenmal ging ihm ein Licht auf. Hätte er Erfolg gehabt, wäre er der Mann geworden, der er zu sein wünschte, dann hätte sie die große Gastgeberin werden sollen – Gastgeberin in einem so verschwiegenen Sinn, daß nur wenige Eingeweihte gewußt hätten, wer diese auffallend aussehende Dame war und weshalb es so wichtig sei, ihre Wertschätzung zu erlangen.
Nun... für Jane war es ein Glücksfall. Sie schien ihm auf einmal, als er an sie dachte, in sich reiche Quellen und hohe Fluren an Glücksgütern zu bergen, Ströme von Morgenfrische, Zaubergärten der Muße. Und er durfte nicht in sie eintreten, ohne sie zu plündern. Jane war von jener andern Menschenart wie Pearson, wie Denniston, wie die Dimbles – die ihre Freude daran haben, die Dinge um ihrer selbst willen zu tun. Sie war anders als er. Ein Glück für sie, von ihm frei zu werden! Sie würde selbstverständlich darüber hinwegkommen. Sie hatte sich bemüht, ihr Bestes zu tun, machte sich jedoch in Wirklichkeit nicht viel aus ihm. Nie hatte es einer getan. In diesem Augenblick hörte er das Geräusch eines im Schloß der Zellentür sich drehenden Schlüssels. Sogleich erloschen seine Gedankenbilder. Abermals überfiel ihn die bare, ihm die Kehle ausdörrende Leibesangst vor dem Tode. Mühsam raffte er sich auf,

lehnte sich mit dem Rücken gegen die hinterste Wand und blickte so starr zur Tür, als könnte er dem Gehenktwerden entgehn, wenn er nur jeden, der hereintrat, unerschüttert ansah.
Herein kam kein Polizist. Es war ein Mann in einem grauen Anzug. Seine Kneifergläser wurden zu undurchsichtigen, seine Augen verdeckenden Scheiben, als er gegen das Licht und auf Mark blickte. Mark erkannte ihn sogleich, und nun wußte er auch, daß er in Belbury war. Aber nicht das war es, was ihm die Augen aufriß und seinen Schreck in Überraschung verwandelte. Es war das veränderte Aussehn des Mannes – vielmehr: Mark sah plötzlich anders. Er sah zwar die charakteristischen Merkmale Professor Frosts: den Spitzbart, die ungewöhnliche Blässe der Stirn, die regelmäßigen Züge und das eisige Lächeln. Aber er konnte nicht verstehn, wie er je an diesem Manne etwas so Auffallendes übersehn konnte, wo doch jedes Kind vor ihm zurückgeschreckt und jeder Hund das Fell gesträubt, die Zähne gefletscht und in einen Winkel geflohen wäre. Der Tod selber schien ihm nicht furchtbarer zu sein, als die Erkenntnis, diesem Manne noch vor sechs Stunden vertraut, sein Vertrauen begrüßt und sich sogar eingeredet zu haben: seine Gesellschaft sei ihm nicht unangenehm.

SPUREN IN DER REGENNACHT

»NUN, HIER IST niemand«, sagte Dimble.
»Vor einem Augenblick war er noch da«, versetzte Denniston.
»Sind Sie sicher?« fragte Dimble.
»Ich glaubte, jemand gesehn zu haben«, erwiderte Denniston, »doch nicht mit Bestimmtheit.«
»War jemand da, muß er auch noch in der Nähe sein«, meinte Dimble.
»Sollen wir nach ihm rufen?« fragte Denniston.
»Still! Hören Sie!« ließ sich jetzt Jane vernehmen.
Sie lauschten ein paar Augenblicke.
»Es war nur der alte Esel«, sagte Dimble. »Der läuft auf der Anhöhe herum.«
Wiederum Stille.
»Der jemand ist jedenfalls mit Streichhölzern verschwenderisch um-

gegangen«, bemerkte Denniston und betrachtete im Feuerschein die zertrampelte Erde. »Kaum anzunehmen, daß ein Landstreicher...«
»Andrerseits kann man sich kaum vorstellen«, meinte Dimble, »daß Merlin sich aus dem fünften Jahrhundert eine Schachtel Zündhölzer mitgebracht hat.«
»Was aber sollen wir tun?« fragte Jane.
»Es ist nicht ermutigend, daran zu denken, was MacPhee sagen würde, kämen wir mit einem so magern Erfolg nach Hause«, meinte Denniston lächelnd. »Er würde uns sofort einen Plan auseinandersetzen, nach dem wir hätten verfahren sollen.«
»Es hat aufgehört, zu regnen«, sagte Dimble. »Es scheint mir angebracht, zum Wagen zurückzugehn und nach Janes weißem Gatter Ausschau zu halten. Was suchen Sie denn da, Denniston?«
»Ich schaue mir den Lehmboden an«, erklärte Denniston.
Er hatte sich einige Schritte vom Feuer entfernt und ging den Pfad zur Lichtung zurück, bückte sich nieder und leuchtete mit seiner Taschenlampe. Mit einem Ruck richtete er sich auf und sagte: »Schaun Sie nur, hier gingen mehrere Leute. Treten Sie aber nicht auf den Pfad, Sie würden alle Spuren verderben! Können Sie sehn?«
»Sind das nicht unsere eigenen Fußstapfen?«
»Einige davon führen in die andere Richtung. Sehn Sie diese an und auch die andern!«
»Könnten es nicht die Tritte des Landstreichers sein? Wenn es überhaupt einer war?«
»Er konnte da nicht hinaufgehn, ohne daß wir ihn gesehn hätten«, meinte Jane.
»Außer er wäre vorher hinaufgegangen«, sagte Denniston.
»Aber wir alle haben ihn doch unten gesehn«, versetzte Jane.
»Kommen Sie!« rief Dimble, »gehn wir den Spuren nach, bis zur Anhöhe. Ich glaube nicht, daß wir sie viel weiter verfolgen können. Wir müssen dann eben zur Straße zurück und nach dem Gatter suchen.«
Am Rand der Mulde war der lehmige Boden von Gras bewachsen, Fußspuren waren nicht mehr zu erkennen. Sie umgingen mehrfach die Mulde, konnten aber rein nichts finden. Daraufhin nahmen sie den Rückweg zur Straße.
Mittlerweile war die Nacht klar und schön geworden, und Orion, der himmlische Jäger, beherrschte den weiten Himmel.

DER VIZEDIREKTOR schlief fast niemals. Empfand er aber einmal das unabweisbare Bedürfnis nach Schlaf, nahm er ein Pulver zu sich. Es kam jedoch nur selten vor: schon seit langem ähnelte sein Zustand bei Tag und Nacht nicht mehr dem des gewohnten Wachseins. Längst war er darin ein Meister, den größten Teil seines Bewußtseins aus seinem Leben auszuschalten und sogar seine Arbeit nur mit einem Teilchen seiner Verstandeskräfte zu erledigen. Zweifellos nahmen seine Sinne Farbe, Geschmack, Geruch und Gestalt in üblicher Weise wahr, doch senkten sich alle diese Eindrücke nicht mehr in sein eigentliches Selbst hinab. Sein äußeres Wesen, seit einem halben Jahrhundert eingeübt, lief nun wie von selber gleich einer Sprechmaschine: ihr konnte er die ganze Geläufigkeit der Sitzungen und Gespräche überlassen. Während Gehirn und Lippe dieses Werk betrieben und seine undurchschaubare, wohlbekannte und gewichtige Persönlichkeit es Tag um Tag weiter entwickelte, war er in seinem Innersten frei und konnte sein eigenes Leben führen. Er hatte das Endziel manches Mystikers erreicht, seinen Geist nicht nur von den Sinnen, sondern auch vom Verstand loszulösen. Deshalb war er, eine Stunde nach Frosts Gang in die Zelle zu Mark, in gewissem Sinn noch wach, vielmehr noch nicht im Schlaf. Würde in dieser Stunde jemand in sein Zimmer hereingeblickt haben, hätte er ihn, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet, ohne Regung am Tisch sitzen sehn. Dennoch waren seine Augen nicht geschlossen. Das Gesicht hatte allen Ausdruck verloren. Der wahre Wither erging sich in weiter Ferne, leidvoll oder freudvoll, wo immer solchen Seelen Leid oder Freude auferlegt ist, Seelen, noch an die natürliche Ordnung gebunden, durch einen Faden, der zwar auf das Äußerste gespannt, aber noch nicht entzweigerissen war. Als das Telephon neben ihm läutete, nahm er den Hörer ab, ohne zu zukken.

»Wer dort?« fragte er.

»Hier Stone, Herr!« wurde ihm geantwortet. »Wir haben die Höhle gefunden.«

»Ja!«

»Sie war verlassen.«

»Verlassen?«

»Ja, Herr!«
»Mein lieber Stone, sind Sie sicher, den richtigen Ort gefunden zu haben? Es ist denkbar...«
»Gewiß, Herr. Es ist eine Art kleiner Krypta. Steinwerk und einige römische Backsteine. In der Mitte eine Platte wie ein Opfertisch oder eine Ruhestätte.«
»Verstehe ich Sie recht? Es war niemand da? Kein Anzeichen eines Bewohners?«
»Nein, Herr! Es kam uns vor, als hätte jemand kurz zuvor alles durcheinander gebracht.«
»Bitte, erklären Sie das etwas genauer!«
»Da war ein Ausgang – ich meine, ein Stollen. Er verlief in südlicher Richtung. Wir gingen sogleich in dem Stollen empor, er endet ungefähr achthundert Meter außerhalb des Waldstücks.«
»Enden? Meinen Sie einen Torbogen, eine Pforte, eine Stollenmündung?«
»Ja, das ist es eben. Wir gelangten ohne Schwierigkeit ins Freie. Beim Ausgang war jedoch kurz zuvor etwas zerstört worden. Wie nach einer Sprengung sah es aus, als wäre der Stollenausgang vermauert gewesen, mit einer Erdauflage darauf, und als hätte sich jemand den Weg freigesprengt. Es sah wüst aus.«
»Und weiter, Herr Stone! Was taten Sie dann?«
»Ich benützte den mir von Ihnen ausgehändigten Ausweis, rief alle erreichbaren Polizisten zusammen und schickte sie auf die Suche nach dem von Ihnen beschriebenen Mann.«
»Ich verstehe. Und wie haben Sie ihn der Polizei beschrieben?«
»Genau, wie Sie ihn mir beschrieben haben. Ich sagte, wir suchen nach einem alten Mann, er hat einen sehr langen, wahrscheinlich verwilderten Bart, vielleicht auch einen langen Mantel, jedenfalls ist er ungewöhnlich gekleidet. Zuletzt fiel mir noch ein, hinzuzufügen: vielleicht hat er auch keine Kleider an.«
»Warum haben Sie das hinzugesetzt, Herr Stone?«
»Nun Herr, ich wußte nicht, wie lange er dort war, es geht mich auch nichts an. Ich habe von Kleidern gehört, die sich an solchen Orten erhalten, aber zerfallen, sobald sie mit der frischen Luft in Berührung kommen. Ich hoffe, Sie werden keinen Augenblick annehmen, ich wollte mich um etwas kümmern, was nicht meine Sache ist. Ich dachte aber, es könnte nichts schaden.«

»Sie hatten völlig recht, Herr Stone«, sagte Wither, »wenn Sie annahmen, daß auch nur das kleinste Anzeichen von Neugierde Ihrerseits die schlimmsten Folgen für Sie hätte haben können. Ich meine, für Sie persönlich. Selbstverständlich habe ich bei meinem Vorgehn nur Ihren Vorteil im Sinne. Ich versichere Ihnen, Sie können auf meine Unterstützung rechnen in dieser... hm... recht heikeln Lage, in die Sie – ohne Zweifel unabsichtlich – hineingeschlittert sind.«
»Besten Dank, Herr! Ich bin so glücklich, Sie mit meiner Annahme, er könnte auch nackt sein, einverstanden zu wissen.«
»Nun, was das betrifft«, entgegnete der Vizedirektor, »so ist noch mancherlei zu überlegen. Darüber zu sprechen, wäre jetzt noch zu früh. Haben Sie Ihre Leute auch angewiesen, was sie tun sollen, wenn sie eine solche... hm... aufstöbern?«
»Nun, Herr, das war in andrer Weise schwierig. Der einen Gruppe habe ich meinen Assistenten, Vater Doyle, zugeteilt, er kann Latein. Und Inspektor Wrench übergab ich Ihren Ring und teilte ihn der zweiten Gruppe als Führer zu. Für die dritte konnte ich am meisten Vorsorge treffen: einer ist dabei, der spricht Wallisisch.«
»Sie haben nicht daran gedacht, eine der Gruppen selber zu führen?«
»Nein, Herr. Sie haben mich beauftragt, Sie sogleich anzurufen, wenn wir etwas gefunden haben. Und ich wollte die Spürgruppen nicht aufhalten bis nach meinem Anruf.«
»Verständlich. Nun gut! Ohne Zweifel – ich spreche ganz unverbindlich – kann man Ihre Handlungsweise billigen. Haben Sie den Leuten genügend klargemacht, daß sie diese... Person beim Auffinden mit der größten Ehrerbietung und – Sie dürfen mich nicht mißverstehn! – auch mit Vorsicht behandeln müssen?«
»Jawohl, Herr!«
»Nun, Stone, im großen und ganzen bin ich, von gewissen unvermeidlichen Einschränkungen abgesehn, einigermaßen zufrieden damit, wie Sie diese Sache angepackt haben. Ich glaube, meinen Kollegen, deren Wohlwollen Sie sich leider verscherzten, einen günstigen Bericht geben zu können. Es würde Ihre Stellung sehr befestigen, könnten Sie diesen Auftrag erfolgreich beenden. Wenn nicht... Oh, überaus schmerzlich sind mir diese Spannungen und Angebereien in unserm Kreis. Aber Sie verstehn mich ja, mein lieber Junge!

Könnte ich nur – sagen wir: Frau Major Hardcastle und Herrn Professor Studdock dazu bringen, mein Vertrauen auf Ihre wirklich guten Eigenschaften zu teilen. Sie hätten für Ihre künftige Laufbahn oder... äh... Ihre Sicherheit nichts zu fürchten.«
»Was soll ich denn tun, Herr?«
»Lieber Freund, die goldene Regel ist sehr einfach. Zwei Fehler nur könnten in der besonderen Lage, in die Sie sich durch gewisse Einzelheiten Ihres früheren Verhaltens leider gebracht haben, verhängnisvoll für Sie sein: einmal Mangel an Unternehmungsgeist, zum andern das kleinste Anzeichen für ein unbefugtes Verhalten, wollten Sie etwa eine Entscheidung treffen, zu der Sie unter allen diesen Umständen nicht berechtigt sind. Vor den Folgen einer solchen Handlungsweise könnte ich Sie nicht schützen. Solange Sie jedoch diesen beiden Gefahrenpunkten ausweichen, liegt – nichtamtlich gesprochen – kein Grund vor, weshalb Sie sich nicht vollkommen sicher fühlen sollten.«
Damit legte er den Hörer auf, ohne Stones Antwort abzuwarten.

DAS PFERD IM STURM

»SOLLTEN WIR nicht schon bei dem Gatter sein, das wir vorhin überstiegen haben?« fragte Dimble.
Seit der Regen aufgehört hatte, war es bedeutend heller geworden, doch hatte sich ein starker Wind erhoben und brauste über sie einher; nur durch laute Zurufe konnten sie sich miteinander verständigen. Die Zweige der Hecke, an der sie entlanggingen, bogen sich nieder und schnellten steil empor, als wollten sie die hellen Sterne peitschen.
»Der Weg scheint mir auf einmal viel länger zu sein«, sagte Denniston.
»Er ist aber nicht mehr so schmutzig«, bemerkte Jane.
»Wirklich!« versetzte Denniston und hielt an. »Hier wird er ganz steinig. Sind wir nicht über das falsche Feld gegangen? Diesen Weg gingen wir überhaupt nicht aufwärts.«
»Ich meine nicht«, entgegnete Dimble sanft, »wir sind auf dem richtigen. Als wir bei den Bäumen herauskamen, wandten wir uns bei der Hecke halblinks, und ich kann mich genau erinnern...«

»Traten wir denn rechter Hand aus dem Gebüsch?« unterbrach ihn Denniston.
»Fangen wir erst an, die Richtung zu wechseln«, meinte Dimble, »werden wir die ganze Nacht im Kreis laufen. Immer geradeaus! Einmal müssen wir doch auf die Straße kommen.«
»Halt!« rief Jane laut. »Was ist denn das?«
Sie blieben stehn, um zu horchen. Das undeutliche taktmäßige Geräusch, dem sie angestrengt lauschten, schien infolge des Windes noch entfernt zu sein, doch schon im nächsten Augenblick sprangen sie hinter die Hecke mit den Rufen: »Aufgepaßt!« – »Mach, daß du weiterkommst, du großes Biest!«
Ein Pferd trabte in leichtem Galopp auf dem aufgeweichten Boden dicht an ihnen vorüber. Ein von den Hufen aufgeworfener kalter Lehmbrocken traf Denniston an den Kopf.
»Schau! Schau!« rief Jane. »Aufhalten! Rasch!«
»Aufhalten?« meinte Denniston und versuchte, sein Gesicht zu säubern. »Warum bloß? Je weniger ich von diesem Bauernlümmel von Vierbeiner sehe, um so lieber –«
»Aber so rufen Sie doch, Herr Dimble!« schrie Jane, außer sich vor Ungeduld. »Kommen Sie schnell! Wir müssen nachrennen. Haben Sie denn nichts bemerkt?«
»Was bemerkt?« keuchte Dimble, als sie sich zu dritt, Janes Drängen gehorchend, in Trab setzten, dem zurückweichenden Pferd nach.
»Ein Mann sitzt darauf!« stieß Jane hervor.
Sie war erschöpft, außer Atem, hatte auch einen Schuh verloren.
»Ein Mann?« sagte Denniston. »Bei Gott, Dimble, Jane hat recht, sehn Sie, sehn Sie dort! Gegen den Himmel, zu Ihrer Linken!«
»Wir können ihn nicht einholen«, ächzte Dimble.
»Heda! Halten Sie an! Reiten Sie zurück! Wir sind Freunde – amis – amici!« brüllte Denniston.
Dimble war nicht imstande, jetzt laut zu rufen. Er war ein alter Mann und hätte sich am liebsten hingesetzt, weil er Stiche in Herz und Lunge spürte, und sein Arzt hatte ihn schon vor Jahren auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht. Er ängstigte sich nicht, doch er war, ehe er nicht wieder tief atmen konnte, unfähig, die Stimme zu erheben, vor allem nicht in der Sprache der Alten Sonne. Während er sich mühte, wieder Atem zu schöpfen, hörte er wieder die

Rufe der andern. Hochbeinig und übernatürlich groß tauchte unter dem Sternenhimmel die mächtige Gestalt des Pferdes auf, als es, ungefähr zwanzig Meter von ihnen entfernt, über die Hecke setzte. Ein Mann, dessen Mantel im Wind hinter ihm herflatterte, saß auf ihm. Jane glaubte zu sehn, daß er sich über seine Schulter spöttisch nach ihnen umblickte. Dann hörten sie den Aufsprung des Pferdes auf der andern Seite – und darnach gab es nur noch den Wind und die Sterne.

SCHULUNG IN DER GEFÄNGNISZELLE

»SIE SIND IN Gefahr«, sagte Frost, nachdem er Marks Zellentür zugeschlossen hatte, »können aber auch eine sehr günstige Gelegenheit wahrnehmen.«

»Ich folgere«, erwiderte Mark, »daß ich doch im Institut bin und nicht auf einer staatlichen Polizeiwache.«

»Ja. Die Gefahr bleibt jedoch die gleiche. Das Institut wird sehr bald die behördliche Befugnis zur Rechtsprechung erhalten. Dieser Ermächtigung hat es bereits vorgegriffen. Die Fälle Hingest und Carstairs konnten erledigt werden. Entscheidungen dieser Art werden nun einmal von uns gefordert.«

»Sollten Sie mich also töten wollen«, versetzte Mark, »weshalb dann noch die Komödie, mich des Mordes zu bezichtigen?«

»Bevor ich weiterspreche«, sagte Frost, »muß ich Sie bitten, streng sachlich zu bleiben. Groll und Furcht – beides sind chemische Vorgänge. Unsere gegenseitigen Beeinflussungen sind chemische Erscheinungen. Gesellschaftliche Verhältnisse sind chemische Verhältnisse. Sie müssen Ihre Eigengefühle in sachlicher Weise zügeln und dürfen Ihre Aufmerksamkeit durch sie nicht ablenken lassen!«

»Ich verstehe«, sagte Mark und war darauf bedacht, sich bei diesen Worten etwas hoffnungsvoll und zugleich leicht gekränkt zu geben, als sei er geneigt, sich beeindrucken zu lassen. Aber insgeheim, in der neuen Sicht auf Belbury, war er entschlossen, dem andern nicht ein Wort mehr zu glauben und keinen Vorschlag anzunehmen, selbst wenn er Einverständnis vortäuschen würde. Er fühlte, um keinen Preis durfte er von der Einsicht abweichen, daß diese Männer seine unerbittlichen Feinde waren. Denn schon regte sich

wieder in ihm die altgewohnte Neigung, nachzugeben und den Feinden halb und halb zu glauben.
»Die Anklage wegen Mord und das veränderte Vorgehen gegen Sie sind der Teil eines Planes mit einem ganz bestimmten Endzweck«, erklärte Frost. »Es ist eine Schulung. Jeder wird ihr unterworfen, bevor er zum innersten Kreis zugelassen wird.«
Mark erschauerte neuerdings. Noch vor wenigen Tagen hätte er jede derartige Lockspeise geschluckt. Jetzt aber machte ihn die Todesgefahr klarsichtig: er erkannte deutlich den Angelhaken und den Köder als so abgeschmackt, wie er in Wirklichkeit war. Immerhin ...
»Der Zweck dieses Vorgehens leuchtet mir nicht ein«, bemerkte er vernehmlich.
»Alles der Objektivität zuliebe! Ein Kreis von Menschen, zusammengehalten von gegenseitigem Vertrauen und von Zuneigung, wäre völlig nutzlos. Wie bereits gesagt, sind dies chemische Erscheinungen. Im Grunde könnte man sie ebensogut durch Injektionen hervorrufen. Ihre Gefühle für den Vizedirektor und andere mußten mehreren einander widerstreitenden Veränderungen unterzogen werden, damit Ihre künftige Bindung an uns von keinem Gefühl mehr beeinflußt ist. Sollte es überhaupt gesellschaftliche Beziehungen innerhalb dieses Kreises geben, wäre es wahrscheinlich besser, wenn es sich um Gefühle der Abneigung handelte. Die Gefahr, diese Beziehungen mit der höhern Bindung zu verwechseln, würde geringer sein.«
»Meine künftige Zugehörigkeit?« fragte Mark mit gespielter, doch heftiger Ungeduld. Ihm wurde unheimlich zumute, wie leicht ihm diese Verstellung wurde. Jeden Augenblick würde sie von ihm abfallen können.
»Ja«, entgegnete Frost. »Sie wurden als möglicher Anwärter für die Aufnahme gewählt. Sollten Sie nicht aufgenommen werden oder die Wahl ablehnen, wird es notwendig sein, Sie zu vernichten. Selbstverständlich will ich Ihnen keine Angst einjagen, um Sie etwa zu beeinflussen – dies würde nur das Ergebnis trüben. Das Verfahren ist gänzlich schmerzlos, Ihre augenblicklichen Reaktionen sind unvermeidliche körperliche Abläufe.«
»Es ... es dürfte ein schwerwiegender Entschluß sein«, murmelte Mark.
»Diese Meinung wird nur durch Ihren augenblicklichen körperli-

chen Zustand hervorgerufen. Doch, wenn es Ihnen recht ist, will ich mit den nötigen Erläuterungen fortfahren. Zuvor muß ich bemerken, weder ich, noch der Vizedirektor sind für die polizeilichen Maßnahmen des Instituts verantwortlich.«
»Das Oberhaupt?« fragte Mark.
»Nein. Filostrato und Wilkins täuschen sich durchaus über das Haupt. Ihnen ist in der Tat durch den Schutz des Hauptes vor Verwesung ein bemerkenswerter Versuch gelungen. Aber sobald wir mit dem Haupt sprechen, unterhalten wir keinerlei Verbindung mit Alcasans Geist.«
»Meinen Sie, Alcasan sei wirklich... tot?« fragte Mark.
Sein Erstaunen über Frosts Bemerkung war nicht geheuchelt.
»Der gegenwärtige Stand unseres Wissens gestattet keine Antwort auf diese Frage«, erwiderte Frost. »Wahrscheinlich ist es auch ohne Belang. Einem andern Geist dienen Kehlkopf und Stimmbänder Alcasans. Und nun, bitte, merken Sie gut auf! Vermutlich haben Sie noch nie von Makroben gehört?«
»Mikroben?« meinte Mark verwirrt. »Aber natürlich...«
»Ich sagte nicht Mikroben, ich sagte Makroben. Schon lange sind uns mikroskopische Organismen *unter* der tierischen Lebensschicht bekannt. Ihre Einwirkung auf das Leben des Menschen, auf Gesundheit und Krankheit, beeinflußt selbstverständlich einen großen Teil der Geschichte. Erst die Erfindung des Mikroskops hat diese geheimnisvolle Ursache enthüllt.«
»Sprechen Sie weiter!« sagte Mark. Und schon stieg eine fürchterliche Neugier in ihm auf neben seinem Vorsatz, auf der Hut zu sein.
»Ich muß Sie jetzt belehren, daß es ähnliche Lebewesen auch *über* der tierischen Daseinsschicht gibt. Wenn ich »über« sage, so nicht im biologischen Sinn. Der Aufbau der Makroben, soweit er uns bekannt ist, ist außerordentlich einfach. Wenn ich sage, *über* dem tierischen Dasein, meine ich: sie sind dauerhafter, verfügen über größere Kräfte und einen scharfsinnigeren Geist.«
»Einen scharfsinnigeren Geist als die höchsten Anthropoiden?« sagte Mark. »Dann müßten sie menschenähnlich sein.«
»Sie haben mich mißverstanden. Wenn ich sagte, sie reichten über die Tierwelt hinaus, meinte ich damit natürlich auch das begabteste Tier, den Menschen. Die Makrobe ist viel intelligenter als der Mensch.«

»Wenn es so ist, warum unterhielten wir keine Verbindung mit ihnen?«

»Das ist gar nicht so sicher. In uralten Zeiten geschah es hin und wieder, aber zahlreiche Vorurteile standen dagegen. Außerdem war der Mensch geistig noch nicht so hochentwickelt, daß ihn der Umgang mit den Makroben gelockt hätte. Der Einfluß dieser Wesen auf die Menschengeschichte ist aber seit je sehr groß, mächtiger als der der Mikroben, wenn auch weniger erforscht. Vom Standpunkt unseres heutigen Wissens aus wird die Geschichte neu geschrieben werden müssen. Die wahren Ursachen der Hauptereignisse sind den Geschichtsschreibern so gut wie unbekannt. Und das eben ist der wahre Grund, weshalb die Geschichtsschreibung bis heute noch keine Wissenschaft ist.«

»Ich werde mich lieber setzen«, sagte Mark, »wenn Sie nichts dagegen haben«, und bezog wiederum seinen Platz auf dem Fußboden. Frost blieb während des ganzen Gesprächs regungslos mit herabhängenden Armen stehn, hob nur dann und wann den Kopf und ließ ohne jede Bewegung am Ende eines Satzes nur seine Zähne aufblitzen.

»Die Stimmbänder und das Gehirn Alcasans«, setzte er fort, »sind lediglich Vermittler einer regelmäßigen Verbindung zwischen unsrer Menschenart und den Makroben. Ich behaupte nicht, wir hätten diese Technik erfunden; die Makroben sind die Entdecker, nicht wir. Der Kreis, in den Sie aufgenommen werden sollen, ist das Organ für die Zusammenarbeit der beiden Arten und hat bereits für die Menschheit eine neue Lage geschaffen. Wie Sie noch erfahren werden, ist die Veränderung noch viel gründlicher als jene, die den Untermenschen zum Menschen wandelte. Man könnte sie ungefähr mit dem ersten Auftreten des organischen Lebens vergleichen.«

»Diese Lebewesen sind also der Menschheit in Freundschaft zugetan?« fragte Mark.

»Wenn Sie einen Augenblick nachdenken«, versetzte Frost, »werden Sie merken, wie wenig sinnvoll Ihre Frage ist, sie liegt ganz auf der Linie des gröbsten Durchschnittdenkens. Freundschaft ist eine chemische Erscheinung, desgleichen Haß. Beide setzen Lebewesen unserer Art voraus. Der erste Schritt, um mit den Makroben in Verbindung zu kommen, ist die Verneinung unsrer persönlichen Gefühlswelt. Erst wenn das geschehen ist, wird man entdecken, daß

vieles, fälschlich für eigenes Denken gehalten, nur ein Nebenerzeugnis des Blutes und der Nerven ist.«
»Ja, natürlich. Freundschaft habe ich nicht in diesem Sinne verstanden. Ich meinte, ob sie die gleichen Ziele haben wie wir?«
»Was verstehn Sie darunter?«
»Nun... ich denke an den wissenschaftlichen Neuaufbau der menschlichen Gesellschaft im Sinne größerer Leistungsfähigkeit, an das Ausmerzen von Krieg und Armut und anderer Formen der Vergeudung, an einen reicheren Ertrag der Natur und vor allem an den Fortbestand und die Ausbreitung unserer eigenen Art.«
»Darüber will ich später sprechen. Vorerst möchte ich lediglich erwidern, Ihre Ansicht über Krieg und Ihr Hinweis auf die Erhaltung der Art verraten ein völlig falsches Denken. Diese Verallgemeinerungen stammen nur aus dem Gefühl.«
»Braucht man denn nicht in der Tat eine große Bevölkerung«, fragte Mark, »zur vollen Ausnützung der Naturkräfte? Und sind denn nicht Kriege schwächend, vermindern sie nicht die Leistungsfähigkeit? Selbst wenn die Volkszahl verkleinert werden muß, ist denn nicht der Krieg das schlechteste Mittel dazu?«
»Diese Überlegung ist veraltet. Einige Jahrhunderte lang wirkte der Krieg, wie Sie es schilderten. Damals brauchte man eine große ackerbautreibende Bevölkerung, und der Krieg vernichtete nützliche Stände. Aber jeder Fortschritt in Industrie und Ackerbau verringert die Anzahl der nötigen Arbeiter. Eine dichte, geistig beschränkte Bevölkerung wird jetzt zum toten Ballast. Der wahre Sinn eines wissenschaftlich geführten Krieges ist die Erhaltung der Wissenschafter. Nicht die großen Technokraten von Königsberg oder Moskau stellten die Opfer von Stalingrad, sondern abergläubische bayerische Bauern und geistig tiefstehende russische Landarbeiter. Der Sinn des modernen Krieges ist, die rückschrittlichen Typen zu vernichten, die Technokratie zu schonen und deren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu vergrößern. Was bisher der geistige Kern der Menschheit war, wird im neuen Zeitalter zur Menschheit selber werden. Sie müssen sich diese Art wie ein Tier vorstellen, das entdeckt hat, Ernährung und Bewegung könne derart vereinfacht werden, daß die alten komplizierten Organe und der große Körper, der sie birgt, nicht länger nötig sind. Deshalb muß der große Körper verschwinden. Ein Zehntel davon

genügt als Gehirnträger. Das Individuum ist nur noch Kopf. Die Menschheit wird ganz technokratisch.
»Ich verstehe«, sagte Mark. »Allerdings hatte ich mir gedacht, der geistige Kern würde durch Erziehung vergrößert.«
»Das ist ein reines Hirngespinst. Die Mehrheit des Menschengeschlechts kann nur durch Weitergabe des Wissens erzogen werden. Man kann ihr nicht die allumfassende, vorurteilslose Geistigkeit, wie sie nunmehr erforderlich sein wird, beibringen. Diese Mehrheit wird immer Tier bleiben und die Welt durch den Schleier ihrer subjektiven Reaktionen betrachten. Die Zeit der Massenbevölkerung ist abgelaufen. Sie hat ihren Zweck erfüllt, indem sie gleichsam als Puppenform für die Technokratie und den objektiven Menschen diente. Jetzt haben die Makroben und die mit ihnen zusammenarbeitenden Auserwählten keine Verwendung mehr für sie.«
»Demnach waren Ihrer Ansicht nach die letzten zwei Kriege kein Unglück?«
»Im Gegenteil, sie waren einfach der Anfang des Programms – die beiden ersten der sechzehn großen, für dieses Jahrhundert vorgesehenen Kriege. Ich bin mir durchaus bewußt, welche Gefühle, welche chemischen Gegenwirkungen meine Darlegungen in Ihnen hervorrufen: Sie würden Ihre Zeit verlieren, versuchten Sie, sich zu verstellen. Ich erwarte nicht von Ihnen, daß Sie diese Gefühle unterdrücken. Es wäre nicht der Weg zur Objektivität. Mit Absicht rufe ich sie in Ihnen hervor. Sie sollen lernen, sie in einem rein wissenschaftlichen Licht zu sehn und sie so scharf als möglich von den Tatsachen zu unterscheiden.«
Mark hielt die Augen zu Boden gesenkt. Frosts Plan für die Zukunft der Menschheit ließ ihn tatsächlich ziemlich kalt. Wirklich begriff er erst in diesem Augenblick, wie wenig ihn diese ferne Zukunft berührte und die weltweiten Vorrechte, auf denen seine Tätigkeit im Institut beruhen sollte. Er war vollauf erfüllt vom Widerstreit zwischen dem Vorsatz, diesen Männern kein Vertrauen zu schenken, sich durch nichts zur Mitarbeit verlocken zu lassen und der bedrohlichen Kraft einer entgegengesetzten Empfindung. Denn hier, sicherlich endlich hier, flüsterte sein Wunsch ihm zu, war der wahre innere Kreis mit seinem Mittelpunkt außerhalb der Menschenwelt, lag das letzte Geheimnis, die oberste Gewalt, die höchste Einweihung. Daß diese Macht durch und durch böse war, vermin-

derte ihre Anziehungskraft keinesfalls. Keine Freudenbotschaft hätte die fieberhafte Erregung dämpfen können, die seine Pulse heftig schlagen ließ. Er ahnte, daß Frost diese Spannung genau erkannte und auch sein Widerstreben, ja er würde in aller Ruhe mit dieser Spannung rechnen, um sein Opfer willfährig zu machen.
Ein sich immer mehr verstärkendes Klopfen und Rütteln an der Tür veranlaßte Frost sich umzuwenden. »Scheren Sie sich weg!« sagte er laut. »Was soll diese Unverschämtheit?« Verworrene Rufe draußen vor der Tür waren zu hören, das Klopfen dauerte an. Frosts Lächeln verstärkte sich, als er öffnete. Sogleich wurde ihm ein Blatt Papier zugesteckt. Als er es las, zuckte er heftig zusammen. Ohne Mark anzusehn, verließ er die Zelle. Mark hörte, wie er die Tür hinter sich abschloß.

DER REITER IN DER STURMNACHT

»WAS DAS FÜR Freunde sind!« sagte Ivy Maggs und meinte Pinch, die Katze, und Bultitude, den Bären. Der Bär hatte sich am Herdfeuer niedergehockt, den Rücken gegen die warme Wand. Seine Backen waren so feist und seine Augen so klein, daß er aussah, als ob er immer lächle. Nachdem die Katze mit erhobenem Schwanz hin und hergestrichen war und sich an seinem Bauch gerieben hatte, hatte sie sich endlich zwischen seinen Tatzen zum Schlaf zusammengerollt. Die Dohle, regungslos auf der Schulter des Meisters sitzend, hatte schon längst den Kopf unter den Flügel gesteckt. Frau Dimble stopfte, als ob es ihr Leben gelte, im Hintergrund der Küche ein Paar Socken und kräuselte bei Ivys Worten ein wenig die Lippen. Sie konnte nicht zu Bett gehen. Wenn die andern nur still wären. Ihre Angst hatte den Punkt erreicht, in dem der kleinste Zwischenfall sie reizen konnte. Sobald aber jemand sie beobachtete, trug sie sogleich wieder eine ruhige Miene zur Schau. Diese Selbstbeherrschung hatte sie in jahrelanger Übung erworben.
»Wendet man auf diese beiden Kreaturen das Wort „Freunde“ an«, bemerkte MacPhee, »so vermenschlicht man. Sie sind kaum Wesen nach Menschenart. Dafür gibt es keinen Beweis.«
»Weshalb macht sie sich dann an ihn heran?« fragte Ivy.
»Wahrscheinlich sucht sie Wärme«, antwortete MacPhee. »Bei ihm

ist sie vor Zugluft geschützt. Vielleicht hat sie auch in seiner vertrauten Nähe das Gefühl der Sicherheit. Möglicherweise spielen auch dunkle verdrängte Geschlechtstriebe mit.«
»Nein wirklich«, versetzte Ivy Maggs voller Entrüstung, »Herr MacPhee, es ist schändlich von Ihnen, derartiges zwei stummen Tieren nachzusagen. Ich habe nie gesehn, daß Bultitude oder Pinch, die Ärmste...«
»Ich sagte, verdrängte«, unterbrach MacPhee mit trockenem Ton, »andrerseits ist das Aneinanderreiben von Fell und Pelz gut gegen Ungeziefer. Sie werden beobachten...«
»Wollen Sie damit sagen, sie hätten Flöhe«, fiel ihm Ivy in das Wort, »ich sage Ihnen, Sie wissen genau so gut wie ich, daß sie keine haben.«
Sie hatte recht, denn MacPhee selbst zog allmonatlich einen Overall an und seifte mit Würde im Waschhaus Bultitude von Kopf bis Fuß ein, übergoß ihn mit Eimern von lauem Wasser und rumpelte ihn zum Schluß mit Tüchern trocken – eine Arbeit für einen halben Tag, bei der er sich keine Hilfe gefallen ließ.
»Was meinen Sie dazu, Herr?« fragte Ivy mit einem Blick auf den Meister.
»Ich?« versetzte Ransom. »Mir scheint, MacPhee trägt Unterscheidungen in das Tierleben, die darin nicht vorkommen, und versucht festzustellen, welcher Art die Gefühle von Pinch und Bultitude zugeordnet werden können. Bevor man leibliche Bedürfnisse von Zärtlichkeiten und Liebesgefühle von Nächstenliebe unterscheiden kann, muß man erst zum Menschen herangereift sein. Was in der Katze und im Bären vorgeht, ist ein einfaches, nichtverfeinertes Gefühl, es enthält sowohl etwas von „Freundschaft" als auch von „Leibesbedürfnis". Aber nicht bei beiden auf gleicher Linie.«
»Ich habe nie geleugnet, daß sie gern beisammen sind«, sagte MacPhee.
»Das hab ich doch auch gemeint«, versetzte Ivy Maggs.
MacPhee stampfte kurz mit dem Fuß vor Ungeduld und sagte etwas, das zuerst von Ransoms Lachen und dann von einem heftigen Windstoß übertönt wurde: er rüttelte so heftig am Fenster, als wolle er es in die Küche schleudern.
»Eine schreckliche Nacht für sie!« sagte Frau Dimble.
»Das gefällt mir«, erklärte Camilla. »Am liebsten wär ich auch

draußen. Draußen, auf einem hohen Berg. Ach, Herr, hätten Sie mich doch mitgehn lassen!«

»Das haben Sie gern?« meinte Ivy. »Oh, ich nicht! Hören Sie nur, wie der Sturn das Haus umtobt! Wäre ich allein, ich fürchtete mich. Sogar wenn Sie oben wären, Herr. Ich meine immer, in solch einer Nacht könnten sie kommen.«

»Ob das Wetter so ist oder so, Ivy, ist ihnen einerlei«, entgegnete Ransom.

»Wissen Sie«, sagte Ivy mit gedämpfter Stimme, »etwas begreife ich nicht. Sie sind mir so unheimlich, die da bei Ihnen zu Besuch sind. Nicht um alles in der Welt würde ich jenen Teil des Hauses betreten, wüßte ich, sie sind da, und wenn Sie mir hundert Pfund zahlten. Vor Gott hab ich nicht dieses Gefühl. Und Er wäre doch viel furchtbarer, wenn Sie mich recht verstehn.«

»Sie haben recht, was Sie über die Mächte sagen«, antwortete der Meister. »Engel sind im allgemeinen keine gute Gesellschaft für Menschen, selbst wenn es gute Engel und gute Menschen sind. Bei Paulus steht es. Was aber Maleldil angeht, so ist das ganz anders – durch das Geschehen von Bethlehem hat es sich geändert.«

»Es geht schon stark auf Weihnachten«, wandte sich Ivy an alle Anwesenden.

»Vorher wird noch Maggs zu uns kommen«, behauptete Ransom.

»In ein, zwei Tagen, Herr!« setzte Ivy hinzu.

»Ist das nur der Wind?« fragte Grace Ironwood.

»Es klang mir wie ein Pferd«, meinte Frau Dimble.

»Wahrhaftig!« rief MacPhee aufspringend. »Weg da, Bultitude, ich brauche meine Gummistiefel! Wahrscheinlich sind es wieder die zwei Gäule von Broad, die zertrampeln meine Selleriebeete. Hätten Sie mich nur gleich beim erstenmal zur Polizei gehn lassen! Daß der Mann es nicht fertig bringt, sie festzumachen...« Er knöpfte seinen Regenmantel zu, seine übrigen Worte waren nicht zu verstehn.

»Meine Krücke, bitte, Camilla!« sagte Ransom. »Warten Sie, MacPhee! Wir wollen zusammen zum Tor gehn, Sie und ich. Meine Damen, bleiben Sie hier!«

In seinem Gesicht erschien ein Ausdruck, wie sie ihn noch nie an ihm bemerkt hatten. Wie versteinert saßen die vier Frauen, mit starren, großen Augen.

Gleich darauf standen Ransom und MacPhee im Abwaschraum. Die Hintertür ratterte durch den Wind so stark in ihren Angeln, daß nicht zu unterscheiden war, ob jemand geklopft hatte oder nicht.

»Öffnen Sie jetzt!« gebot Ransom.

Und dann standen sie hinter der Tür.

Einen Augenblick zerrte MacPhee an den Riegeln. Ob er die Anordnung befolgen wollte oder nicht – es blieb zweifelhaft –, der Sturm warf die Tür gegen die Wand, und MacPhee war im Nu dahinter eingezwängt. Ransom, bewegungslos vorgeneigt auf seinen Krücken, sah beim Schimmer des Lichtes, das aus dem Raum in die Dunkelheit fiel, ein mächtiges Pferd, von Schweiß bedeckt, tropfend von Schaum. Das gelbe Gebiß blinkte, die Nüstern waren gebläht, die Ohren an den Kopf zurückgelegt, die Augen flammten. So dicht war es an die Tür herangeprescht, daß seine Vorderhufe auf der Schwelle standen. Es hatte weder Sattel noch Steigbügel, noch Zaumzeug. Ein Mann schwang sich herab. Seine große und breite Gestalt wirkte wie die eines Riesen. Das rötlichgraue Haupthaar und der Bart umflatterten sein Gesicht, so daß es kaum zu erkennen war. Erst als er einen Schritt vorwärts getan hatte, konnte Ransom die Kleidung erkennen – die abgerissene, schlecht sitzende Khakijacke, die schlappende Hose und die Schuhe ohne Kappen.

DER MANN IM BETT

INMITTEN EINES der großen Zimmer des Instituts, wo ein helles Feuer brannte und Kristall und Silber auf der Anrichte funkelten, stand ein großes Bett. In tiefem Schweigen beobachtete der Vizedirektor, wie vier junge Männer ehrfürchtig und mit fast ärztlicher Behutsamkeit auf einer Tragbahre eine Last hereintrugen. Als sie die Decken zurückschlugen und die Last auf das Bett niederlegten, öffnete sich Withers Mund ein wenig. So gespannt war sein Ausdruck, daß sich für einige Augenblicke seine wirren Züge glätteten und er beinah wie ein gewöhnlicher Mensch aussah. Auf dem Bett lag ein unbekleideter, lebendiger, doch anscheinend bewußtloser Mann. Wither beauftragte die Träger, Wärmflaschen an seine Füße zu legen und den Kopf durch Kissen hochzubetten. Nachdem es ge-

schehn war und sie sich entfernt hatten, rückte Wither einen Stuhl an das Fußende des Bettes und setzte sich, um das Gesicht des Schläfers zu beobachten.

Der Kopf war sehr groß und erschien durch den ungepflegten grauen Bart und das wirre graue Haupthaar vielleicht noch größer. Das Gesicht war außerordentlich verwittert, und wo der Hals frei vom Bart war, sah er vor Alter welk und faltig aus. Die Augen waren geschlossen, den Mund umspielte ein leises Lächeln. Der Ausdruck des Gesichts war zwiespältig. Wither betrachtete es lange, und zuweilen bewegte er den Kopf, um es von einer andern Seite anzusehn. Beinah schien es, als suche er nach Zügen, die nicht zu finden waren, und das enttäuschte ihn. Er saß nahezu eine Viertelstunde so. Dann öffnete sich die Tür, und Professor Frost trat ein. Er ging zum Bett, beugte sich nieder und betrachtete das Gesicht des Fremden ganz nahe. Dann trat er bis zum Fußende zurück und beschaute es abermals.

»Schläft er?« flüsterte Wither.

»Ich habe nicht den Eindruck. Er sieht mehr nach einem Trancezustand aus; welcher Art, weiß ich nicht.«

»Ich hoffe, Sie hegen keine Zweifel?«

»Wo hat man ihn gefunden?«

»In einer Talschlucht, ungefähr eine Meile vom Höhleneingang entfernt. Die Spur der bloßen Füße fand man fast auf dem ganzen Weg.«

»Die Höhle war leer?«

»Ja. Bald nachdem Sie mich verlassen hatten, berichtete mir Stone.«

»Sie werden für Stone sorgen?«

»Ja. Aber was meinen Sie?« Er wies mit dem Blick auf das Bett.

»Ich meine, er ist es«, sagte Frost. »Mit dem Ort stimmt es. Daß er unbekleidet ist, spricht gegen eine andere Annahme. Der Schädel erfüllt meine Erwartung.«

»Aber das Gesicht?«

»Ja, gewisse Züge wirken beunruhigend.«

»Ich hätte geschworen«, sagte Wither, »den Ausdruck eines Meisters zu erkennen, zum mindesten den Ausdruck eines Menschen, aus dem ein Meister werden kann... Sie verstehn mich. So wie bei Straik oder Studdock, nicht aber bei Fräulein Hardcastle, trotz ihrer vielen ausgezeichneten Eigenschaften.«

»Ja. Vielleicht müssen wir bei ihm auf große Rauhheiten gefaßt sein. Wer weiß, wie die Methode des Atlantischen Kreises wirklich war.«
»Gewiß, man darf nicht... hm... eng sein. Mit Sicherheit kann man annehmen, daß die Meister jenes Zeitalters nicht so streng vom gemeinen Volk getrennt waren wie wir. Im Großen Atlantischen Bereich waren vermutlich alle Arten von Gefühl und Trieb noch geduldet, während wir sie verwerfen mußten.«
»Man kann es nicht nur, man muß es vermuten. Wir dürfen nicht außer acht lassen, der ganze Plan besteht in der Verschmelzung der verschiedenen Arten der Kunst.«
»Genau. Durch das enge Zusammenwirken mit den Mächten – ihre andere Zeitrechnung und alles übrige – neigen wir vielleicht dazu, zu vergessen, wie groß, gemessen an unsern menschlichen Begriffen, die ungeheuere Lücke in der Zeit ist.«
»Was wir hier vor uns haben«, sagte Frost, auf den Schläfer deutend, »stammt nicht aus dem fünften Jahrhundert. Es ist der letzte Zeuge aus einer fernen Zeit. Er ist dem fünften Jahrhundert überkommen worden, ein Überbleibsel aus den Tagen vor der Großen Katastrophe, ja sogar vor dem primitiven Druidentum. Es weist uns bis Numinor zurück, in die Vor-Eiszeit.«
»Der ganze Versuch ist vielleicht gewagter als wir uns dachten.«
»Ich hatte schon früher Gelegenheit«, sagte Frost, »den Wunsch zu äußern, Sie möchten vermeiden, rein gefühlsmäßige Pseudo-Feststellungen in unsern wissenschaftlichen Gesprächen zu gebrauchen.«
»Mein lieber Freund«, entgegnete Wither, ohne den andern anzusehn, »ich bin mir durchaus im klaren, daß Sie diese Sache mit den Mächten besprochen haben. Ohne Zweifel sind Sie ebensogut unterrichtet über meine, mit den Mächten geführten Unterredungen hinsichtlich Ihrer Verfahrensweisen, die Anlaß zur Kritik gaben. Nichts ist zweckloser, ich möchte fast sagen gefährlicher, als der Versuch, zwischen uns beiden eine Art versteckter Disziplin einzuführen, wie wir sie von unsern Untergebenen fordern. Sicherlich ist es ganz in Ihrem Sinne, wenn ich mir erlaube, Sie auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.«
Statt zu antworten, machte Frost seinem Gefährten ein Zeichen. Beide verhielten sich schweigend und richteten ihre Blicke auf das Bett. Der Schläfer hatte die Augen geöffnet.

Der Augenaufschlag gab seinem Gesicht Ausdruck, aber einen, von ihnen nicht zu deutenden Ausdruck. Der Erwachte schien sie anzublicken, doch waren sie sich nicht sicher, ob er sie auch sah. Sekunden vergingen. Wither fiel vor allem der Ausdruck von Vorsicht in dem Gesicht auf. Aber er verriet weder Anstrengung noch Unruhe. Er ließ vielmehr auf eine gewohnte und unbetonte Bereitschaft zur Abwehr schließen, erworben durch Jahre harter, mit Gelassenheit, vielleicht sogar mit Humor gesammelter Erfahrung.
Wither stand auf, räusperte sich, und begann auf Lateinisch: *Magister Merline, Sapientissime Britonum, secreti secretorum possessor, incredibili quodam gaudio afficimur quod te domum nostram accipere nobis* – ah – *contingit. Scito nos etiam haud imperitos esse magnae artis* – *et* – *ut ita dicam...*
Aber der Mann achtete ihrer überhaupt nicht. Sie konnten nicht sehn, ob seine Augen ganz geschlossen waren oder ob er sie unter halbgeschlossenen Lidern noch beobachtete. Keinesfalls schien er aber zum Reden gewillt zu sein. Frost und Wither blickten sich fragend an.
»Man kann dieses Zimmer nur vom Nebenzimmer aus betreten, nicht wahr?« fragte Frost.
»Ja«, entgegnete der andere.
»So wollen wir in das Nebezimmer gehn und die Sache besprechen. Die Türe können wir ja offenlassen – dann hören wir, wenn er sich rührt.«

DIE WIRKUNG DER GEFÄNGNISZELLE

ALS MARK SO plötzlich von Frost allein gelassen worden war, fühlte er zuerst im Herzen eine unerwartete Erleichterung. War auch die Angst vor der Zukunft nicht von ihm gewichen, so schien doch im Kern seiner Furcht ein Gefühl von Befreiung aufzustehn. Er hatte es nicht länger nötig, um das Vertrauen dieser Männer zu werben. Alle diese armseligen Hoffnungen konnte er abschütteln. Das war fast beglückend. Nach den zahlreichen fehlgeschlagenen Verhandlungen wirkte der offene Kampf belebend.
Die Zustimmung des eigenen Gewissens wirkt berauschend, und gar auf jene, die nicht daran gewöhnt sind. In wenigen Minuten gelangte Mark von dieser ersten Ahnung einer Befreiung zu einer be-

wußten Kämpferstellung und dann in einen Aufschwung, wie ihn ein hochgesteigerter Mut gewährt. Sein eignes Bild als Held und Märtyrer schwebte ihm vor Augen und schien all die unerträglichen, in den letzten Stunden zurückgelegten Entwicklungsstufen zu verdunkeln. Bei Gott! Nicht jeder hätte Frosts Lockung widerstanden, die Schranken des Lebens zu durchbrechen und einzudringen in das Gebiet, nach dem die Menschen seit Anfang der Welt ausspähten. Wie mächtig hätte ihn das früher angereizt!

Früher einmal... Mit jäher Gewalt packte ihn ein brennendes, heißhungriges Verlangen. Es schien ihn förmlich zu würgen, zu schütteln, wie eine Ratte von einem Hund geschüttelt wird. Niemand wird dieses Gefühl verstehn, der es nicht schon erlebt hat. Manche Romanschreiber nennen es Wollust – eine treffliche, nach innen erhellende Bezeichnung, aber ganz falsch, wenn sie nach außen zielt, denn es hat nichts mit dem Fleisch zu tun.

Doch es ist in zwiefacher Hinsicht Lust – Lust, wie sie sich in den finstersten und tiefsten Gründen ihrer Irrgärten kundgibt, und Lust, die das ganze All entzaubert. Liebe, Ehrgeiz, Hunger, ja die Lust selber muteten Mark jetzt so fade an wie gewässerte Milch, als wären diese Triebe nur ein Spiel für Kinder, nicht wert eines Nervenzuckens. Die unerhörte Anziehungskraft dieser finstern Macht schien alle andern Leidenschaften aufzusaugen. Was übrig blieb, kam ihm fahl, abgeblaßt und schal vor – eine Welt farbloser Ehen, farbloser Volksmassen, ungewürzter Gerichte, wertlosen Trödels.

An Jane konnte er nur mit Begehren denken; doch auch dieses Lustverlangen hatte eigentlich nichts Verlockendes mehr. Verglichen mit dem wirklichen Drachen, war diese Schlange harmlos. In einem andern Sinn war es aber doch Lust.

Vergebliches Trachten, einem verführten Menschen die Verruchtheit seiner Verderbnis klar zu machen! Während die Leidenschaft ihn übermannt, ist der Schauder die Würze seiner Sucht. Die Schändlichkeit selber wird zum Ziel seines Verlangens. Schönheit bietet längst keinen Reiz mehr.

Und so war es bei Mark.

Die Überwesen, von denen Frost gesprochen hatte – waren sie nicht schon in seiner Zelle? – würden Verderben über die Menschenwelt hauchen und alle ihre Freuden. Und wiewohl dies ihre Absicht war, sog, zog und zauberte es ihn dennoch zu ihnen hin.

Niemals hatte er früher von der furchtbaren Macht einer widernatürlichen Bewegung gewußt, wie sie ihn jetzt mit sich riß, nichts von dem Trieb, alles Entgegengesetzte umzubiegen und jeden Kreis dem Uhrzeigersinn entgegen zu ziehn. Der Sinn gewisser Bilder in Frosts Gespräch über »Objektivität« und über Hexenkunst in alten Zeiten, leuchtete ihm nun ein. Withers Gesicht tauchte in seiner Vorstellung auf: und diesmal empfand er nicht nur Abscheu vor ihm. Schaudernd, doch auch befriedigt, stellte er fest, Wither und er hatten gemeinsame Erfahrungen. Auch Wither wußte darum... auch Wither verstand...

Im selben Augenblick kam ihm wieder in den Sinn, daß man ihn wahrscheinlich umbringen werde. Kaum dachte er daran, gewahrte er auch schon wieder ringsum die Zelle, den engen, leeren, weißen Raum mit der grellen Beleuchtung. Er hockte auf dem Boden und zwinkerte in das Licht. Er konnte sich nicht erinnern, der Zelle in den letzten Augenblicken bewußt geworden zu sein. Wo war er nur gewesen?

Wenigstens war er nun wieder bei vollem Bewußtsein. Unsinnig, zu denken, er hätte mit Wither irgendetwas gemeinsam. Selbstverständlich würden sie ihn umbringen, wenn er sich nicht aus eigener Kraft befreien könnte. Was hatte er denn gedacht und gefühlt, daß er es vergessen konnte?

Allmählich wurde ihm klar, eine Art Angriff ausgehalten zu haben, ohne den geringsten Widerstand. Zugleich mit dieser Einsicht suchte ihn ein neuer Schrecken heim. Obwohl er Anbeter der Stoffwelt war, hatte er dennoch zeitlebens ohne Schwanken und sogar sorglos an die Freiheit des eigenen Willens geglaubt. Selten hatte er einen ernsthaften Entschluß gefaßt, und da er sich vor ein paar Stunden vorgenommen hatte, der Belbury-Gesellschaft nicht länger zu trauen, hielt er es für eine Selbstverständlichkeit, diesen Entschluß auch zu verwirklichen. Er wußte natürlich, er sollte »seinen Geist ändern«. Bis es soweit wäre, würde er seinen Plan ausgeführt haben.

Noch nie hatte er die plötzliche Änderung seiner Gesinnung durch äußere Einflüsse erlebt, ihre Verwandlung bis zur Unkenntlichkeit. Es war ungerecht, daß so etwas geschehn konnte... Da versuchte nun ein Mensch – zum erstenmal in seinem Leben – das zu tun, was handgreiflich das Rechte zu sein schien, und was Jane, die Dimbles

und Tante Gilly gutgeheißen hätten – und dem Weltall fiel es nicht ein, ihn dabei zu unterstützen! Das Wenige, das Mark als Halbgebildeter in seinem Leben von der Gotteslehre aufgelesen hatte, lebte stärker in seinem Innern fort, als er auch nur ahnte. Er sagte sich – wiewohl er es niemals in Worte gekleidet hätte –, nunmehr sei das Weltall an der Reihe, ihn für seine guten Vorsätze zu belohnen. Und da ließ es einen im Stich, gerade da man getrachtet hatte, gut zu sein. Es reißt eine Kluft auf, wie du sie nie erträumtest, und erfindet neue Gesetze, zu dem einzigen Zweck, dich fallen zu lassen. So hatten also die Spötter recht. Bei diesem Einfall stutzte er plötzlich. Was hatte er nur wieder für eine Bitterkeit im Herzen? Überkam ihn neuerdings die alte Stimmung? Nur das nicht, um keinen Preis! Er ballte die Fäuste. Nein, nein, nein! Lange konnte er es nicht mehr aushalten. Er sehnte sich nach Jane, sehnte sich nach Frau Dimble, sehnte sich nach Denniston. Er sehnte sich nach irgendeinem, nach irgendetwas. »Laßt mich nicht wieder dorthin zurück!« hallte es in ihm, »laßt es nicht zu!« Den Sinn seines ganzen Lebens enthielt dieser Aufschrei. Das fürchterliche Bewußtsein, die letzte Karte ausgespielt zu haben, ließ langsam ein Gefühl von Frieden in ihm aufkeimen. Nichts mehr war zu tun. Unwillkürlich löste sich der Krampf seiner Muskeln. Sein jugendlicher Körper war so todmüde von diesem Tag, daß er sogar den harten Boden dankbar als Lager annahm. Auch die Zelle kam ihm förmlich gesäubert und geleert vor, als wäre auch sie der Zwiste und Spannungen leid, deren Zeuge sie gewesen. Ausgeleert war sie wie der Himmel nach dem Regen, müde wie das Kind nach dem Weinen.

Mark fühlte dumpf, daß die Nacht nun bald zu Ende sein müsse – und er sank in Schlaf.

DER FREMDE REITER

»STEHEN BLEIBEN! Bleibt, wo Ihr steht und nennt mir Euern Namen und Euer Anliegen!« rief Ransom.

Die abgerissene Gestalt auf der Schwelle neigte den Kopf etwas seitlich, wie ein Schwerhöriger. Im selben Augenblick stürmte der Wind durch die offene Tür in das Haus. Die Seitentür zwischen

Küche und Abwaschraum schlug krachend zu und sonderte die drei Männer von den Frauen. Eine große Blechschüssel klapperte in den Ausguß. Der Fremdling tat noch einen Schritt in das Haus herein.
»*Sta!*« rief mit mächtiger Stimme Ransom: »*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, dic mihi qui sis et quam ob causam venenis.*« Und wiederholte: Steht still! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes: sagt mir, wer Ihr seid und weshalb Ihr kommt.
Der Fremde hob die Hand, um das regennasse Haar aus der Stirn zu streifen. Das Licht fiel mitten in sein Gesicht. Ransom hatte von ihm den Eindruck unermeßlicher Ruhe. Jede Muskel dieses Mannes schien wie bei einem Schlafenden entspannt zu sein. Ganz ruhig stand er da. Jeder neue Regentropfen, der von seinem Khakimantel auf den gekachelten Boden fiel, traf genau die alte Stelle. Ohne sonderliche Neugierde hafteten seine Blicke an Ransom. Endlich wandte er den Kopf nach links, wo die Tür gegen die Mauer gelehnt war. Hinter ihr verbarg sich MacPhee.
»Kommt hervor!« sagte der Fremde auf lateinisch. Seine Worte klangen beinah wie ein Flüstern, doch in so tiefer Tonlage, daß sie sogar in dem vom Sturm durchfegten Raum die Luft zittern machten. Noch mehr aber war Ransom darüber erstaunt, daß MacPhee sofort gehorchte. Hervorkommend, blickte er nicht auf ihn, nur auf den Fremden. Dann begann er in unerwarteter Weise laut zu gähnen. Der Fremde musterte ihn von Kopf bis Fuß und wandte sich dann an den Meister.
»Bursche«, sagte er in lateinischer Sprache, »melde dem Herrn dieses Hauses, daß ich da bin.«
Indes er sprach, schlug ihm der Sturmwind den Mantel um die Beine und schleuderte ihm das Haar in die Stirn. Doch stand er mächtig da wie ein festgewurzelter Baum. Er schien es nicht eilig zu haben. Auch seine Stimme klang, wie ein Baum geklungen hätte, wäre ihm Sprache verliehn: breit, langsam und bedächtig stieg sie förmlich durch Wurzelreich, Lehm und Grabhügel aus Erdentiefen herauf.
»Ich bin der Herr!« antwortete Ransom in der gleichen Sprache.
»Das mag sein!« versetzte der Fremdling. »Und dieser Grünschnabel da ist wohl Euer Bischof?«
Sein Lächeln war kaum wahrnehmbar, aber in seinen Augen funkelte beunruhigend Spottlust. Plötzlich tat er mit dem Kopf einen Ruck nach vorne und näherte sein Gesicht Ransoms Antlitz.

»Meldet Euerm Gebieter, ich sei gekommen!« wiederholte er in dem gleichen Ton wie zuvor.
Ohne mit der Wimper zu zucken, schaute Ransom ihn an.
»Wollt Ihr wirklich«, sagte er dann, »daß ich meine Gebieter herbeirufe?«
»Eine Dohle aus der Klause eines Einsiedlers«, versetzte der Fremdling, »kann ebensogut ein gelerntes Bücherlatein herschwatzen. Sagt mir, Männlein, wer Euch berufen hat?«
»Das geht nur in einer andern Sprache«, entgegnete Ransom.
»Eine Dohle könnte auch griechisch plappern.«
»Es ist nicht Griechisch.«
»Dann her mit Euerm Hebräisch!«
»Es ist nicht Hebräisch!«
»Nun«, sagte der Fremdling und ließ etwas wie ein Kichern vernehmen, ein in seinem mächtigen Brustkasten tief verborgenes Kichern, das sich lediglich durch ein leises Zucken seiner Schultern verriet, »wenn Ihr mit dem Gestotter der Barbaren kommen wollt, so wird es schwer halten. Dennoch werde ich Euer Geplapper überplappern. Das gibt einen prächtigen Wettkampf.«
»Euch mag es die Sprache der Barbaren dünken«, sagte Ransom, »denn es ist lang her, daß sie erklang. Nicht einmal auf den Straßen von Numinor hörte man sie.«
Der Fremdling tat nicht überrascht. Sein Gesicht blieb so unbewegt wie seither. Aber er war aufmerksam geworden.
»Gefährlicher Tand gaben Euch Euere Gebieter zum Spielen«, sagte er. »Sagt mir, Sklave, was ist Numinor?«
»Der wahre Westen«, erwiderte Ransom.
»Richtig...« sagte der andere und fügte nach einer Pause hinzu: »Geringe Aufmerksamkeit erweist man Gästen in diesem Haus. Ein kalter Wind bläst mir in den Nacken – und ich schlief lange. Wie Ihr seht, trat ich bereits über die Schwelle.«
»Ich hielt es für Fopperei«, versetzte Ransom. »Machen Sie die Tür zu, MacPhee!« gebot er auf Englisch. Als keine Antwort kam, blickte sich Ransom nach MacPhee um und merkte, daß er im Abwaschraum auf dem Stuhl sitzend schlief.
»Was soll diese Narretei?« fragte Ransom, dem Fremden scharf in die Augen blickend.
»Seid Ihr wirklich der Herr des Hauses, so bedarf es keiner Erklä-

rung. Seid Ihr es nicht, bedarf es dann einer Erklärung? Habt keine Angst! Euerm Pferdeknecht geschah nichts zuleide.«
»Das werden wir bald sehn«, erwiderte Ransom. »Euere Anwesenheit fürchte ich nicht. Vielmehr fürchte ich Euere mögliche Flucht. Schließt die Türe, wenn Ihr wollt, Ihr seht ja, mein Fuß ist krank.«
Der Fremde griff mit der Linken hinter sich, ohne Ransom aber aus den Augen zu lassen, faßte nach der Türklinke und schlug die Tür zu. MacPhee rührte sich nicht.
»Wie steht es also mit Euern Gebietern?« sagte der Gast.
»Meine Gebieter sind die Oyéresu!«
»Woher wißt Ihr diesen Namen?« fragte der Fremde. »Und solltet Ihr wirklich dem Hohen Rat angehören: warum kleidet Ihr Euch wie ein Sklave?«
»Euer eigenes Gewand«, entgegnete Ransom, »scheint mir auch nicht das eines Druiden zu sein.«
»Der Hieb sitzt!« sagte der andere. »Da Ihr Kenntnisse habt, beantwortet mir drei Fragen, wenn Ihr es Euch zutraut!«
»Ich will sie beantworten, wenn ich kann. Um meinen Mut müßt Ihr Euch nicht sorgen.«
Der Fremde dachte einen Augenblick nach. Dann stellte er in leicht singendem Tonfall, als wollte er ein altes Lesestück wiederholen, in zwei lateinischen Strophen die Frage: »Wer wird Sulva genannt? Wie ist ihr Weg? Und weshalb ist ihr Schoß unfruchtbar auf einer Seite? Wo sind die kalten Ehen?«
Ransom antwortete: »Sulva wird von den Sterblichen Luna, Mondgöttin, genannt. Sie wandelt in der untersten Sphäre. Die eine Seite ihrer Scheibe blickt zu uns und teilt unser Elend. Die andere Seite schaut in die Tiefen Himmel. Glückselig jener, der diese Grenze überschreiten und auf die Gefilde der andern Seite blicken kann! Auf der uns zugewandten Seite ist der Schoß unfruchtbar, und die Ehen sind kalt. Da haust ein fluchwürdiges Volk – Hochmut und Lüste sind sein Teil. Ehelicht dort ein junger Mann ein Mädchen, so ruhen sie nicht beieinander: ein jeder von ihnen ruht mit einem kunstvoll nachgeahmten Bildwerk des andern, das teuflische Reize erwärmen und bewegen. Der wirkliche Leib bereitet ihnen keine Freude, so überspitzt sind ihre Lustgedanken. Ihre leiblichen Kinder stellen sie an geheimen Orten durch abscheuliche Künste her.«
»Richtig geantwortet!« sagte der Fremde. »Nur drei Menschen le-

ben meines Wissens auf der Welt, die diese Frage beantworten können. Meine zweite wird schwieriger sein. Wo ist der Ring des Königs Arthur? Welcher Herr verwahrt einen solchen Schatz in seinem Hause?«

»Der Ring des Königs«, antwortete Ransom, »schmückt die Hand Arthurs selber. Er hat seinen Sitz im Hause der Könige, im Lande Abhalljin, dem kelchförmigen Land jenseits der Meere von Lur in Perelandra. Arthur ist nicht tot. Der Herr nahm ihn mit Leib und Seele zu sich auf, gleich Enoch und Elias, wie Moses und Melchisedech, den König, bis an das Ende der Zeiten und bis zum Untergang Sulvas. In der Halle des Melchisedech funkelt der Ring am Zeigefinger des Pendragon.«

»Richtig geantwortet!« versetzte der Fremde. »In meinem Hohen Rat hieß es, nur zwei Menschen auf der Welt wüßten Antwort. Meine dritte Frage kann jedoch niemand außer mir beantworten: Wer wird dereinst Pendragon sein, wenn Saturn aus seiner Sphäre niedersteigt, und in welcher Welt erlernte er die Kriegskunst?«

»In der Welt der Venus habe ich die Kriegskunst erlernt«, antwortete Ransom, »Lurga wird jetzt niedersteigen. Ich bin der Pendragon.«

Als er dies gesagt hatte, trat er einen Schritt zurück, denn der Riese hatte sich in Bewegung gesetzt. Ein neues Feuer brach aus seinen Augen. Wer die beiden gesehn hätte, wie sie einander gegenüber standen, hätte vielleicht gemeint, sie würden im nächsten Augenblick miteinander kämpfen. Aber der Fremde bezeugte keine feindliche Absicht. Langsam, gewichtig, doch nicht unbeholfen sank er, wie ein Berg talwärts wogt, auf das Knie, indes sein Gesicht auf gleicher Höhe blieb wie das Antlitz des Meisters.

NACHTWACHE

»FÜR UNS EINE durchaus unerwartete Belastung!« sagte Wither zu Frost. Sie saßen bei offner Tür im Nebenzimmer. »Ich muß gestehn, über die Schwierigkeiten hinsichtlich der Sprache habe ich mir keine ernstlichen Vorstellungen gemacht.«

»Wir müssen uns sogleich einen Studenten der keltischen Sprache verschaffen«, sagte Frost. »In der Philologie sind wir bedauerlich

schwach. Ich weiß im Augenblick gar nicht, wer das meiste über das Altbritische entdeckt hat. Ransom wäre der richtige Mann, wenn man ihn erreichen könnte. Vermutlich ist in Ihrer Abteilung nichts über ihn bekannt.«

»Ich brauche wohl kaum zu betonen«, sagte Wither, »daß wir Doktor Ransom keineswegs nur seiner Sprachkenntnisse wegen besonders gern finden möchten. Wäre nur die geringste Spur von ihm zu entdecken, Sie könnten überzeugt sein, längst hätten Sie die... hm ... Genugtuung, ihn leibhaftig hier zu sehn.«

»Sicherlich. Er wird aber zur Zeit nicht auf der Erde sein.«

»Ich traf ihn einmal«, sagte Wither, wobei er seine Augenlider zur Hälfte zukniff. »Auf seine Weise ist er ein hervorragender Mann, dessen Einsichten und Eingebungen von unendlichem Wert wären, hätte er sich nicht der Sache des Rückschritts verschrieben. Ein betrüblicher Gedanke...«

»Natürlich! Straik spricht doch Wallisisch«, unterbrach ihn Frost. »Seine Mutter stammte aus Wales.«

»Sicherlich wäre es angenehmer«, bemerkte Wither, »wenn wir sozusagen die ganze Angelegenheit innerhalb der Familie erledigen könnten. Es wäre mir vor allem sehr peinlich – und Sie werden gewiß nicht anders empfinden – müßten wir einen keltischen Sachverständigen von auswärts zuziehn.«

»Diesen Sachverständigen könnte man selbstverständlich sofort beseitigen, sobald seine Dienste nicht mehr benötigt werden«, antwortete Frost. »Das Störende daran ist nur der Zeitverlust. Was für Fortschritte haben Sie mit Straik erzielt?«

»Wirklich ausgezeichnete«, sagte der Vizedirektor. »Ich bin sogar etwas enttäuscht darüber, mein Schüler schritt so rasch fort, daß ich deshalb auf einen mir sehr zusagenden Plan, wie ich gestehe, verzichten muß. Als Sie aus dem Zimmer waren, dachte ich daran, wie ausgezeichnet passend und zufriedenstellend es wäre, unsere beiden Schüler miteinander zugleich einzuweihn. Wir hätten meines Erachtens beiden den Puls gefühlt... Da aber Straik noch vor Studdock bereit sein wird, fühle ich mich nicht berechtigt, ihm im Wege zu sein. Sie werden, lieber Freund, begreifen, daß ich da keine Probe anstellen will, welche unserer beiden Vorbereitungsarten die wirkungsvollere ist.«

»Das könnten Sie auch nicht tun. Ich habe Studdock erst einmal

verhört und dabei den Erfolg gehabt, den ich vom erstenmal erwarten durfte. Straik habe ich nur erwähnt, um zu erfahren, ob er uns schon so weit verpflichtet ist, daß man ihn unserm Gast ohne Bedenken vorstellen könnte.«

»Nun ... was das Verpflichtet-Sein angeht ...« meinte Wither, »könnte man in diesem Augenblick feinere Unterscheidungen, auch bei voller Anerkennung ihrer Wichtigkeit, ruhig beiseite lassen. Ich würde nicht zögern ... wir sind durchaus berechtigt ...«

»Ich meine«, sagte Frost, »jemand sollte hier Wache halten. Unser Gast kann jeden Augenblick erwachen. Unsere Schüler Straik und Studdock könnten miteinander abwechseln. Ich sehe nicht ein, warum sie sich nicht schon vor ihrer Einweihung nützlich machen sollten. Selbstverständlich werden wir sie beauftragen, uns sofort anzurufen, wenn sich etwas ereignet.«

»Meinen Sie, Herr ... äh ... Studdock sei weit genug?«

»Darauf kommt es nicht an«, antwortete Frost. »Was könnte es schon schaden! Fort kann er nicht. Und in der Zwischenzeit ist auch nur einer zum Aufpassen nötig. Es wäre eine brauchbare Eignungsprüfung.«

DER MEISTER UND SEINE LEUTE

MACPHEE WURDE durch heftiges Rütteln seiner Schultern geweckt. Soeben hatte er im Traum sowohl Ransom als auch Alcasans Kopf im Streitgespräch abgetan durch zweischneidige, widerspruchsvolle Beweise, an die er sich aber hernach nicht mehr erinnern konnte. Plötzlich spürte er, daß er fror und sein linker Fuß eingeschlafen war. Dann sah er Dennistons Augen auf sich gerichtet. Im Abwaschraum schien es von Leuten zu wimmeln – Denniston, Dimble und Jane. Sie waren sehr schmutzig, abgerissen und durchnäßt.

»Sind Sie bei sich?« fragte Denniston. »Ich bemühe mich schon seit ein paar Minuten, Sie wach zu kriegen.«

»Alles in Ordnung?« rief MacPhee aus, schluckte ein paarmal und leckte sich die Lippen. »Ja, alles in Ordnung!« Dann setzte er sich auf. »Ein ... ein Mann war hier ...«

»Was für ein Mann?« fragte Denniston.

»Nun, das war so ... Es ist nicht ganz leicht ...« stotterte MacPhee,

»um die Wahrheit zu sagen, ich bin eingeschlafen, als ich mit ihm sprach. Ich kann mich nicht genau erinnern, was wir sprachen.«
Die andern sahen sich vielsagend an. Wenn auch MacPhee in kalten Winterabenden einen kleinen heißen Punsch gern mochte, war er doch ein nüchterner Mann. Noch nie hatten sie ihn in einer solchen Verfassung gesehn. Im nächsten Augenblick sprang er auf.
»Gott steh uns bei!« rief er. »Er war hier mit dem Meister. Wir müssen rasch machen, wir müssen sofort das Haus und den Garten durchsuchen. Er war ein Betrüger oder ein Spion! Ich weiß nicht, was mit mir los war. Ich war eingeschläfert worden. Ein Pferd war auch dabei, und das Pferd kam mir verdächtig vor.«
Dieser letzte Hinweis hatte auf die andern eine schlagende Wirkung. Denniston riß die Küchentür auf, die ganze Gesellschaft stürzte ihm nach. Eine Sekunde lang erblickten sie im schwachen, rötlichen Schein des Herdfeuers, das schon lange nicht mehr nachgelegt worden war, undeutliche Gestalten. Als Denniston den Schalter gefunden und Licht gemacht hatte, atmeten alle erleichtert auf. Die vier Frauen saßen da und schliefen fest. Auch die auf der Lehne eines unbesetzten Stuhles hockende Dohle war eingeschlafen. Meister Petz Bultitude schlief ebenfalls. Er lag neben dem Herd ausgestreckt und ließ ein leises, kindhaftes, so gar nicht zu seinem Umfang passendes Schnarchen in der tiefen Stille hören. Mutter Dimble saß einigermaßen unbequem und schlief, den Kopf auf der Tischplatte, auf den Knien eine zur Hälfte gestopfte Socke. Dimble betrachtete sie mit einem scheuen Gefühl des Mitleids, wie es Männer stets für eine Schlafende hegen, vor allem, wenn es die eigene Frau ist. Camilla ruhte im Schaukelstuhl in überaus anmutsvoller Gelöstheit, gleich einem Tier, das gewöhnt ist, an jedem Ort zu schlafen. Ivy Maggs schlief auf ihre Art: ihr etwas gewöhnlicher Mund war offen. Grace Ironwood saß kerzengerade, als wäre sie hellwach, und schien sich mit kühler Geduld in die etwas demütigende Bewußtlosigkeit gefügt zu haben.
»Denen geschah nichts«, sagte MacPhee aus dem Hintergrund. »So hat er es auch mit mir gemacht. Wir haben keine Zeit, sie zu wecken. Gehn wir weiter!«
Von der Küche kamen sie in den mit Fliesen belegten Gang. Alle, MacPhee ausgenommen, spürten nach ihrem Kampf mit Wind und Wetter auf das Innigste die Stille des Hauses. Und als sie ein Licht

nach dem andern einschalteten, zeigten sich ihnen leere Zimmer, leere Gänge, das Bild verlassener Räume zur Nachtzeit: im Kamin kein Feuer mehr, eine Abendzeitung auf einem Sopha, eine stehengebliebene Uhr. Sie hatten im Erdgeschoß nichts anderes zu finden erwartet.
»Nun hinauf!« sagte Dimble.
»Oben brennt Licht«, rief Jane, als sie zur Treppe kamen.
»Wir haben es selber vom Gang aus eingeschaltet«, erklärte Dimble.
»Ich glaube nicht«, meinte Denniston.
»Entschuldigen Sie«, wandte sich Dimble an MacPhee, »es ist besser, wenn ich vorangehe.«
Bis zum ersten Treppenabsatz lag alles im Dunkeln. Auf den zweiten und dritten fiel Licht vom ersten Stock. Bei jedem Absatz machte die Treppe einen rechtwinkligen Knick, so daß der Vorplatz vom nächsten Stock erst nach der Biegung überblickt werden konnte. Jane und Denniston sahen Dimble und MacPhee auf dem zweiten Treppenabsatz plötzlich stehn bleiben. Ihre Gesichter waren seitlich beleuchtet, die Hinterköpfe aber ganz in Schatten getaucht. Fest zugekniffen war der Mund des Ulstermanns, sein Gesichtsausdruck verriet Bangnis und Abwehr. Dimble hatte den Mund etwas geöffnet. Jane raffte sich, obwohl sie müde war, zusammen und eilte die Treppe hinauf. Und sie sah, was die beiden sahn.
An der Balustrade standen zwei Männer und blickten auf sie herab. Der eine war in ein wallend rotes, der andere in ein blaues Gewand gekleidet. Der Meister trug das blaue Gewand. Für die Spanne eines Augenblicks meinte Jane, ein Alptraum narre sie. Die beiden feierlich gekleideten Gestalten schienen aus derselben Welt zu stammen. Was wußte sie denn auch von diesem Meister? Er hatte sie in sein Haus gebannt und Traumgesichte träumen heißen. Er hatte ihnen heute abend eine Höllenangst eingejagt. Und da standen sie, diese beiden, tauschten ihre Geheimnisse aus und taten, was Leute dieser Art tun, wenn sie unter sich sind und die Bewohner des Hauses in Schlaf versenkt haben: der eine, den man aus der Erde gegraben hatte, der andere, der im Weltraum gewesen war und ihnen eingeschärft hatte: jener andere sei ihnen feindlich gesinnt... Und jetzt, da sie einander begegnet waren, schienen sie ein Herz und eine Seele und verschmolzen förmlich miteinander wie zwei Tropfen Quecksilber. Bisher hatte Jane dem Fremden kaum einen Blick geschenkt. Der

Meister schien den Krückstock weggelegt zu haben. So aufrecht und gelassen stand er, wie Jane es kaum noch von ihm gesehn hatte. Das Licht umschimmerte seinen Bart als umwöbe ihn Schein, und auch um seinen Kopf bog sich ein Leuchten gleich einer Strahlenkrone. Während diese Bilder ihren Sinn durchschwebten, traf ihr Blick plötzlich den Fremden. Nun erst wurde sie seiner Körpergröße gewahr. Der Mann war ja ein Riese. Und er war mit dem Meister verbündet? Der Fremde hub nun an zu sprechen, wobei er mit dem Finger auf sie zeigte.
Sie verstand ihn nicht. Dimble aber hörte, wie der Fremde in einem etwas seltsamen Latein sagte: »Herr, von allen Frauen dieser Welt habt Ihr die falscheste in Euerm Haus!«
Und Dimble hörte, wie der Meister in der gleichen Sprache erwiderte: »Ihr irrt, Herr! Sie ist zwar sündig wie wir alle, doch ihr Herz ist rein.«
»Herr, laßt Euch sagen«, fuhr der Fremde fort, »sie hat in Logres etwas getan, was nicht weniger Kummer bereiten wird, als der von Balinus geführte Schlag. Sie und ihr Eheherr sollten nach dem Willen Gottes ein Kind zeugen, das die Feinde von Logres für tausend Jahre zurückgetrieben hätte.«
»Sie ist erst seit kurzem verheiratet«, entgegnete Ransom, »das Kind kann noch geboren werden.«
»Ich versichere Euch, Herr«, erwiderte der Fremde, »dieses Kind wird niemals das Licht der Welt erblicken, denn die Stunde seiner Zeugung ist verpaßt. Mit Absicht blieben die beiden unfruchtbar. Es war mir nicht bekannt, daß auch bei Euch die Sitten Sulvas verbreitet sind. Seit hundert Geschlechtern war die Geburt dieses Kindes in beiden Linien vorhergedacht, und wofern Gott das Uhrwerk der Zeit nicht zurückstellt, wird solch ein Saatkorn in solch einer Stunde und in einem solchen Land niemals aufgehn.«
»Genug der Worte!« sagte Ransom. »Die Frau merkt, daß wir über sie sprechen.«
»Eine wahre Wohltat wäre es«, sagte der andere, »Ihr ließet sie köpfen. Ihr Anblick ist lästig.«
Jane verstand zwar ein wenig Latein, diesem Gespräch jedoch hätte sie nicht folgen können. Die Aussprache war ungewöhnlich und der Wortschatz des Mannes überstieg weit ihre Kenntnisse, es war das Latein eines Mannes, für den Apulejus und Martianus Capella

die frühesten Klassiker gewesen und dessen gewählte Redewendungen denen der *Hisperica Famina* ähnelten. Dimble hatte jedoch alles verstanden. Schützend stellte er sich vor Jane und rief:
»Ransom, um Himmelswillen! Was bedeutet das alles?«
Der Fremde begann neuerdings lateinisch zu sprechen. Ransom wollte ihm gerade entgegnen, da wurde er von MacPhee unterbrochen:
»Geben Sie uns eine Erklärung!« rief er. »Was ist geschehn? Warum haben Sie dieses Gewand an? Was haben Sie mit dem blutdürstigen alten Mann zu tun?«
MacPhee, der noch weniger Latein verstand als Jane, starrte ingrimmig wie ein erboster Foxterrier, in dessen Bereich ein Neufundländer einbrach, auf den Fremden. Dann mischte er sich in das Gespräch.
»Doktor Ransom«, sagte er, »ich weiß nicht, wer dieser Riesenkerl ist, und ich bin auch kein Lateiner. Soviel verstehe ich aber: Sie ließen zu, daß ich gegen meinen Willen eingeschläfert wurde. Ich mußte diesen Abend betäubt auf dem Stuhl sitzen bleiben. Deshalb muß ich Ihnen sagen, es bereitet mir wenig Spaß, mitanzusehn, daß Sie wie ein Komödiant aufgeputzt sind und mit diesem Jogi oder Schamanen oder Priester oder was er sonst ist, so vertraulich tun. Geben Sie ihm zu verstehn, er möge mich nicht so anglotzen. Hab keine Angst vor ihm. Und was mein eigenes Ich und Leben betrifft – so gebe ich keinen Pfifferling mehr dafür, wenn Sie sich, Doktor Ransom, nach allem, was wir zusammen durchgemacht haben, nun auf die andere Seite schlagen. Sollte ich es auch einbüßen, zum Narren mag ich mich nicht halten lassen!«
Wortlos blickte der Meister einige Augenblicke auf die Gruppe. Dann antwortete er: »Ist es wirklich soweit gekommen? Hat niemand mehr von Euch Vertrauen zu mir?«
»Ich, Herr!« sagte Jane sogleich.
»Es ist unsinnig«, entgegnete MacPhee, »sich an Leidenschaft und Gefühl zu wenden. Wenn ich wollte, könnte ich ebensogut in Tränen ausbrechen.«
»Nun«, sagte der Meister nach kurzem Schweigen, »jeder von euch ist entschuldigt. Wir alle unterlagen dem nämlichen Irrtum. So will es der Feind. Dieser Mann da ist Ambrosius Merlinus. Der Feind hoffte, er würde sich nach seiner Wiederkehr auf seine Seite stellen.

Ich aber weiß, er ist einer der Unsern. Wie Ihnen bekannt ist, Dimble, haben wir immer diese Möglichkeit ersehnt.«
»So ist es!« bestätigte der Angesprochene. »Vermutlich war der... ja... der Anblick... das Bild, wie Sie beide so beieinander standen, daran schuld. Und auch sein fürchterlicher Blutdurst.«
»Er hat mich auch erschreckt«, versicherte Ransom. »Wäre es aber gerecht, anzunehmen, sein Gesetzbuch passe in das zwanzigste Jahrhundert? Ich finde es auch schwierig, ihm zu sagen, daß ich kein absoluter Monarch bin.« – »Ist er Christ?« – »Ja«, antwortete Ransom. »Und meine Kleidung? Ihm zu Ehren – und weil ich mich schämte – habe ich meine Amtstracht angelegt: irrtümlicherweise hielt er mich und MacPhee für Küchenjungen oder Stallburschen. Zu seiner Zeit, verstehn Sie, liefen – außer im Notfall – die Männer nicht in unförmigen Kleidersäcken herum, und ebensowenig war Graubraun ihre Lieblingsfarbe.«
Merlin begann nun neuerdings zu sprechen, doch nur Dimble und der Meister verstanden ihn.
»Wer sind diese Leute?« fragte er. »Wenn es Eure Sklaven sind, warum erweisen sie Euch dann nicht Ehrfurcht? Sind es aber Feinde, warum strecken wir sie nicht nieder?«
»Es sind meine Freunde«, antwortete Ransom auf lateinisch, doch MacPhee fiel ihm ins Wort.
»Verstand ich Sie richtig, Doktor Ransom«, sagte er, »verlangen Sie von uns, diesen Mann als Mitglied in unsern Bund aufzunehmen?«
»Tut mir leid, so geht es nicht«, versetzte Ransom. »Er *ist* ein Mitglied unseres Bundes, und ich muß jedem von Ihnen befehlen, ihn als solches anzuerkennen.«
»Weiterhin muß ich mich danach erkundigen«, fuhr MacPhee fort, »in welcher Weise seine Glaubwürdigkeit geprüft wurde?«
»Ich habe mich gründlich davon überzeugt«, erwiderte der Meister, »und schenke ihm das gleiche Vertrauen wie euch.«
»Und was veranlaßt Sie zu diesem Vertrauen? Werden wir die Gründe nicht erfahren dürfen?«
»Es wäre schwer, euch zu erklären, warum ich Ambrosius Merlinus mein Vertrauen schenke. Noch viel schwerer wäre es jedoch, ihm klar zu machen, weshalb ich – trotz mancher Anzeichen von Mißverständnis – euch vertraue.« Bei diesen Worten umspielte ein kaum wahrnehmbares Lächeln seine Lippen.

Merlin sprach wiederum lateinisch mit ihm, und er antwortete. Dann wandte sich Merlin an Dimble.

»Der Pendragon sagt mir«, erklärte er in seinem gleichförmigen Ton, »Ihr hättet mich beschuldigt, gewalttätig und grausam zu sein. Niemals hörte ich von einer solchen Bezichtigung. Ein Drittel meines Besitzes schenkte ich den Witwen und Waisen. Niemals habe ich jemand töten wollen, außer Verräter und heidnische Sachsen. Meinetwegen mag die Frau da am Leben bleiben. Ich bin nicht der Herr dieses Hauses. Wenn sie jedoch den Kopf verlöre, wäre es so sehr zu bedauern? Mußten nicht Königinnen und edle Frauen, die dieses Weib als Kammerjungfer zurückgewiesen hätten, geringerer Vergehen wegen den Feuertod erleiden? Auch den Galgenvogel an Eurer Seite – ich meine Euch, Bursche, obgleich ihr keine andere als Eure barbarische Sprache kennt: Ihr mit dem Käsegesicht, der Stimme einer Säge auf Hartholz und den Beinen eines Kranichs – den Beutelschneider da: hätte ich ihn in meinem Türhüterhaus, ich nähme mit dem Strick lieber auf seinem Buckel Maß als an seinem Hals.«

Ohne zu verstehn, begriff MacPhee, daß er die Zielscheibe einiger unfreundlicher Bemerkungen bildete.

»Meister«, fing er an, als Merlin geendet, »ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn ...«

»Kommen Sie!« unterbrach ihn Ransom. »Es ist Zeit zum Schlafengehn. Arthur, machen Sie bitte im großen Zimmer am Ende des Flurs für unsern Gast im Kamin Feuer. Und würde jemand die Frauen aufwecken? Man soll unserm Gast eine Erfrischung vorsetzen, eine Flasche Wein oder sonst etwas Kühles. Und dann zu Bett! Morgen brauchen wir jedoch nicht zu frühzeitig aufzustehn. Übrigens wird alles gut enden.«

DIMBLES SELTSAME GEDANKENSPRÜNGE

»DIESER NEUE Kollege wird uns allerlei Scherereien verursachen«, meinte Dimble zu seiner Frau, als er am späten Nachmittag des folgenden Tages mit ihr allein im Zimmer von Sankt Anne war. »Ja«, begann er wieder nach einer Pause, »er ist gewissermaßen ein scharfer Kollege.«

»Du siehst müde aus, Cecil«, wandte sie ein.
»Nun ja, die Beratung war auch ziemlich ermüdend. Er – er ist ein anstrengender Mann. Ach, ich weiß, Dummköpfe waren wir alle mit unsrer Annahme, er sei ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, weil er in das zwanzigste hereingeriet. Die Zeit macht doch weit mehr aus, als man ahnt.«
»Das dachte ich mir beim Mittagessen, weiß du!« entgegnete seine Frau. »Es war dumm, nicht daran zu denken, daß er keine Gabel kennen kann. Was mich aber – nach dem ersten Schreck – noch mehr wunderte, war seine manierliche Art, auch ohne Gabel zu essen. Es stimmt eben nicht, daß er kein Benehmen hätte – er hat eben ein anderes.«
»Sicherlich, auf seine Art ist der alte Knabe ein Gentleman, das merkt jeder. Trotzdem... na, ich weiß nicht recht...hoffentlich renkt sich alles ein!«
»Was geschah bei der Beratung?«
»Zuerst mußte nach beiden Seiten hin alles geklärt werden. Wir hatten die größte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß Ransom weder der König unseres Landes ist, noch darnach trachtet, es zu werden. Weiterhin mußten wir ihm beibringen, daß wir keine Briten sind, sondern Engländer... das, was er „die Sachsen" nennt. Er brauchte eine gewisse Zeit, um darüber hinweg zu kommen.«
»Verständlich!«
»Und gerade da benützte MacPhee den Augenblick, um langatmig die Beziehungen zwischen England, Schottland und Irland auseinanderzusetzen. Seine Erläuterungen mußten selbstverständlich verdolmetscht werden. Und dabei war alles purer Unsinn. Gleich vielen andern Leuten bildet sich MacPhee ein, er sei ein Kelte – dabei ist außer seinem Namen nicht mehr Keltisches an ihm als an Meister Petz Bultitude. Übrigens machte Ambrosius Merlinus eine Bultitude betreffende Vorhersage.«
»Welche denn?«
»Dieser Bär, sagte er, werde noch vor Weihnachten die größte Tat begehn, die je ein Bär in Britannien begangen habe. Immer wieder sagte er solche Sachen. Ganz plötzlich. Dabei verändert sich seine Stimme, als spräche ein fremder Wille aus ihm. Es scheint dann, als wüßte er nur immer das, was er gerade sagt: wie wenn sich in seinem Gehirn ein Kläppchen öffnete wie bei einer Kamera, das aber

sogleich wieder zuschnappt, sobald es einen kleinen Einfall durchgelassen hat. Man hat dabei einen ziemlich unangenehmen Eindruck.«
»Hoffentlich stritten er und MacPhee nicht miteinander!«
»Nicht eigentlich. Ich fürchte, Ambrosius Merlinus hat unsern Mac nicht recht ernst genommen. Da MacPhee die Gewohnheit hat, immer zu widersprechen, ohne daß er gerügt wird, schloß Merlin, er sei der Hofnarr des Meisters. Doch scheint es, als hätte er seine Abneigung gegen ihn bereits überwunden. MacPhee hingegen wird Merlin nie ausstehn können.«
»Seid ihr denn überhaupt zum Wichtigsten gekommen?«
»Ich denke ja«, erwiderte Dimble, wobei er die Stirn runzelte. »Anfangs gab es nur Mißverständnisse. Als erwähnt wurde, Ivy Maggs Mann sitze im Gefängnis, wollte Merlin wissen, warum wir ihn noch nicht befreit hätten. Anscheinend meinte er, wir sollten zu Pferd das Kreisgericht stürmen. Mit solchen Vorstellungen mußten wir uns die ganze Zeit herumschlagen.«
»Cecil«, sagte seine Frau plötzlich, »wird er denn zu brauchen sein?«
»Er wird Vieles ausrichten können, wenn du das meinst. Es ist sogar zu befürchten, daß er eher zu viel als zu wenig tun wird.«
»Inwiefern?« fragte sie.
»Weißt du«, meinte Dimble nachdenklich, »Merlin stammt aus einem Zeitalter, da es für den Menschen ganz andere Möglichkeiten gab als heute. Die Erde war noch mehr Lebewesen. Geistige Geschehnisse hatten eine viel größere Ähnlichkeit mit leiblichen. Auch spielten damals noch die Neutralen mit.«
»Die Neutralen?«
»Ich meine natürlich nicht, daß es ein wirklich neutrales Wesen gibt. Ein Geschöpf mit Bewußtsein ist entweder gottgehorsam oder gottungehorsam. Dennoch kann es Wesen geben, die – mit uns verglichen – sich neutral verhalten.«
»Du meinst die Eldils, die Engel?«
»Der Begriff „Engel" ist falsch gewählt. Selbst die Oyéresu sind genau genommen keine Engel, wie es unsere Schutzengel sind. Buchstäblich sind sie „Geisterwesen". Am Ende der Welt wird man jeden Eldil entweder als Engel oder als Teufel unterscheiden können – möglicherweise sogar schon jetzt; zu Merlins Zeiten war dies aber noch nicht möglich. Damals lebten auf Erden Wesen, die so-

zusagen ihre eigenen Absichten hatten. Sie halfen zwar nicht dem gefallenen Menschen, waren ihm aber auch nicht feindlich. Sogar der Heilige Paulus erwähnt flüchtig ein nicht zu unserm Bild von Engel und Teufel passendes Volk. Und schaut man tiefer zurück... auf alle die Götter, Feen, Zwerge, Nymphen, Schicksalsmächte... Du und ich, wir beide wissen zu viel, um da an bloße Hirngespinste zu glauben.«

»Du meinst, daß es solche Wesen gibt?«

»Ich bin überzeugt, sie gab es. Damals war noch Platz für sie. Seither ist die Welt viel enger geworden. Vielleicht nicht für alle materiellen Dinge. Wahrscheinlich ist manchmal unbewußt der Wille der Stoffwelt verhaftet. Ähnlich wie beim Tier. Andrerseits – aber ich weiß nichts darüber. Jedenfalls ist so die Lage, in die man einen Mann wie Merlin gestürzt hat.«

»Das klingt recht schlimm.«

»Es ist auch schlimm. Merlin kann sich nicht in unsrer Welt zurechtfinden. Wohl ist er fromm und demutsvoll, aber etwas fehlt ihm. Seine Ruhe mutet tot an, wie die Ruhe eines ausgebrannten Hauses.«

»Cecil«, sagte sie, »meinst du nicht auch, es sei unrecht, wenn der Meister einen solchen Menschen als Werkzeug gebraucht? Könnte er nicht besser mit seinen eigenen Waffen Belbury bekämpfen?«

»Nein. Ich habe darüber nachgedacht. Merlin ist Belburys größter Feind. Er ist der Letzte einer alten Ordnung, in der Stoff und Geist, von uns aus gesehn, noch eins waren. Für ihn ist jedes Geschehn in der Natur ein persönliches Fühlen, wie das Liebkosen eines Kindes oder das Streicheln eines Pferdes. Auf ihn folgte der Mensch der Neuzeit mit seiner Anschauung von der unbelebten Natur, einer Arbeitsmaschine, die man zerlegt, wenn sie nicht nach Wunsch läuft. Und endlich kamen die Belbury-Leute: sie haben sich die Anschauungen des Neuzeit-Menschen, die unveränderlichen und primitiven, zu eigen gemacht, ihre Kräfte aber noch durch die in Anspruch genommene Hilfe von Geistern zu verdoppeln gesucht – außernatürlichen, widernatürlichen Geistern. Auf diese beiden Mächte bauen sie selbstverständlich. Sie meinen, die alte Magie Merlins, die mit den geliebten, verehrten und im Innersten erkannten Geistkräften der Natur zusammenwirkte, mit der neuen Zauberkunst verquicken zu können – der rohen Chirurgie. Nein. In gewisser Hinsicht ver-

körpert Merlin das, was wir in anderer Weise wiedererlangen wollten. – Weißt du überhaupt, daß ihm seine Ordensregel untersagt, Lebendiges mit einem geschärften Werkzeug anzurühren?«
»Du meine Güte!« rief seine Frau aus. »Soeben schlägt es sechs. Und ich habe doch Ivy versprochen, um dreiviertel in der Küche zu sein. Bleib aber ruhig sitzen, Cecil!«
»Weißt du«, sagte Dimble noch, »eigentlich bist du eine bewunderungswürdige Frau.«
»Wieso?«
»Dreißig Jahre lang hast du ein eigenes Hauswesen geführt, und nun findest du dich hier in diesem Tierpark zurecht. Wieviele Frauen könnten das?«
»Was ist schon dabei?« antwortete sie. »Du weißt, Ivy hat auch ihren eigenen Haushalt gehabt – für sie ist es doch weit schwieriger. Zudem sitzt mein Mann nicht im Gefängnis.«
»Das kann noch kommen«, meinte Dimble, »wenn Ambrosius Merlinus auch nur die Hälfte seiner Absichten verwirklicht!«

MEISTER UND MAGIER

IM BLAUEN ZIMMER sprachen Merlin und der Meister miteinander. Er hatte die Amtstracht und den Stirnreif abgelegt und sich auf dem Sofa ausgestreckt. Der Druide saß ihm im Sessel gegenüber. Seine großen, bleichen Hände lagen auf den Knien seiner streng geschlossenen Beine: in dieser Haltung glich er dem Steinbild eines alten Herrschers. Er war noch in seinem Festgewand. Unter ihm trug er, wie Ransom wußte, nur dünne Bekleidung, denn die Wärme im Haus war ihm lästig, Beinkleider hielt er überdies für unbequem. Nach dem Bad hatte er dringend nach Salböl verlangt, und schnell hatte man im Dorf danach geschickt. Indes gelang es Denniston nur eine Tube Brillantine aufzutreiben. Merlin hatte so reichlichen Gebrauch von ihr gemacht, daß Haar und Bart glänzten und der süßlich schwere Geruch das Zimmer erfüllte. Kein Wunder, daß Bultitude deshalb so heftig an der Tür gekratzt hatte. Man mußte ihn schließlich einlassen, und er hatte sich mit schnuppernder Nase so dicht als möglich an den Magier herangemacht – einen so anziehenden Mann hatte er noch nie gewittert.

»Herr, ich danke Euch von Herzen für Eure Worte«, sagte Merlin, eine Frage des Meisters beantwortend. »Eure Lebensweise ist mir unverständlich, Euer Haus mir fremd. Ihr laßt mir ein Bad richten wie für einen Kaiser, und niemand bedient mich; ein Bett, weich und köstlich wie der Schlaf selber: nach dem Aufstehn muß ich jedoch meine Kleider mit eigner Hand anziehn, als sei ich ein Bauer. Ich wohne in einem Gemach, dessen Fenster von reinem Kristall sind, so daß ich bei geschlossenen Scheiben den Himmel ebenso klar sehen kann, als wären sie geöffnet; der durch das Zimmer wehende Luftzug wäre zu schwach, ein ungeschirmtes Öllämpchen auszulöschen. Aber ich bin allein, nicht mehr Ehre als einem Gefangenen in einem Kerker wird mir erwiesen. Euere Leute essen trocknes, ungesalzenes Fleisch, doch von Schüsseln, glatt wie Elfenbein und rund wie die Sonne. Im ganzen Haus ist es warm, still und ruhig – man könnte an ein Erdenparadies denken, nirgends aber wallende Behänge, kunstreiche Estriche, geschnitzte Hochsitze oder funkelndes Gold. Wo sind die Musikanten, wo die Falken und die Jagdhunde? Mich dünkt, Ihr lebt weder wie ein reicher, noch wie ein armer Mann, weder wie ein hoher Herr, noch wie ein Einsiedler. Herr, ich sage es Euch, weil Ihr mich danach fragtet. Es hat jedoch nichts auf sich. Nun, da keiner lauscht, außer dem letzten der sieben Bären von Logres, ist es an der Zeit, offen miteinander zu beraten.«
Beim Sprechen blickte er auf den Meister. Dessen Gesichtsausdruck schien ihn zu erschrecken; er beugte sich vor und fragte:
»Eure Verletzung – tut es weh?«
Ransom verneinte.
»Nicht die Wunde. Wir müssen Furchtbares miteinander bereden.«
»Herr«, entgegnete Merlin, und seine Stimme klang tief und sanft, »ich wäre imstande, von Euerm Fuß alle Schmerzen zu tilgen, wie mit einem Schwamm. Gebt mir nur sieben Tage Zeit, um ein- und auszugehn, bergauf und bergab, hin und her, und alte Freundschaften zu erneuern. Die Felder und ich, die Wälder und ich haben einander viel zu offenbaren.«
Beim Sprechen beugte er sich vor, so weit, daß sein Kopf und der des Bären beinah einander berührten, wie wenn Mann und Tier eine Art Pelz- und Knurrgespräch führten. Das Gesicht des Druiden hatte einen wundersam tierhaften Ausdruck, keinen sinnlichen

oder wilden, sondern den der geduldig-hinnehmenden Weisheit eines Tieres. Ransoms Gesicht hingegen war zerquält.
»Ihr würdet das Land ringsum wahrlich recht verändert finden«, sagte er, gezwungen lächelnd.
»Nein«, versetzte Merlin, »ich glaube nicht, es sehr verändert wiederzusehn.«
Der Abstand zwischen den beiden Männern schien sich mit jedem Augenblick zu vergrößern. Merlins Natur war nicht für einen geschlossenen Raum gemacht. Obwohl er gebadet hatte und sein Haar eingefettet war, umhauchte ihn förmlich ein Dunstkreis von Verwitterung, Felsgrund, Blätterfeuchte und Schilfwasser.
»Nicht verändert...« wiederholte er beinah unhörbar.
Und in der tiefgeheimen Stille, widergespiegelt in seinem Gesicht, schien er beharrlich dem Nachhall flüchtiger Laute zu lauschen: dem Rascheln der Mäuse und Wiesel, dem Trommelwirbel der Frösche, dem leisen Aufprall fallender Haselnüsse; knackenden Zweigen, rieselnden Bächen, aufwachsenden Gräsern. Dem Bären waren die Augen zugefallen. Im ganzen Zimmer schwebte eine betäubende Schwüle.
»Durch meine Mittlerschaft«, sagte Merlin, »würdet Ihr imstande sein, aus der Erde Heilsames gegen jeden Schmerz zu ziehn.«
»Schweigt!« sagte der Meister mit Nachdruck. Er war in die Kissen des Sofas zurückgefallen, wobei sich sein Kopf seitwärts gegen seine Brust niedersenkte. Aber plötzlich richtete er sich auf. Der Magier zuckte zusammen und reckte sich ebenfalls. Die Luft im Zimmer schien im Nu wieder rein zu sein, und sogar der Bär tat seine Augen wieder auf.
»Bei Gott!« rief Ransom, »meint Ihr, man habe Euch aus der Erde herausgehoben, damit Ihr mir ein Pflaster auf die Ferse klebt? Auch wir haben Heilmittel, die den Schmerz überlisten können gleich Eurer Magie, wenn nicht sogar besser; aber ich sehe einen Sinn meines Lebens darin, den Schmerz bis zum Ende meiner Tage zu erdulden. Davon will ich nichts mehr hören! Habt Ihr verstanden?«
»Ich höre und gehorche«, erwiderte der Magier. »Ich meinte es nicht böse. Wenn nicht für die Heilung Eurer eignen Wunde, so werdet Ihr, um Logres zu heilen, meiner Beziehungen zu Wald und Wasser bedürfen. Ich muß nur ein- und ausgehn können, hin und her und meine alten Bekanntschaften erneuern. Es wird sich

nichts geändert haben, oder mindestens nicht das, was Ihr unter „verändert“ versteht.«
Und wieder schien der schwere Duft von Weißdorn in das Blaue Zimmer hereinzuwehn.
»Nein«, sagte der Meister mit noch lauterer Stimme. »Das geht jetzt nicht mehr. Die Seele ist aus Wald und Wasser entflohn. Möglicherweise kann man sie noch ein wenig herbeilocken; aber das würde nicht genügen. Selbst ein Sturm oder eine Springflut könnten gegen unsern heutigen Feind wenig ausrichten. Eure Wehr wäre Bruch in Euern Händen. Die böse Macht ist unser Gegner. Es ist wie zur Zeit, als Nimrod einen Turm erbaute, um den Himmel zu erreichen.«
»Versteckt mag sie sein«, versetzte Merlin, »aber nicht verändert. Laßt mich an die Arbeit gehn, Herr! Ich will sie zurückrufen. Ich will jedes Blatt zu einem Schwert machen, den Feind damit zu treffen. Und selbst die Schollen der Erde sollen vergiftet sein für seine Sohlen. Ich werde...«
»Nein«, unterbrach ihn der Meister. »Ich verbiete Euch davon zu sprechen. Besäße man auch die Möglichkeit, so wäre es unberechtigt. Was immer an Geistern noch in der Erde wesen und weben mag, hat sich seit Eurer Zeit um fünfzehnhundert Jahre weiter von uns zurückgezogen. Ihr sollt kein Wort zu diesem Geistervolk sprechen. Ihr sollt nicht einmal den kleinen Finger rühren, um es heraufzubeschwören. So befehle ich es. Das andere ist in unserm Zeitalter äußerst unberechtigt.«
Nun neigte er sich vor und sagte in einem andern Tonfall: »Auch zu Eurer Zeit war es nicht wirklich berechtigt. Als wir von Eurer Erweckung hörten, dachten wir zuerst, Ihr würdet auf der Seite unserer Feinde kämpfen. Vergeßt das nicht!«
Merlin sank kraftlos in seinen Sessel zurück. Der Bär leckte ihm die Hand, die bleich und schlaff über die Lehne hing.
»Sir«, sagte er dann, »wenn ich Euch nicht auf meine Art helfen kann, habt Ihr bloß eine unnütze Haut in Euer Haus aufgenommen. Ich bin somit kein Krieger mehr, und wenn es hart auf hart geht, bin ich ohne Nutzen.«
»So meinte ich es auch nicht«, entgegnete Ransom ein wenig zögernd, wie jemand, der nur ungern zur Sache kommen will. »Keine rein irdische Macht wird im Kampf gegen die böse Macht aufkommen.«

»Dann bleibt uns nur das Gebet«, sagte Merlin. »Doch auch darin ... tauge ich nicht viel. Man nannte mich den Sohn des Teufels. Das war aber Verleumdung. Ich begreife nicht, warum ich zurückgeführt worden bin.«

»Gewiß dürfen wir von unsern Gebeten nicht lassen«, versetzte Ransom, »jetzt nicht und niemals. Aber das meinte ich nicht. Es gibt hohe Mächte: erschaffene Mächte, nicht auf dieser Erde, aber in den Himmelsräumen.«

Merlin schaute ihn schweigend an.

»Ihr wißt wohl, was ich meine«, sagte Ransom. »Erzählte ich Euch nicht bei unserer ersten Begegnung, daß die Oyéresu meine Gebieter sind?«

»Das wohl«, entgegnete Merlin. »Dadurch erfuhr ich auch, daß Ihr ein Mitglied des Hohen Rates seid. Ist denn dies nicht unser Losungswort auf der ganzen Erde?«

»Losungswort?« meinte Ransom überrascht. »Das wußte ich nicht.«

»Wenn Ihr das Losungswort nicht wußtet«, fragte Merlin, »wie kamet Ihr dazu, es auszusprechen?«

»Ich sprach es aus, weil es wahr ist.«

Der Magier befeuchtete seine Lippen. Sie waren sehr blaß geworden.

»Wahr ist es, wie die einfachsten Dinge wahr sind«, wiederholte Ransom, »so wahr, wie die Tatsache, daß Ihr hier bei meinem Bären sitzt.«

Merlin breitete seine Hände aus.

»Ihr seid mir Vater und Mutter«, sagte er. Seine fest auf Ransom gerichteten Augen waren groß, wie die eines in Ehrfurcht erstarrten Kindes; aber nachher schien er kleiner zu sein, als es Ransom früher vorgekommen war.

»Leidet es, daß ich spreche, oder schlagt mich, wenn Ihr wollt!« fuhr er fort. »Ich bin in Eurer Hand. Zu meiner Zeit hörte ich, einige hätten mit den Göttern Zwiesprache gehalten. Blaise, mein Lehrer, kannte einige Worte dieser Sprache. Doch, das waren schließlich Mächte der Erde. Euch brauche ich nicht zu belehren, Ihr wißt mehr als ich: nicht den wirklichen Oyéresu, den wahren Himmelsmächten, sind die Größten unserer Kunst begegnet, sondern nur ihren Geistern, den Schatten. Einzig der Erdenvenus, dem Erdenmerkur: nicht Perelandra selber, nicht Viritrilbia. Es ist lediglich ...«

»Ich spreche nicht von den Geistern«, sagte Ransom. »Ich stand vor Mars selbst in der Sphäre des Mars, vor Venus selbst in der Sphäre der Venus. Ihre Macht und die Macht einiger Größerer werden unsere Gegner vernichten.«
»Wie kann das sein, Herr? Ist es nicht wider das Siebente Gebot?«
»Was für ein Gebot ist das?« fragte Ransom.
»Hat nicht unser Gerechter Gott ein Gebot sich selber gegeben, daß er bis zum Jüngsten Tag die Mächte nicht herabsenden werde auf die Erde, um zu heilen oder heimzusuchen? Oder naht eben jetzt das Ende heran?«
»Es mag der Anfang vom Ende sein«, sagte Ransom, »aber ich weiß darüber nichts. Maleldil mag ein Gebot erlassen haben, die Mächte nicht herabzusenden. Aber wenn Menschen durch Technik und Wissenschaft lernen, in die Himmel hinaufzufliegen, wobei sie leibhaftig zwischen die himmlischen Mächte geraten und sie durcheinander bringen, dann hat er den Mächten nicht untersagt, entgegenzuwirken. Denn alldies bleibt innerhalb der natürlichen Ordnung. Ein verruchter Mensch lernte dies zu tun: mit einer ausgetüftelten Maschine flog er dorthin, wo Mars im Himmel wohnt und wo Venus wohnt, und nahm mich als seinen Gefangenen mit. Und dort sprach ich von Angesicht zu Angesicht mit den wahren Oyéresu. Ihr versteht mich?«
Merlin nickte mit dem Kopf.
»Und so hat dieser verruchte Mensch das fertig gebracht, was Judas fertig brachte, ohne es eigentlich gewollt zu haben. Denn von nun an gab es einen Mann auf der Welt – eben mich! – der den Oyéresu bekannt war und ihre Sprache beherrschte, nicht durch ein Gotteswunder, nicht durch Numidors Zauberei, sondern so natürlich, als ob sich zwei Menschen auf der Straße treffen. Unsere Gegner haben sich selber des Schutzes durch das Siebente Gebot beraubt. Durch ihre Naturwissenschaft haben sie die Schranke zerbrochen, die Gottes eigene Macht nicht brechen wollte. Sogar Eure Freundschaft haben sie gesucht und damit wider sich selber die Geißel erhoben. Und deshalb kamen die himmlischen Mächte herab in dieses Haus, und in diesem Zimmer, wo wir nun sprechen, haben Malacandra und Perelandra mit mir gesprochen.«
Merlins Gesicht wurde etwas fahler. Unbeachtet beschnüffelte der Bär dessen Hand.

»Zu einer Brücke bin ich geworden«, sagte Ransom.
»Herr, wie soll das enden? Wenn sie ihre Macht hervorkehren, werden sie die ganze Mitte der Erde zerstören.«
»Ihre nackte Macht, ja«, sagte Ransom. »Deshalb wollen sie auch nur durch einen Menschen wirksam sein.«
Der Magier fuhr sich mit der breiten Hand über die Stirn.
»Durch einen Menschen«, fuhr Ransom fort, »dessen Geist ihrem Einstrom aufgetan ist kraft des eigenen Willens. Ich rufe unsern Gerechten Vater zum Zeugen an, daß ich – wäre es meine Aufgabe – nicht zurückwiche. Aber er wird nicht zulassen, daß ein noch jungfräulicher Geist so versehrt werde. Und durch den Geist eines Schwarzmagiers will, noch kann ihre Reinheit wirken. Einer, der quacksalberte... zu jener Zeit, als Quacksalberei noch nicht ein Übel war, oder gerade erst anfing... und zudem ein Christenmensch und Büßer. Ein Werkzeug [um mich klar auszudrücken], gut genug, so gebraucht zu werden, und nicht zu gut. In sämtlichen westlichen Ländern der Welt gab es nur einen Mann, der in jenen Tagen lebte und noch zurückgerufen werden konnte. Ihr...«
Ransom stockte, bestürzt über das, was geschah. Der riesige Mann war von seinem Stuhl aufgestanden und überragte ihn wie ein Turm. Aus seinem schreckhaft geöffneten Mund schlug ein Brüllen, das Ransom völlig tierisch erschien, obgleich es in Wirklichkeit nur der Aufschrei einer uralten keltischen Wehklage war. Es war erschreckend anzusehn, wie dieses verwitterte und bärtige Gesicht, gleich dem eines Kindes, von Tränen benetzt war. Das ganze römische Gehabe war von Merlin abgefallen. Er war ohne Schamgefühl zu einem altertümlichen Ungeheuer geworden, das Bittworte in einem Mischmasch von keltisch und spanisch klingenden Lauten hervorsprudelte.
»Ruhe!« schrie Ransom. »Setzt Euch! Ihr beschämt uns beide!«
Der Anfall endete so plötzlich wie er begonnen. Merlin setzte sich wieder. Für einen heutigen Menschen war es befremdend, daß er, nach dem zeitweiligen Verlust seiner nun wieder zurückgewonnenen Selbstbeherrschung nicht die geringste Verlegenheit zeigte. Der ganze Charakter der zwiespältigen Gesellschaft, in der dieser Mann gelebt haben mußte, wurde Ransom dadurch klarer, als durch noch so viele Seiten eines Geschichtswerkes.
»Bildet Euch nicht ein«, sagte er, »daß es für mich ein Kinderspiel

ist, mit denen zusammenzutreffen, die herabkommen werden, um Euch die Macht zu verleihn!«

»Herr«, stammelte Merlin, »Ihr seid im Himmel gewesen. Ich bin nichts als ein Mensch. Ich bin nicht der Sohn eines Luftmenschen. Das war eine verlogene Geschichte. Wie kann ich? Ihr seid nicht wie ich. Ihr habt ihre Gesichter zuvor erschaut.«

»Nicht alle von ihnen«, sagte Ransom. »Diesmal werden größere Geister als Malacandra und Perelandra herabsteigen. Wir sind in Gottes Hand. Es kann unser beider Ende sein. Es ist uns nicht versprochen, ob Ihr oder ich unser Leben und unsern Verstand retten werden. Ich kann nicht ermessen, wie wir es wagen können, sie anzuschaun; aber ich kann ermessen, daß wir nicht wagen können, in Gottes Antlitz aufzusehn, wenn wir uns diesem Unternehmen verweigern.«

Plötzlich schlug sich der Magier auf das Knie.

»*Mehercule*!« rief er. »Sind wir nicht zu vorschnell? Seit Ihr der Pendragon, so bin ich der Hohe Rat von Logres, und ich will Euch raten. Wenn mich die Mächte in Stücke reißen, damit unsere Gegner zunichte werden, dann ist es Gottes Wille. Ist es aber schon soweit? Euer sächsischer König in Windsor, ist von ihm denn keine Hilfe zu erwarten?«

»In dieser Sache hat er keine Macht.«

»Ist er dann nicht schwach genug, um gestürzt zu werden?«

»Ich will ihn nicht stürzen. Er ist der König. Er wurde vom Erzbischof gesalbt und gekrönt. In der Ordnung von Logres mag ich der Pendragon sein. In der Ordnung von Britannien hingegen bin ich nur des Königs Untertan.«

»Sind es dann seine Großen, die Grafen, Lehensleute und Bischöfe, die ohne sein Wissen Böses tun?«

»So ist es, obgleich sie nicht von der Art der Großen sind, die Ihr meint.«

»Sind wir nicht stark genug, um sie im offenen Kampf zu schlagen?«

»Wir sind vier Männer, ein paar Frauen und ein Bär.«

»Ich habe die Zeit erlebt, als Logres nur aus mir, einem Mann und zwei Knaben bestand, und einer davon war ein Grünschnabel. Dennoch siegten wir.«

»Das wäre jetzt nicht möglich. Die Gegner haben eine Maschine –

Presse genannt: durch sie betrügen sie die Menschen. Wir würden sterben, ohne daß jemand davon erführe.«

»Aber wie steht es mit den wahren Geistlichen? Können sie uns nicht beistehn? Es kann doch nicht sein, daß alle eure Priester und Bischöfe verderbt sind.«

»Sogar der Glaube ist seit Euern Tagen in Stücke gerissen worden und redet mit zweierlei Zungen. Aber selbst wenn er geeint wäre, zählten die Christen nur ein Zehntel des Volkes. Da gibt es keine Hilfe.«

»Dann lasset uns jenseits des Meeres Hilfe suchen! Gibt es keinen christlichen Prinzen in Neustrien, Irland oder Benwick, der auf unsern Ruf herbeieilte, um Britannien auszufegen?«

»Kein christlicher Prinz ist übriggeblieben. Diese Länder sind genau wie Britannien oder noch tiefer in das Übel gesunken.«

»So müssen wir höher steigen. An ihn müssen wir uns wenden, dessen Amt es ist, Tyrannen zu stürzen und siechen Königreichen neues Leben einzuflößen. Wir müssen den Kaiser anrufen.«

»Es gibt keinen Kaiser mehr.«

»Keinen Kaiser?...« begann Merlin, und dann versagte seine Stimme. Er saß einige Augenblicke regungslos da und rang mit einer Welt, die er nicht verstand. Dann sagte er: »Es kommt mir ein Gedanke, und ich weiß nicht, ob er gut ist oder schlecht. Aber da ich der Hohe Rat von Logres bin, will ich meinen Gedanken vor Euch aussprechen. In einer eisigen Zeit wurde ich erweckt. Da der ganze westliche Teil der Welt der Gottvergessenheit verfiel, sind wir da nicht berechtigt, in unserer großen Not weiter hinauszuschaun, außerhalb des Christentums? Zu meiner Zeit hörte man von Menschen, die nicht unsere heiligen Glaubensartikel kannten, Gott jedoch nach ihren Kräften anbeteten und die Naturgesetze gelten ließen. Herr, ich glaube, es wäre berechtigt, jenseits von Byzanz Hilfe zu suchen. Es ging das Gerücht, auch dort, in jenen fernen Ländern, gebe es Wissen, einen Östlichen Kreis und eine Weisheit, die dem Westen von Numidor kam. Ich weiß nicht wo – Babylon, Arabien oder Cathay. Ihr sagtet, Euere Schiffe hätten die ganze Erde umrundet, oben und unten...«

Ransom schüttelte seinen Kopf. »Das versteht Ihr nicht«, sagte er. »Das Gift wurde in unsern westlichen Ländern gebraut, ist aber überallhin verspritzt. Wie weit Ihr auch immer geht, Ihr findet die Maschinen, die übervölkerten Hauptstädte, die verwaisten Throne,

die verlogenen Schriften, die unfruchtbaren Betten: Menschen, genarrt durch falsche Versprechungen und verbittert von Nöten, verehrend die eisernen Werke ihrer eigenen Hände, abgetrennt von der Erde, ihrer Mutter und vom Vater im Himmel. Soweit könnt Ihr nach Osten gehn, bis der Osten wieder zum Westen wird und Ihr zurückkehrt über den Großen Ozean nach Britannien: nirgends werdet Ihr in das Licht gelangen. Der Schatten eines dunkeln Flügels liegt über dem ganzen Erdkreis.«

»So ist es das Ende?« fragte Merlin.

Ohne diese Frage zu beachten, fuhr Ransom fort: »Und darum bleibt uns kein anderer Weg außer dem einen, von dem ich Euch gesprochen habe. Die böse Macht hält die ganze Erde in ihren Klauen, um sie zu pressen, wie es ihr gefällt. Hätten sie, die Gegner, nicht in *einem* geirrt, wäre keine Hoffnung mehr. Wenn nicht ihr eigener böser Wille die Schranke zerbrochen und die himmlischen Mächte eingelassen hätte, so wäre dieser Augenblick der ihres Sieges. Sie sind zu den Göttern gegangen, die nicht zu ihnen kommen wollten, und haben die Tiefen Himmel auf ihre Köpfe herabgezerrt. Und darum werden sie untergehn. „Wenn ihr auch nach jeder Ritze suchet, um zu entfliehn, ihr werdet jetzt, da ihr alle Ritzen verstopft findet, mir nicht ungehorsam sein."«

Zurück kehrte jetzt in das bleiche Gesicht Merlins, dessen erschrokkener Mund sich schloß und dessen Augen endlich aufleuchteten, ganz langsam der fast tierhafte, sinnliche und gesunde Ausdruck, gepaart mit einem Schimmer schalkhaften Humors.

»Gut!« sagte er. »Wenn die Schlupfwinkel verstopft sind, stellen sich die Füchse den Hunden. Hätte ich jedoch bei unserm ersten Zusammentreffen gewußt, wer Ihr seid, ich denke, auch Euch hätte ich in Schlaf geschickt, wie ich es mit Euerm Narren tat.«

»Seit ich durch die Himmel wanderte«, erwiderte Ransom, »bin ich ein leiser Schläfer.«

ERZIEHUNG ZUR OBJEKTIVITÄT

DA DER WECHSEL von Tag und Nacht in der Außenwelt nicht in Marks Zelle zu merken war, wußte er nicht, ob Minuten oder Stunden vergangen waren, wenn er wieder einmal erwachte, wieder ein-

mal Frost vorfand und noch immer nichts zu essen hatte. Der Professor hatte ihn gefragt, ob er über ihr Gespräch nachgedacht habe. Mark sagte sich, vorsichtiges Zögern werde sein Nachgeben am Ende überzeugender machen, und so antwortete er, er habe nur noch ein Bedenken. Es sei ihm noch nicht ganz klar, was er im besondern und die Menschheit im allgemeinen aus der Zusammenarbeit mit den Makroben gewinnen könnten. Er verstehe durchaus die Motive, aus denen die meisten Menschen handelten und die sie mit den Namen »Patriotismus« und »Pflichten gegen die Menschheit« bezeichneten; es seien aber nur Ergebnisse des tierischen Organismus, verschieden je nach der Art der verschiedenen Gruppen. Er könne jedoch nicht begreifen, was anstelle dieser irrationalen Antriebe treten solle. Auf Grund welcher Voraussetzungen würden künftig Handlungen gerechtfertigt oder verdammt werden?
»Wenn man die Frage in dieser Form stellen will«, erwiderte Frost, »so hat meines Erachtens Waddington die beste Antwort gegeben: Die Existenz hat ihre Rechtfertigung in sich selbst. Das Verlangen nach Veränderungen in der Entwicklung, Evolution genannt, ist ein allgemeines Kennzeichen biologischer Wesenheiten. Der jetzt beabsichtigte Kontakt zwischen den höchsten biologischen Wesenheiten und den Makroben ist dadurch gerechtfertigt, weil er sich vollzieht, und er müßte zunehmen, weil eine Zunahme sich abspielt.«
»Sie meinen also«, antwortete Mark, »es sei sinnlos, die Frage zu stellen, ob die Welt in der Richtung dessen strebt, was wir „böse" nennen?«
»Das ist vollkommen sinnlos«, entgegnete Frost, »das Urteil, das Sie da fällen wollen, ist bei genauer Betrachtung nichts anderes als Ausdruck eines Gefühls. Selbst Huxley konnte es nur durch rein gefühlsmäßige Ausdrücke wie „gladiatorenhaft" oder „bedenkenlos" bezeichnen. Ich spreche von seinen berühmten Romanen. Sieht man den sogenannten Kampf ums Dasein als ein Gesetz an, dann haben wir, um mit Waddington zu sprechen, „ein Konzept, so nüchtern wie das Resultat einer Rechnung", und alles Gefühlsmäßige verschwindet damit, gleichzeitig auch die unsinnige Vorstellung eines äußerlichen vom Gefühl bestimmten Wertmaßstabes.«
»Und die tatsächliche Entwicklung«, bemerkte Mark, »wäre noch immer in sich gerechtfertigt und in diesem Sinne gut, auch wenn

sie, wie es ja nun geschehn soll, auf die Ausrottung alles organischen Lebens hinzielt?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Frost, »wenn Sie darauf bestehn, das Problem so zu formulieren. In Wirklichkeit ist die Frage bedeutungslos. Sie setzt ein zweckhaftes Denken voraus, wie es von Aristoteles stammt; er sah nur vergegenständlichte Elemente aus der Erfahrung einer eisenzeitlichen und ackerbautreibenden Gesellschaft. Beweggründe sind nicht Ursachen des Handelns, sondern ihre Nebenergebnisse. Mit solchen Überlegungen verlieren Sie nur Ihre Zeit. Wenn Sie einmal zur wahren Objektivität gelangt sind, werden Sie alle Beweggründe als tierische, ichbeschränkte Phänomene erkennen. Dann werden Sie wissen, daß Sie überhaupt keine brauchen: an ihrer Stelle wird etwas anderes erscheinen; das werden Sie eines Tages besser verstehn als heute. Ihre Handlungen, weit davon zu verarmen, werden dann viel erfolgreicher sein.«

»Ich verstehe«, sagte Mark. Frosts Philosophie war ihm keineswegs unverständlich. Er begriff sie gleich als die scharfsinnigen Schlußfolgerungen, die er bisher anerkannt hatte, nun aber unwiderruflich ablehnte. Die Erkenntnis über das Verhältnis seiner eigenen Anschauungen zu denen Frosts, Frosts Gesichtsausdruck und sein Erlebnis in der Zelle, hatten in ihm eine völlige Umkehr bewirkt. Alle Philosophen und Apostel der Welt hätten dieses Stück Arbeit nicht gründlicher verrichten können.

»Und daher«, fuhr Frost fort, »müssen Sie planmäßig in Objektivität geschult werden. Aus Ihrem Geist muß eins ums andere, was Sie bisher für die Triebfeder Ihrer Handlungen gehalten haben, ausgeschieden werden, so wie man einen Nerv abtötet. Das ganze Geflecht unwillkürlicher Neigungen, ob sie nun in ethischer, ästhetischer oder logischer Verkleidung erscheinen, muß ausgerissen werden.«

»Ich erfasse Ihren Gedankengang«, sagte Mark, allerdings mit dem inneren Vorbehalt, kaum noch seinen Wunsch unterdrücken zu können, dieses Gesicht zu Brei zu zerschlagen.

Darnach ließ Frost Mark aus der Zelle und gab ihm in einem Nebenraum zu essen. Auch dieser Raum war künstlich beleuchtet und fensterlos. Der Professor blieb stocksteif stehn und beobachtete Mark beim Essen. Mark merkte nicht, was er aß, es schmeckte ihm auch nicht; aber er war viel zu hungrig, um die Speise zurückzu-

weisen, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Als er fertig war, führte ihn Frost in das Vorzimmer des Hauptes. Er wurde wieder entkleidet und mit dem Mantel und der Maske eines Chirurgen versehn. Dann wurde er hineingeführt, wo das Haupt glotzte und geiferte. Zu seinem Erstaunen beachtete es Frost nicht im geringsten. Er führte Mark durch das Zimmer zu einer kleineren Tür mit einem Spitzbogen in der Wand. Dort blieb er stehn und sagte: »Gehn Sie hinein! Sie werden mit niemandem darüber sprechen, was Sie dort sehn. Ich komme bald wieder.« Dann öffnete er die Tür, und Mark trat ein.

Im ersten Augenblick enttäuschte ihn das Zimmer. Es wirkte wie ein leeres Sitzungszimmer mit einer langen Tafel, acht oder neun Sesseln, einigen Gemälden und merkwürdigerweise einer großen Leiter in einer Ecke. Auch dieser Raum war fensterlos. Elektrisches Licht erhellte ihn, es wirkte gleich Tageslicht, so vollkommen, wie Mark es noch nie gesehn hatte, wie an einem kalten und grauen Tag im Freien. Dadurch, und weil auch ein Kamin fehlte, empfand Mark den Raum als kühl, obwohl die Temperatur nicht besonders tief war. Ein Mann von feinerem Empfinden hätte gleich die schlechten Raumverhältnisse bemerkt. Wenn sie auch nicht gerade grotesk waren, so bereiteten sie doch Unbehagen. Der Raum war zu hoch und zu schmal. Mark spürte diese Wirkung ohne die Ursache zu erfassen, und diese Wirkung verstärkte sich mit der Zeit immer mehr. Er saß da und schaute sich um. Das erste, was ihm auffiel, war die Tür. Anfangs hielt er sie für eine Sinnestäuschung; er brauchte eine ganze Zeit, bis er merkte, daß es keine war. Die Spitze des Bogens war nicht in der Mitte, die ganze Sache war schief. Im ersten Augenblick konnte man es übersehn; hatte man es aber bemerkt, quälte es. Man drehte unwillkürlich den Kopf hin und her, um eine Stellung zu finden, von wo aus es in Ordnung käme. Mark wandte sich ab, er durfte keine Zwangsvorstellung aufkommen lassen.

Dann bemerkte er die Flecken an der Decke. Es war kein Schmutz, auch keine Verfärbung. Die Flecken waren hingemalt; kleine, runde schwarze Flecken, in unregelmäßigen Abständen auf dem blaßgelben Untergrund. Sie waren nicht sehr zahlreich, vielleicht dreißig... oder waren es hundert? Mark beschloß, sich nicht dazu verleiten zu lassen, sie zu zählen. Es wäre auch schwierig gewesen, so

unregelmäßig waren sie hingesetzt. Oder nicht? Als er sich an die Flecken gewöhnt hatte, schienen sie ihm regelmäßig verteilt zu sein. Er konnte nicht umhin, festzustellen, daß die kleine Gruppe rechts aus fünf Flecken bestand. Man konnte an ein Muster denken; aber es war eine besondere Hinterhältigkeit, ein Muster vorzutäuschen, ohne daß es eins war. Und plötzlich begriff er: diese Anordnung war eine neue List. Er schaute auf den Tisch.

Aber auch auf dem Tisch waren Flecken, weiß, glänzend, nicht ganz rund, und ihre Verteilung schien den Flecken an der Decke zu entsprechen. Oder war es anders? Nein, natürlich nicht. Halt, jetzt wußte er es! Das Tischmuster – wenn man es ein Muster nennen konnte – war die genaue Umkehrung des Deckenmusters, freilich mit gewissen Abweichungen. Er merkte, wie er hastig von einem zum andern blickte, um das Rätsel zu lösen. Beim dritten Mal gab er sich einen Ruck. Er stand auf und begann umherzugehn. Dann sah er sich die Bilder an.

Einige gehörten zu einer ihm bekannten Kunstrichtung. Das eine stellte das Porträt einer jungen Frau dar, die den Mund weit geöffnet hatte, um zu zeigen, daß er innen dicht mit Haaren bewachsen war. Es war sehr geschickt gemalt, mit photographischer Genauigkeit, so daß man die Haare beinahe fühlen konnte; ja, man konnte dieses Gefühl nicht mehr loswerden, wie sehr man auch dagegen ankämpfte. Ein anderes Bild stellte eine Riesen-Heuschrecke dar, eine Gottesanbeterin, die Geige spielte, während sie von einer andern Gottesanbeterin aufgefressen wurde. Ein drittes Bild zeigte einen Mann mit Korkziehern statt Armen, der bei Sonnenuntergang in einem seichten, trüben Moor schwamm. Aber die meisten Bilder waren anders. Beim ersten Blick schienen sie ziemlich gewöhnlich, obwohl Mark etwas erstaunt war über die vielen biblischen Stoffe. Sah man genauer hin, fielen gewisse unerklärliche Einzelheiten auf, etwas Merkwürdiges an der Fußstellung der Figuren, an der Art, wie sie die Hände hielten, an ihrer ganzen Anordnung. Wer war die Gestalt zwischen Christus und Lazarus? Und warum krochen so viele Käfer unter dem Tisch beim letzten Abendmahl? Was sollte der sonderbare Lichttrick, der allen Bildern den Anschein eines Fiebertraums gab? Waren diese Fragen erst einmal aufgetaucht, wurde die scheinbare Gewöhnlichkeit der Bilder zu einer Art Bedrohung, ähnlich gewissen harmlos beginnenden aber

angsteinflößenden Träumen. Jeder Faltenwurf, jedes architektonische Stück bekam einen unverständlichen, den Geist lähmenden Sinn. Mit diesen Bildern verglichen, waren die andern, die surrealistischen, reine Narrenpossen. Vor langer Zeit hatte Mark etwas gelesen über »Dinge von solcher Verderbtheit, daß sie dem Uneingeweihten unschuldig erscheinen«, und hätte damals gern erfahren, welcher Art diese Dinge waren. Jetzt wußte er es.
Er drehte den Bildern den Rücken und setzte sich. Er durchschaute die ganze Sache. Frost versuchte nicht, ihn irrsinnig zu machen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Mark das Wort bisher aufgefaßt hatte. Frost meinte das, was er sagte. Der Aufenthalt in diesem Raum war der erste Schritt zu Frosts »Objektivität«, einem Zustand, in dem alle spezifisch menschlichen Regungen getötet wurden, damit der Mensch für die schwer zu befriedigende Gesellschaft der Makroben tauglich wurde. Höhere Stufen einer widernatürlichen Abtötung würden zweifellos folgen: ekelerregende Nahrung, Wühlen in Schmutz und Blut, Satansmessen voll ausgeklügelter Schamlosigkeiten. Im Grunde spielten sie ein ganz ehrliches Spiel mit ihm – er sollte in derselben Weise wie sie der Einweihung unterworfen werden, in gleicher Weise wie sie von Menschlichkeit abgetrennt werden, die Wither zu einer formlosen Ruine gemacht und Frost zu der harten, spitzen Nadel geschliffen hatte, die er jetzt war.
Nach etwa einer Stunde begann der lange hohe Raum auf Mark eine Wirkung auszuüben, wie sie sein Lehrmeister wohl nicht erwartet hatte. Die furchtbare Angst der letzten Nacht in der Zelle kam nicht wieder. Weil er diesen Anfall überlebt, oder weil die Todesnähe seinen lebenslangen Wunsch nach Einweihung in die Esoterik beseitigt hatte, oder aber weil er auf seine Art um Hilfe gefleht – die gemauerte und gemalte Verderbtheit dieses Raumes machte ihm wie nichts zuvor die diesem Raum entgegengesetzte Welt bewußt. So wie die Wüste den Menschen lehrt, das Wasser zu lieben, oder wie die Trennung die Liebe anfacht, so erhob sich vor diesem widrigen Hintergrund ein Traumbild der Schönheit und Reinheit. Es gab demnach doch etwas, was er unsicher das »Normale« nannte. Früher hatte er nie darüber nachgedacht. Aber da war es – festgegründet, gediegen, in eigener Gestalt, wie etwas, das man berühren konnte oder essen oder lieben. Es war ganz mit Jane verbunden und hatte mit Spiegeleiern zu tun, mit

Seife und Sonnenlicht, mit den Krähen, die Cure Hardy umkrächzten und dem Gedanken an das Tageslicht da draußen. Er dachte dabei nicht an Moral oder daran, was dasselbe ist, daß dies sein erstes tiefes moralisches Erlebnis war. Er wählte die eine Seite des Lebens: das Normale, all das Zeug, wie er es genannt, das hatte er gewählt. Und wenn auch der wissenschaftliche Standpunkt von all dem Zeug wegführte, zum Teufel mit dem wissenschaftlichen Standpunkt! Die Heftigkeit seiner Entscheidung nahm ihm den Atem, er hatte nie eine ähnliche Erregung erlebt. Im Augenblick war es ihm gleich, ob Wither oder Frost ihn töten würden.

Er wußte nicht, wie lange dieser Zustand gedauert: aber als er auf seinem Höhepunkt war, kehrte Frost zurück. Er führte Mark in ein Schlafzimmer, wo ein Kaminfeuer brannte und ein alter Mann im Bett lag. Das auf Gläsern und Silber spielende Licht und der angenehme Luxus des Raums berührten Mark so stark, daß er kaum zuhörte, was ihm Frost sagte: Er müsse hier bleiben, bis er abgelöst werde; sollte der Patient sprechen oder sich rühren, müsse er den Vizedirektor rufen. Er solle nicht sprechen, es sei auch zwecklos, da der Patient kein Englisch verstehe.

Frost ging. Mark schaute sich im Zimmer um. Er war jetzt ganz unbekümmert. Er sah keine Möglichkeit, Belbury lebend zu verlassen, es sei denn, er ließe sich zu einem entmenschten Diener der Makroben machen. Vorerst, koste es, was es wolle, würde er essen. Auf dem Tisch standen alle möglichen Leckerbissen. Aber zunächst einmal rauchen – und die Füße auf dem Kamingitter.

»Verdammt!« sagte er, als er in die Tasche gegriffen und nichts zum Rauchen fand. Im selben Augenblick bemerkte er, daß der Mann im Bett seine Augen geöffnet hatte und ihn ansah.

»Es tut mir leid!« sagte Mark. »Ich wollte nicht...« und dann stockte er. Der Mann setzte sich im Bett auf und deutete mit dem Kopf zur Tür. »Heh?« machte er fragend.

»Bitte, entschuldigen Sie«, antwortete Mark.

»Heh«, machte der Mann wieder. Und dann: »Ausländer?«

»Sie sprechen ja Englisch?« fragte Mark erstaunt.

»Heh«, sagte der Mann. Und nach der Pause von ein paar Sekunden: »Direktor!« Mark sah ihn an. »Direktor!« wiederholte der Patient mit großer Anstrengung, »ham Se nich son Ding wie'n bißchen Tobak bei sich? Heh?«

»MEHR KÖNNEN wir jetzt nicht tun«, sagte Mutter Dimble. »Die Blumen bringen wir am Nachmittag.« Sie sprach mit Jane; sie waren in dem kleinen steinernen Pförtnerhaus bei der Gartentür, durch die Jane bei ihrem ersten Besuch das Herrenhaus betreten hatte. Frau Dimble und Jane hatten es für die Familie Maggs hergerichtet. Maggs Strafzeit ging heute zu Ende; Ivy war gestern nachmittag mit dem Zug in die Stadt gefahren, wo er im Gefängnis saß. Die Nacht wollte sie bei einer Tante bleiben und ihn dann am Gefängnistor in Empfang nehmen.

Als Frau Dimble ihren Mann von ihrem Vorhaben unterrichtete, meinte er: »Schön, es kann ja nicht lange dauern, bis ihr ein Feuer gemacht und das Bett gerichtet habt.« Er konnte sich nicht vorstellen, was die beiden Frauen stundenlang im Pförtnerhaus zu tun hatten. Auch Jane konnte es sich nicht denken. Aber Frau Dimble machte aus dem Auftrag, das kleine Haus zu lüften und das Bett für Ivy Maggs und ihren Galgenstrick von einem Mann zu richten, ein Spiel und eine Zeremonie.

In Jane wachten Kindheitserinnerungen auf an die Ausschmückung der Kirche zu Ostern und Weihnachten. Durch ihr Literaturgedächtnis huschten aber auch allerhand Hochzeitsgedichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, uralter Aberglaube, Neckereien und Sentimentalitäten um Brautbett und Hochzeitsstuben, mit Zauberzeichen auf der Türschwelle und Feen hinter dem Herd. Das war eine sehr verschiedene Welt von ihrer eigenen, in der sie aufgewachsen war. Noch vor wenigen Wochen hätte sie ihr mißfallen. War sie nicht absurd, diese steife, zwinkernde, altmodische Welt mit ihrer Mischung von Prüderie und Sinnlichkeit? Diese künstliche Leidenschaft des Bräutigams und die eingetrichterte Schamhaftigkeit der Braut, dieses religiöse Gutheißen, diese erlaubten Zoten der schlüpfrigen Lieder und die Vorstellung, außer den Hauptbeteiligten müßten alle übrigen beschwipst sein! Wieso waren die Menschen darauf verfallen, die unfeierlichsten Dinge der Welt in solche Feierlichkeiten zu zwängen? Aber sie war sich ihrer Einstellung doch nicht ganz sicher. Sicher war sie nur darüber, daß Mutter Dimble in diese Welt eingeschlossen war und sie nicht. Mutter Dimble, mit ihrer Schicklichkeit des neunzehnten Jahrhunderts,

kam ihr an diesem Nachmittag selbst wie eine ganz altmodische Frau vor. In jedem Augenblick schien sie sich den feierlichen und doch schalkhaften alten Frauen zuzugesellen, die, seit die Welt bestand, junge Liebesleute zu Bett brachten, nickend und winkend, segnend und weinend – ganz unmögliche alte Frauen mit Rüschen und Schleiern, die eben noch Shakespearesche Späße über Hahnreih und Hosenlätzen gemacht hatten, im nächsten Augenblick aber fromm vor Altären knieten. Jane konnte in einem literarischen Streitgespräch unberührt über Hosenlätze reden; Mutter Dimble aber war eine viktorianische Lady, die ein solches Thema völlig überhören würde, falls sich überhaupt jemand in ihrer Gegenwart getraut hätte, davon zu reden. Vielleicht war das Wetter schuld an Janes sonderbaren Empfindungen. Die Kälte war vorbei, und es war einer jener Tage, wie sie oft zu Beginn des Winters kommen, ein Tag von warmer, durchdringender Süße.

Ivy hatte am Tag vorher Jane ihre Lebensgeschichte erzählt. Maggs hatte in der Wäscherei, wo er arbeitete, Geld entwendet. Er hatte es getan, ehe er Ivy kennen gelernt hatte, als er in schlechte Gesellschaft geraten war. Als er und Ivy zusammen auszugehn begannen, hatte er sich ordentlich geführt; aber das kleine Vergehen aus der Vergangenheit war entdeckt worden, und man hatte ihn verhaftet, sechs Wochen nach ihrer Hochzeit. Jane hatte während der Erzählung wenig gesagt. Ivy schien sich des Schandflecks, den Diebstahl und Gefängnis bedeuten, nicht recht bewußt zu sein, und so hatte Jane keine Gelegenheit, selbst wenn sie gewollt hätte, jene vorgetäuschte »Güte« zur Schau zu tragen, wie sie gewisse Leute für die Sorgen der Armen haben. Andrerseits war ihr auch keine Gelegenheit geboten, die umstürzlerische Ansicht zu äußern, Diebstahl sei nicht verbrecherischer als Reichtum. Ivy schien die herkömmliche Moral für unumstößlich zu halten. Maggs Vergehn hatte sie zwar aus der Fassung gebracht; einmal schien es ihr schwerwiegend, ein andermal dagegen ganz unwichtig. Es wäre ihr nie eingefallen, es könne ihre Gefühle für ihren Mann ändern – Diebstahl war wie Krankheit, eines der üblichen Wagnisse, die man bei einer Heirat auf sich nehmen mußte. »Ich sage immer«, hatte Ivy bemerkt, »von einem Mann kann man nicht alles wissen, ehe man mit ihm verheiratet ist.«

»Das mag sein«, hatte Jane erwidert.

»Natürlich ist es für Männer genau so. Mein Vater hat oft gesagt, er hätte die Mutter nie geheiratet, hätte er gewußt, daß sie so schnarcht. Und die Mutter hatte geantwortet: „Nein, Vater, das hättest du nicht getan."«

»Das ist doch etwas anderes«, sagte Jane darauf.

»Schön, ich sage, ist es nicht das, ist es etwas andres. So seh ichs an. Und wenn's nicht so ist, die Männer laden sich doch auch allerhand auf. Ich meine nicht nur mit denen, die man schlechte Frauen nennt. Ich erinnere mich, bevor Sie ins Haus kamen, hat Mutter Dimble mal was zum Doktor gesagt, er las gerade, den Finger auf der Seite und einen Bleistift in der Hand – nicht so wie Sie oder ich lesen – und er hatte nur geantwortet: „Ja, Liebe!" Wir beide wußten, er hatte gar nicht zugehört. „Sehn Sie, Mutter Dimble, sagte ich, so behandeln sie unsereins, wenn sie verheiratet sind. Sie hören nicht auf das, was wir sagen." Und wissen Sie, was Mutter Dimble antwortete? „Ivy Maggs", sagte sie, „haben Sie sich je überlegt, ob man all das mit anhören *kann*, was wir reden?" Das waren ihre Worte. Ich wollte das vor ihm nicht zugeben, drum antwortete ich: „Natürlich kann man das!" Es war ein ehrlicher Hieb. Wissen Sie, wie oft habe ich lang auf meinen Mann eingeredet. Und dann hat er mich gefragt, was ich eigentlich gesagt habe. Und, meiner Seel, ich wußte es selber nicht mehr!«

»Aber das ist ein Unterschied! Das ist, wenn sich Menschen auseinandergelebt haben – ganz verschiedene Ansichten bekommen haben – sich auf verschiedene Seiten schlagen...« antwortete Jane.

»Sie müssen ja immer voller Angst um Ihren Mann sein«, erwiderte Ivy, »ich würde kein Auge mehr zutun können. Aber der Meister wird alles wieder in Ordnung bringen. Sie werden schon sehn.«

Frau Dimble war ins Haus gegangen, um irgend eine Kleinigkeit zu holen, einen letzten Schliff für das Schlafzimmer im Pförtnerhaus. Jane war müde geworden, hatte sich auf den Fenstersitz gekniet und die Ellbogen auf den Sims gestützt, ihr Kinn in der Hand. Die Sonne war geradezu heiß. Jane hatte sich längst an den Gedanken gewöhnt, zu Mark zurückzukehren, wenn er aus Belbury befreit worden war. Die Vorstellung schreckte sie nicht, sie empfand sie im Gegenteil als schal und fad. Sie hatte ihm längst vergeben, was sie seine Schuld in der Ehe nannte, daß er sich mehr ihrer Person als ihren Gesprächen, mehr seinen eigenen Gedanken als ihrer

beider zugewendet hatte. Warum sollte sich auch jemand für das interessieren, was sie sagte? Diese neue Demut würde sie mehr beglückt haben, hätte sie einer angenehmeren Person als Mark gegolten. Selbstverständlich würde sie ihn ganz anders behandeln müssen, wenn sie wieder beisammen wären. Aber gerade dieses *wieder* nahm ihren guten Vorsätzen den Gehalt, es war so, als ob man auf eine falsche Rechnung zurückkommen müsse, die nun auf derselben verschmierten Seite des Aufgabenbuchs noch einmal ausgerechnet werden müßte. Wenn sie wieder zusammenkämen... Sie fühlte sich schuldig, weil sie sich so wenig um ihn sorgte. Genau in dem Augenblick empfand sie aber doch Sorge. Bisher hatte sie fest an Marks Rückkehr geglaubt, nun sah sie die Möglichkeit seines Todes vor sich. Sie dachte nicht daran, wie sie dann weiterleben würde. Sie sah nur Mark tot vor sich, das Gesicht tot auf einem Kissen, der ganze Körper steif, diese Hände und Arme [im Guten und Bösen so verschieden von allen andern Händen und Armen] ausgestreckt und unbrauchbar wie bei einer Puppe. Sie fröstelte, obwohl die Sonne noch heißer war als vorher, ganz ungewöhnlich heiß für diese Jahreszeit. Es war ganz still, so still, daß sie die Bewegungen eines kleinen auf dem Weg unter dem Fenster hin und her hüpfenden Vogels hören konnte. Dieser Weg führte zu jener Tür in der Gartenmauer, durch die sie beim erstenmal hereingekommen war. Der Vogel hüpfte auf die Schwelle und – auf jemandes Fuß. Und nun sah Jane jemand auf der Bank vor der Tür sitzen. Die Gestalt war nur ein paar Meter entfernt, und sie mußte dort ganz still gesessen haben, ohne daß Jane sie bemerkt hatte.

Es war eine Frau in einem feuerfarbenen Gewand, das sie bis zu den Füßen umhüllte, und das im Nacken in einem hohen Halskragen endete; ihre Hände waren in dem Kleid verborgen, vorn war es weit und offen und man sah ihre großen nackten Brüste. Ihre Haut war südländisch dunkel, schimmernd wie Honig. Jane hatte auf einer antiken Vase aus Knossos eine kretische Priesterin in einem solchen Gewand gesehn. Der Kopf der Gestalt war, auf seinem kräftigen Hals, gerade auf Jane gerichtet. Die Wangen waren gerötet, die Lippen feucht, die Augen schwarz, fast kuhäugig, und von rätselhaftem Ausdruck. Obwohl dieses Gesicht im gewöhnlichen Sinn keinerlei Ähnlichkeit mit Mutter Dimbles Gesicht hatte, erkannte Jane es sofort. Es war, um in der Sprache der Musiker zu reden, die

volle Entfaltung des Themas, das in den letzten Stunden in Mutter Dimbles Gesicht schwer faßlich aufgeblitzt war. Es war Mutter Dimbles Gesicht, aber etwas war darin ausgelassen, und gerade das erschütterte Jane. Es ist brutal, dachte sie, denn seine Kraft bedrängte sie. Aber dann änderte sie ihre Meinung und dachte: *Ich* bin schwach und erbärmlich. Es macht sich nur lustig über mich. Und noch einmal änderte sie ihre Meinung: Es beachtet mich gar nicht – denn obwohl das Gesicht eine fast dämonische Lustigkeit zeigte, schien Jane nicht befugt, daran teilzunehmen. Sie versuchte, den Blick abzuwenden; es gelang ihr, und nun sah sie zum erstenmal noch andere Gestalten, vier oder fünf, nein, mehr, eine ganze Schar lächerlich kleiner Männchen: fette Zwerge mit roten quastenbehängten Kappen, rundlich gnomenartige, über alle Maßen zudringliche und kecke Männchen. Zweifellos machten sie sich über sie lustig. Sie deuteten mit den Fingern auf sie, nickten, äfften sie nach, standen Kopf und schlugen Purzelbäume. Jane war nicht gerade erschrokken, vielleicht weil sie von der Luft, die zum offenen Fenster hereinkam, schläfrig wurde, von dieser für die Jahreszeit geradezu lächerlich warmen Luft. Im Grunde war sie nämlich entrüstet. Ein Verdacht, der ihr schon ein- oder zweimal gekommen war, tauchte wieder mit unwiderstehlicher Kraft auf: der Verdacht, das ganze Universum sei nur ein dummer Witz. Diese Vorstellung vermischte sich wieder mit der peinlichen Erinnerung an das Lachen der Erwachsenen, das laute, sorglose, männliche Lachen der unverheirateten Onkel: es hatte sie in ihrer Kindheit so oft wütend gemacht, und sie war davor geflüchtet in den dankbar empfundenen Ernst ihrer Schul-Debattierklubs.

Im nächsten Augenblick aber erschrak sie wirklich sehr heftig. Die Riesin erhob sich. Und alle Gestalten kamen zu ihr her. In der Glut und dem Knistern von Feuer war die flammengewandete Frau mit den unverschämten Zwergen ins Haus gekommen und stand jetzt bei ihr im Zimmer. Die Fremde hielt eine Fackel in der Hand; sie brannte zischend, blendend hell, und qualmte schwarz. Das Schlafzimmer war erfüllt von stickigem Harzgeruch. Wenn sie nicht vorsichtig sind, dachte Jane, werden sie das ganze Haus in Brand setzen. Aber sie hatte gar nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn ihre ganze Aufmerksamkeit wurde von dem zügellosen Benehmen der Zwerge in Anspruch genommen. Sie stellten das ganze

Zimmer auf den Kopf. In wenigen Sekunden war das Bett ein Wirrwarr, die Leintücher auf dem Boden, die Decken heruntergerissen; in der einen schaukelten sie ihren dicksten Genossen, die Kissen flogen durch die Luft und die Federn wirbelten umher. »So paßt doch auf, rief Jane, »könnt ihr denn nicht aufpassen?!« – Die Riesin berührte mit ihrer Fackel verschiedene Gegenstände. Sie strich über eine Vase auf dem Kamin. Sofort schoß daraus ein farbiger Streifen, den Jane für Feuer hielt. Sie wollte gerade darauf zustürzen, um es zu löschen, da sah sie das Gleiche mit dem Bild an der Wand geschehen. Schneller und schneller wiederholte es sich überall; jetzt brannten sogar die Quasten auf den Mützen der Zwerge. Aber als das Entsetzen sie zu ersticken drohte, merkte Jane, es waren gar keine Flammen, sondern Pflanzen. Epheu und Goldregen wuchsen aus den Bettpfosten hervor, rote Rosen aus den Mützen der Zwerge, und von allen Seiten blühten Lilien auf, bis zu ihren Knien, bis zu ihren Hüften herauf und streckten ihre langen gelben Zungen ihr entgegen. Der Duft, die Hitze, das Gewühl, die sonderbaren Vorgänge machten Jane schwindlig. Keinen Augenblick meinte sie zu träumen. Man mißdeutet zwar oft Träume als Visionen: aber niemand hält Visionen für Träume.

»Jane! Jane!« rief plötzlich Frau Dimble. »Was um Himmelwillen ist denn mit Ihnen?«

Jane setzte sich auf. Sie hatte anscheinend auf dem Boden gelegen. Das Zimmer war leer, nur das Bett war ganz durcheinander geworfen. Ihr war kalt und sie fühlte sich müde.

»Was war denn?« wiederholte Frau Dimble.

»Ich weiß nicht«, antwortete Jane.

»Sind Sie krank, Kind?«

»Ich muß den Meister sprechen, gleich. Alles ist in Ordnung. Machen Sie sich keine Sorgen. Ich kann ganz allein aufstehn, wirklich. Aber ich muß gleich zum Meister.«

BULTITUDES ABENTEUER

BULTITUDES BÄRENSEELE war so zottig und menschenfern wie sein Tierkörper. Er erinnerte sich nicht, wie sich ein Mensch in seiner Lage erinnert hätte, an den Zoo in der Provinz, aus dem er bei

einem Brand ausgebrochen war, noch an seine angstvolle und brummende Ankunft im Manor House, ebensowenig daran, wie er allmählich die Bewohner des Hauses liebgewonnen und ihnen Vertrauen geschenkt hatte. Er wußte nichts von dieser Liebe und diesem Vertrauen, er wußte nichts vom Menschen, nichts vom Bären. Er war sich nicht einmal seines Seins bewußt; alles, was mit den Worten Ich und Mich und Ihr ausgedrückt wurde, war ihm fremd. Wenn ihm Frau Maggs eine Dose goldnen Sirup gab – sie tat es jeden Sonntagmorgen –, so anerkannte er weder einen Geber noch einen Empfänger. Es geschah etwas Gutes, und er ließ es sich schmekken. Und das war alles. Seine Zuneigung war nichts anderes als reine Freßschüsselliebe, sie galt dem Futter, der Wärme, den kraulenden Händen und den beruhigenden Stimmen. Er war weder teilnahmslos noch berechnend, ebensowenig selbstsüchtig wie das Gegenteil davon. In seinem Leben gab es keine Gemeinplätze.
Heute war ihm etwas Seltsames widerfahren: er war ohne Maulkorb in den Garten hinausgelaufen. Im Freien mußte er immer einen Maulkorb tragen; er war zwar nicht gefährlich, aber er hatte eine Vorliebe für Obst und zarte Frühgemüse. »Er ist zahm«, hatte Ivy Maggs Jane erklärt, »aber er ist nicht ganz anständig. Lassen wir ihn frei umherstreunen, bleibt bald nichts für uns übrig.« Aber heute war man unvorsichtig gewesen. Der Bär war am frühen Nachmittag in der Nähe der Gartenmauer umhergestrolcht. Dort stand ein Kastanienbaum. Man könnte ihn bequem erklettern und über die Mauer hinunterspringen. Frau Maggs hätte seine Gemütsverfassung mit den Worten bezeichnet: »Er weiß genau, er darf nicht aus dem Garten hinaus.« Aber Meister Bultitude kam es gar nicht so vor. Er kannte keine guten Sitten, der Meister hatte ihm nur einige Hemmungen beigebracht. Ein geheimnisvolles Widerstreben kam über ihn, etwas Wolkiges bei dem erregten Wetter, wenn die Mauer zu nahe war; aber es war vermischt mit dem entgegengesetzten Antrieb: über die Mauer zu gehen. Er wußte natürlich nicht weshalb und hätte auch nicht so fragen können. Wenn man den Drang hinter diesem Antrieb in menschliche Begriffe hätte übersetzen können, so müßte man ihn eher als Mythologie denn als Gedanken bezeichnen. Man sah Bienen im Garten, fand aber keinen Bienenstock. Die Bienen flogen alle davon, über die Mauer. Man mußte ihnen folgen. Es war ein Sinn in dem Bären – man konnte es kaum

ein Bild nennen –, von weiten grünen Wiesen jenseits der Mauer, unzähligen Bienenschwärmen, Bienen, groß wie Spatzen, und man konnte da warten oder herumlaufen, sabbernd, gierig, etwas zu finden, irgendetwas, das süßer, klebriger und goldener war als Honig.

Heute war er unruhiger als sonst. Ivy Maggs fehlte ihm. Er wußte gar nicht, daß eine solche Person lebte und erinnerte sich auch nicht an sie, wie Menschen es tun; aber er spürte ein unbestimmtes Gefühl der Leere um sich. Auf verschiedene Art waren Ivy und der Meister die Hauptstücke seines Lebens. Er fühlte die Überlegenheit des Meisters, und das Zusammensein mit ihm war, was ein mystisches Erlebnis für den Menschen ist. Der Meister hatte vom Venusstern eine Ahnung von dem, den Menschen verlorengegangenen Vorrecht mitgebracht, Tiere zu veredeln. In seiner Gegenwart schauderte Bultitude an den Grenzen des Tierseins, er ahnte Unnahbares und vollbrachte Unmögliches. Er war niedergedrückt und hingerissen zugleich von einem Glanz jenseits seines eigenen zottigen Daseins und kam dann völlig erschöpft zurück. Aber bei Ivy fühlte er sich ganz zu Hause wie ein Wilder, der an einen unbekannten Gott glaubt, sich aber bei den kleinen Wald- und Wassergöttern heimischer fühlt. Ivy fütterte ihn, jagte ihn von verbotenen Orten, puffte ihn und schwatzte mit ihm den ganzen Tag. Nach ihrer Überzeugung verstand das Tier jedes Wort. In gewisser Weise war das auch nicht unrichtig, denn ein großer Teil von Ivys Worten drückte Gefühle und nicht Gedanken aus, und zwar Gefühle, die Bultitude beinah teilen konnte: Munterkeit, Behaglichkeit und leibliche Zuneigung. Auf ihre Weise verstanden sich beide ausgezeichnet.

Dreimal wandte sich der Bär vom Baum und von der Mauer ab, doch er kam immer wieder zurück. Dann machte er sich daran, den Baum sehr vorsichtig und geräuschlos zu erklettern. Lange blieb er in den Ästen sitzen. Unter sich sah er eine grüne, steil zur Straße abfallende Böschung. Nun waren Gelüst und Hemmung gleich stark. Er blieb fast eine halbe Stunde sitzen. Manchmal schweiften seine Sinne ab, und einmal wäre er beinahe eingeschlafen. Endlich kugelte er jenseits der Mauer hinunter. Als er begriff, daß er wirklich draußen war, erschrak er so heftig, daß er auf der Böschung nahe der Straße regungslos sitzen blieb. Dann hörte er Lärm.

Ein Lastauto kam in Sicht. Der Fahrer trug die Uniform des Instituts, auch der Mann an seiner Seite.
»Hallo!« rief dieser Mann. »Halt an, Sid! Was haben wir da?«
»Was denn?« fragte der Fahrer.
»Hast keine Augen im Kopf?«
»Herrje!« rief nun Sid und hielt den Wagen an. »Ein verwünscht großer Bär! Vielleicht unsre Bärin?«
»Unsinn! Sie war heute früh in ihrem Zwinger.«
»Könnte ausgerissen sein. Das würd' uns teuer zu stehn kommen...«
»Bis hierher kann sie nicht laufen. Bären machen keine vierzig Meilen in der Stunde. Aber wir sollten den hier lieber einfangen.«
»Wir haben keinen Befehl.«
»Nein. Aber den verdammten Wolf haben wir nicht gekriegt.«
»Nicht unsre Schuld. Die Alte wollte ihn verkaufen, aber dann doch nicht hergeben. Du bist Zeuge, Len, wir haben unser Bestes getan, haben sie beschwatzt, die Versuche in Belbury seien nicht so, wie sie meine, und der Wolf habe es herrlich bei uns, wie ein Schoßhündchen. Noch nie habe ich soviel zusammengeschwindelt. Es muß ihr jemand Angst gemacht haben.«
»Natürlich, nicht unsre Schuld. Aber der Chef wird sich nicht drum scheren. Gehorchen oder raus, heißt's in Belbury.«
»Ich wollt, ich wüßt, wie man rauskommt«, sagte Sid.
Len spuckte aus und schwieg einen Augenblick. Dann begann Sid wieder: »Was nutzt es, einen Bären anzubringen?«
»Besser als mit leeren Händen kommen! Und Bären kosten Geld. Ich weiß, sie wollen einen haben. Und da sitzt einer und kostet nichts.«
»Schön!« sagt Sid spöttisch, »wenn du so scharf darauf bist, spring raus und lad ihn ein, mitzukommen!«
»Köder!« antwortete Len kurz.
»Nicht einen Bissen von meinem Mittagessen!«
»Du bist ein Kamerad!« brummte Len und kramte etwas aus seinem Fettpapier. »Wie gut, daß ich kein Angeber bin.«
»Einmal warst du's schon!« antwortete der Fahrer. »Deine kleinen Witze kenne ich alle.«
Len hatte ein dickes belegtes Brot ausgepackt und beträufelte es mit einer stark riechenden Flüssigkeit aus einer Flasche. Als es reichlich getränkt war, öffnete er die Tür, tat einen Schritt vorwärts,

ließ aber die Tür nicht aus der Hand. So stand er, nur etwa fünf Meter vom Bären entfernt. Dann warf er ihm das Brot vor die Pfoten.

Eine Viertelstunde später lag Meister Bultitude auf der Seite, bewußtlos und schwer schnaufend. Jetzt konnten sie ihm das Maul und die Tatzen ohne Gefahr zusammenbinden; schwierig war es nur, ihn auf den Wagen zu befördern.

»Ich hab mich verrenkt!« stöhnte Sid und preßte die Hand an die linke Seite.

»Zum Teufel damit!« sagte Len und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Machen wir, daß wir weiterkommen!«

Sid kletterte auf den Fahrersitz und saß ein paar Sekunden schnaufend und brummend, ohne sich zu rühren. Dann ließ er den Motor anlaufen, und sie fuhren davon.

GESPRÄCHE MIT DEM MANN IM BETT

WENN ER WACH war, teilte sich nun Marks Leben in Stunden am Bett des Schläfers und in Stunden in dem Zimmer mit der Fleckendecke. Die Schulung in Objektivität, die Verkehrung natürlicher Neigungen, die Frost ihm beibringen wollte, hatte nichts Spannendes und Erregendes; aber die Einzelheiten waren oft kindisch und einfältig und man beachtete sie am besten gar nicht. Oft dachte Mark, ein gesundes Gelächter würde die Luft reinigen; aber Lachen war hier unglücklicherweise nicht vorgesehn. Das Schreckliche war, widerliche Albernheiten zu begehen, über die ein Kind gelacht hätte, und noch dazu unter Frosts gleichbleibender strenger Aufsicht. Mit dem Notizbuch in einer Hand, in der andern die Stoppuhr, sah es aus, als experimentiere er wissenschaftlich. Mark mußte vollkommen sinnlose Dinge tun. Bei einer Übung mußte er auf die Leiter steigen, mit seinem Zeigefinger den Flecken an der Decke berühren, den Frost bezeichnet hatte, und wieder herunterkommen. Diese Aufgabe erschien Mark besonders unanständig und menschenunwürdig, teils in Verbindung mit andern Aufgaben oder vielleicht wegen einer verborgenen Bedeutung. Tag für Tag, während diese Schulung weiterging, festigte sich in ihm die Vorstellung vom Gradlinigen und Normalen, die ihm beim

ersten Besuch in diesem Raum klar geworden war, immer mehr und immer unerschütterlicher, bis sie endlich unverrückbar wie ein Berg war. Mark hatte früher nie gewußt, was eine Idee ist: er hatte gemeint, es sei etwas, was man in seinem eigenen Kopf trüge. Jetzt aber, während sein Geist beständigen Angriffen ausgesetzt und von der sich einfressenden Verderbtheit der Schulung ergriffen wurde, türmte sich die Idee über ihm auf. Offenbar bestand sie außerhalb seines Kopfes und war hart wie ein Felsen, der nicht nachgab und an den man sich anklammern konnte.

Sein zweiter Rettungsanker war der Mann im Bett. Marks Entdeckung, daß der Alte tatsächlich Englisch sprechen konnte, hatte zu einer seltsamen Beziehung mit ihm geführt. Man kann nicht sagen, sie hätten sich unterhalten. Beide sprachen miteinander, aber es war keine Konversation, wenigstens nicht in dem Sinne, was Mark bisher darunter verstanden hatte.

Der Mann äußerte sich so verblümt und machte so ungewöhnliche Gesten, daß Marks weniger spitzfindige Verständigungsversuche fast ganz vergeblich waren. Als Mark ihm erklärte, er habe keinen Tabak, schlug sich der Mann mit einem eingebildeten Tabaksbeutel auf die Knie und zündete ein eingebildetes Streichholz an, wobei er den Kopf schief hielt und seine Miene einen Genuß ausdrückte, wie Mark ihn noch nie in einem Menschengesicht gesehen hatte. Dann versuchte Mark ihm zu erklären, daß »sie« keine Ausländer seien, aber außergewöhnlich gefährliche Leute; er täte am besten daran, sein Schweigen zu bewahren.

»Heh!« machte der Fremde und ruckte wieder mit seinem Kopf. Wenn er auch nicht gerade den Finger an die Lippen legte, machte er doch eine Gebärde des Schweigens. Lange Zeit war er nicht von dieser Sache abzubringen, immer wieder kam er darauf zurück.

»He!« sagte er, »aus mir kriegt man nichts heraus. Das sag ich Ihnen, Sie und ich, wir wissen's.« Und dabei umfing sein Blick ihn in einer so fröhlichen Verschwörung, daß es Mark ganz warm ums Herz wurde. Da er meinte, diese Angelegenheit sei nun genügend geklärt, setzt er hinzu: »Aber was die Zukunft betrifft...« worauf der Alte ihn wieder mit einer geheimnistuerischen Gebärde unterbrach, mit einem fragenden »Heh?« am Schluß.

»Ja, natürlich«, sagte Mark, »wir beide sind in großer Gefahr. Und...«

»Heh«, sagte der Mann, »Ausländer, wie?«

»Nein, nein, „es“ sind keine Ausländer«, antwortete Mark. »Aber „sie“ scheinen zu glauben, Sie seien ein Ausländer. Und daher...«
»Schon gut!« unterbrach ihn der Mann. »Ich weiß. Ich nenn' sie Ausländer. Aus mir kriegen sie nichts heraus. Sie und ich, ist in Ordnung. Heh!«
»Ich habe mir einen Plan zurechtgelegt«, sagte Mark.
»Heh!« machte der Mann beifällig.
»Und ich habe mich gefragt«, begann Mark wieder. Aber da beugte sich der Alte plötzlich vor und sagte mit großem Nachdruck: »Ich hab's!«
»Was?« fragte Mark.
»Ich hab' einen Plan!«
»Was für einen?«
»Heh«, sagte der Mann, blinzelte Mark mit einem wissenden Ausdruck zu und rieb sich den Bauch.
»Los! Was ist es?« drängte Mark.
»Wie wär's denn«, sagte der Alte, setzte sich auf und legte den linken Daumen auf den rechten Zeigefinger, als wolle er den ersten Punkt eines philosophischen Arguments darlegen, »wie wär's, wenn wir beide uns zuerst mal ein hübsches Stück gebackenen Käse machen würden?«
»Ich meinte einen Fluchtplan«, sagte Mark.
»He! Mein Vater war sein Lebtag nie krank. Was sagt Ihr dazu?«
»Großartig!«
»He! Das kann man wohl sagen. Immer war er unterwegs auf der Straße, sein ganzes Leben lang. Nie hatte er Leibschmerzen. Heh?«
Und als wüßte Mark nichts von Krankheiten, spielte er ihm eine ausführliche lange Pantomime vor.
»Wahrscheinlich war das Leben im Freien gesund für ihn?« meinte Mark.
»Und warum hat ihm nie etwas gefehlt? Ich frage, warum?« sagte der Landstreicher.
Mark wollte antworten, als ihm der Alte andeutete, daß er gar keine Antwort erwarte und nicht unterbrochen werden wolle.
»Weil er immer gebackenen Käse aß«, fuhr der Mann fast feierlich fort. »Das treibt das Wasser aus dem Magen. Polstert ihn schön aus. He?«
In späteren Gesprächen versuchte Mark die Geschichte des Frem-

den herauszubekommen und vor allem, wie man ihn nach Belbury gebracht hatte. Das war nicht leicht, obwohl der Landstreicher fast nur von sich selber sprach; aber er berichtete meist nur von den witzigen Antworten, die er ihnen gegeben hatte, deren Sinn aber ganz dunkel war. Die Anspielungen des primitiven Alten blieben für Mark unverständlich; er wußte nichts vom Leben eines Tramps auf der Landstraße, obwohl er einmal einen recht glaubwürdigen Artikel über das Vagabundentum geschrieben hatte. Aber nach wiederholten und vorsichtigen Fragen konnte er doch erfahren, daß man den Landstreicher gezwungen hatte, seine Kleider einem ganz unbekannten Mann zu überlassen. Darnach hatte man ihn betäubt. Das alles bekam Mark aber nicht auf einmal heraus. Der Tramp ging davon aus, Mark wisse darüber Bescheid. Und wenn Mark ihn drängte, mehr zu erzählen, bekam er nur Kopfnicken, Augenzwinkern und geheimnisvolle Gesten zu sehen. Über die Person, die ihm die Kleider abgenommen hatte und über ihr Aussehen, war nichts herauszubekommen. Nach stundenlangen Gesprächen und dunklem Getue, kam nichts anderes heraus als »Heh, das war einer!« oder »So ein Kunde!«. Und diese Bemerkungen machte er mit solcher Begeisterung, als hätte der Diebstahl seiner Kleider ihm die größte Bewunderung abgewonnen.
Das war überhaupt das Merkwürdige an den Mitteilungen des Alten: nie verurteilte er, was man ihm angetan hatte, er ließ alles auf sich bewenden, ohne es sich klar zu machen. Auch über seine jetzige Lage machte er sich weniger Gedanken als Mark je für möglich gehalten hatte. Sie war wohl sinnlos, aber er schien nicht zu erwarten, daß die Dinge einen Sinn haben könnten. Er klagte über den Mangel an Tabak und betrachtete die »Ausländer« als höchst gefährliche Leute; aber sonst war ihm nur wichtig, soviel als möglich zu essen und zu trinken, solange es hier so weiterging. Allmählich wurde Mark von der gleichen Stimmung erfüllt. Der Atem des Alten, sein ganzer Körper roch übel und seine Art zu essen, war gemein. Aber dieses ständige Picknick mit ihm führte Mark in seine Kinderzeit zurück, wie alle sie erleben, ehe man gute Manieren bekommt. Beide begriffen nur einen Bruchteil von dem, was der andere meinte; dennoch entstand allmählich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen.
Erst Jahre später erkannte Mark, daß er in diesem engen Raum,

wo es keine Eitelkeit oder gar Herrschaft, noch Sicherheit gab – es sei denn die von »spielenden Kindern in der Küche des Menschenfressers« – ganz unbewußt zum Mitglied eines geheimen »Zirkels« geworden war, strenger gegen Außenseiter abgeschlossen, als er sich hatte je vorstellen können.

Ab und zu wurde ihr Alleinsein gestört. Frost und Wither oder beide kamen herein, begleitet von Unbekannten, die mit dem Landstreicher in einer fremden Sprache zu reden versuchten. Sie bekamen keinerlei Antwort und wurden wieder hinausgeführt. Die lebenslange Gewohnheit des Landstreichers, sich dem Unverständlichen auszuliefern und seine tierähnliche Schlauheit, leisteten ihm bei diesen Sprachversuchen gute Dienste. Auch ohne Marks Rat wäre es ihm nie eingefallen, seinen Aufsehern eine Antwort auf Englisch zu geben. Er kam auch nie darauf, einen Irrtum aufzuklären. Sein Ausdruck ruhigen Gleichmuts, nur hie und da von einem messerscharfen Blick durchzuckt, der aber niemals das geringste Zeichen von Angst oder Erstaunen verriet, führte die Fragenden völlig irre. Wither konnte in den Mienen des Fremden niemals den Ausdruck des Bösen entdecken, den er erwartet, aber auch nie den des Guten, der für ihn ein Gefahrenzeichen gewesen wäre. Er war noch nie einem Menschen von der Art dieses Landstreichers begegnet. Der Leichtgläubige, das angsterfüllte Opfer, der Schmeichler, der willfährige Komplize, der Gegner, der ehrliche Mann, dessen Miene Haß und Abscheu verriet – sie alle waren ihm vertraut, dieser aber nicht.

Aber dann kam es eines Tages zu einem Interview ganz andrer Art.

DER MEISTER DEUTET DIE TRAUMGESICHTE

ALS JANE IHR Erlebnis im Pförtnerhaus erzählt hatte, lächelte der Meister: »Das klingt fast, als wäre ein mythologisches Bild Tizians lebendig geworden.«

»Ja, aber …« Jane stockte, »es war vielleicht so ähnlich«, begann sie wieder. »Nicht nur die Frau und die – Zwerge, auch das Glühen. Als brenne die Luft. Aber ich dachte immer, ich liebte Tizian. Wahrscheinlich habe ich die Gemälde nie ernst genug genommen. Man schwatzte eben nur so über die „Renaissance“.«

»Hat es Ihnen nicht gefallen, als das Bild wirklich lebendig wurde?«
Jane schüttelte den Kopf.
»War es denn wirklich, Herr?« fragte sie dann. »Gibt es denn das?«
»Ja«, antwortete der Meister, »es war schon wirklich genug. Oh, es gibt schon im Umkreis einer Meile tausend mir unbekannte Dinge. Merlins Anwesenheit wird manches ans Tageslicht bringen. Solang er hier ist, leben wir nicht mehr wirklich im zwanzigsten Jahrhundert. Wir greifen etwas hinüber, die Grenzen verwischen sich. Und Sie... Sie sind eine Seherin. Es war Ihnen wahrscheinlich bestimmt, ihr zu begegnen. Sie ist das, was aus Ihnen werden soll, wenn Sie nicht das andere wählen.«
»Wie soll ich das verstehen, Herr?«
»Sie sagten, sie ähnele etwas Mutter Dimble. So ist sie. Aber sie ist Mutter Dimble mit etwas, was der fehlt. Mutter Dimble ist gut Freund mit dieser ganzen Welt, so wie Merlin gut Freund mit Wald und Fluß ist. Aber er ist nicht selber Wald oder Fluß. Mutter Dimble hat diese Welt nicht zurückgestoßen, sie hat sie getauft. Sie ist eine christliche Ehefrau. Und Sie, Sie wissen es, Sie sind es nicht. Sie sind auch keine Jungfrau. Sie haben sich dorthin gestellt, wo Sie dem Urweib begegnen mußten; aber Sie haben alles zurückgestoßen, was ihr begegnet ist, seit Maleldil auf die Erde kam. So fanden Sie sie brutal – nicht anders als Mutter Dimble sie finden würde – unerlöst und dämonisch. Und das gefällt Ihnen nicht. Ist es aber nicht Ihr eigenes Lebensbild?«
»Sie meinen«, entgegnete Jane langsam, »ich hätte etwas verdrängt?«
Der Meister lachte. Es war genau das gleiche, selbstsichere Lachen eines Junggesellen, das sie so oft bei andern Männern wütend gemacht hatte.
»Genau das«, sagte er. »Aber ich spreche nicht von Freudschen Verdrängungen. Freud kennt nur die halbe Wahrheit. Es handelt sich nicht um Hemmungen oder um Scham vor dem natürlichen Begehren. Ich fürchte, es gibt auf der ganzen Welt keinen Platz für Menschen, die weder Christen noch Heiden sein wollen. Stellen Sie sich einen Mann vor, der zu heikel ist, mit den Fingern zu essen, aber doch keine Gabel gebrauchen will.«
Mehr sein Lachen als seine Worte hatten Jane verlegen gemacht, und sie starrte ihn mit offenem Munde an. Gewiß war der Meister nicht im geringsten so wie Mutter Dimble; aber daß er in dieser

Sache auf deren Seite stand, obwohl er, ohne der feuerfarbenen archaischen Welt anzugehören, doch irgendwie in diplomatischen Beziehungen zu ihr stand, zu der Welt, aus der sie ausgeschlossen war, diese Vorstellung traf Jane wie ein Schlag. Der alte Weibestraum in ihr, den Mann zu finden, der sie wirklich verstand, war beleidigt worden. Halb unbewußt hatte sie den Meister für den keuschesten aller Männer gehalten; aber sie hatte sich auch nicht klar gemacht, daß seine Mannesart für sie gewissermaßen auf dem andern Ufer lag, eine Art, tiefer und reicher als die gewöhnlicher Männer. Der Aufenthalt in seinem Haus hatte sie schon mit der Ahnung eines übernatürlichen Lebens und jene Nacht in der Talschlucht auch mit der Todesangst vertraut gemacht. Aber sie hatte sich diese Welt als spirituell – im negativen Sinne – vorgestellt, als eine Art neutralen, allen zugänglichen Leerraum, in dem es keine Unterschiede mehr gibt, wo Geschlecht und Sinne nicht übernatürlich, sondern einfach nicht mehr vorhanden sind. Nun dämmerte ihr die Erkenntnis, auch auf dem Weg hinauf könnten Gegensätze und Unterschiede bestehen, die mit jedem höheren Aufstieg mannigfaltiger, schwieriger und schärfer wurden. Dieses Durchwobensein ihres ganzen Wesens von der Ehe, vor der sie in der Auflehnung gegen ihren eigenen Trieb zurückgeschreckt war, schien ihr nun nicht nur ein Rest tierischen Lebens oder patriarchalischer Barbarei, wie sie angenommen hatte, sondern vielmehr als die unterste, erste und leichteste Form eines bestürzenden Anschlusses an die Wirklichkeit. Und er würde sich wiederholen, aber immer in breiterer und umfassender Weise auf den allerhöchsten Ebenen.

»Ja«, sagte der Meister, »es gibt kein Entrinnen. Nur ein keusches Zurückweichen vor dem Manne würde Er erlauben: solche Seelen vermögen an dem Mann vorbeizuziehn, um später, in viel größerer Höhe, einer weit stärkeren Männlichkeit zu begegnen, um sich ihr dann in viel tieferer Demut zu ergeben. Aber Ihre Not, Jane, ist das, was die Alten Rührmichnichtan nennen; wir nennen es Stolz. Sie fühlen sich verletzt durch das Männliche an sich: durch die laute, heranstürmende Art – den goldenen Löwen, den zottigen Stier – das durch Hecken und Hürden einbricht und das kleine Königreich Ihrer Ziererei zerstört, wie jene Zwerge das sorgfältig gemachte Bett. Dem Mann hätten Sie entgehn können, er erscheint nur auf der biologischen Ebene. Der Männlichkeit aber kann keiner

von uns entrinnen; denn was hinter und über allen Dingen ist, das ist so männlich, daß wir im Vergleich dazu alle feminin sind. Sie sollten sich mit Ihrem Widersacher rasch verständigen.«
»Meinen Sie, ich müsse Christ werden?«
»Es sieht so aus«, entgegnete er.
»Aber ich begreife noch nicht, was das mit... Mark zu tun hat.« Sie sagte es, aber es war vielleicht nicht ganz wahr. Die eben geschaute Vision des Universums war von einer seltsam bestürmenden Eigenart gewesen. Es war eine blendende, grelle und überwältigende Schau. Die Bilder des Alten Testaments von Augen und Rädern gewannen zum erstenmal in ihrem Leben den Anschein eines Sinns. Und in diesem Zusammenhang fand sie sich in einer falschen Lage. An ihr wäre es doch gewesen, den Christen diese Dinge zu sagen. Ihre Welt, diese von Leben erfüllte, gefährliche Welt, hätte sie der grauen, versteinerten Christenwelt entgegensetzen müssen: hier die raschen, lebendigen Bewegungen, dort die Starre der Kirchenfenster. Das war ihr üblicher Einwurf. Jetzt, nach dem jähen Leuchtfeuer von Purpur und Scharlach, wurde ihr klar, was die Glasfenster in Wirklichkeit aussagten. Aber wo in dieser neuen Welt Marks Platz sein konnte, begriff sie nicht. Gewiß nicht am alten Fleck. Etwas von dem, was sie das Gegenteil von Mark zu nennen liebte, war verschwunden; etwas von einem verfeinerten oder modernen, einem gelehrten oder auch – das an letzter Stelle – vergeistigten Mann, der sie nicht besitzen wollte, sondern als ein Wesen werthielt, um der Menge ungleicher Eigenschaften willen, ihr Selbst genannt, ein Mann, ohne zupackende Hände und ohne Ansprüche an sie. Wenn es aber einen solchen Mann überhaupt nicht gab? Um Zeit zu gewinnen, fragte sie: »Wer war eigentlich dieses Riesenweib?«
»Ich weiß es nicht genau, aber ich kann es vermuten. Wissen Sie eigentlich, daß alle Planeten in uns ausgeprägt sind!
»Nein, Herr, ich wußte es nicht.«
»Offenbar ist es so. Es gibt keinen Oyarsa im Himmel, dem nicht auf Erden ein Stellvertreter zugeordnet wäre. Und es gibt keine Welt, in der Sie nicht einem kleinen gefallenen Partner unseres eigenen schwarzen Acheronten begegnen könnten, einer Art unseres andern Selbst. So gibt es einen römischen Saturn so gut wie einen himmlischen, und einen kretischen Jupiter so gut wie einen olym-

pischen. Berichteten die Menschen alter Zeiten von Göttern, denen sie begegnet waren, so meinten sie diese irdischen Gegenbilder der hohen Geistwesen. Auch Merlin ist solchen Wesen zu Zeiten begegnet. Vom Jenseits des Mondes ist bis jetzt nichts wirklich herabgekommen. Und was sie mehr angeht, Jane: es gibt sowohl eine irdische wie eine himmlische Venus, Perelandras Abbild so gut wie Perelandra selbst.«
»Und Sie meinen...?«
»Ja, seit langem weiß ich, daß dieses Haus unter ihrem besonderen Einfluß steht. Sogar im Boden ist Kupfer, das Venusmetall. Außerdem – die Erdenvenus wird jetzt hier besonders stark wirken, denn heute nacht wird sich ihr himmlisches Urbild tatsächlich herabsenken.«
»Ich hatte vergessen«, sagte Jane.
Sie werden es niemals vergessen, wenn es erst geschehen ist. Bleiben Sie am besten mit den andern zusammen, vielleicht in der Küche. Betreten Sie nicht das obere Stockwerk! Heute führe ich Merlin zu meinen fünf Gebietern: Viritrilbia, Perelandra, Malacandra, Glud und Lurga. Er wird aufgetan sein. Kräfte werden sich in ihn ergießen.«
»Was wird er *tun*, Herr?«
Der Meister lachte. »Der erste Schritt ist leicht. Die Feinde in Belbury sind schon auf der Suche nach Kennern der alten westlichen Sprachformen, vor allem des Keltischen. Wir werden ihnen einen Dolmetscher schicken. Ja, bei Gott! Wir werden ihnen einen senden! „Und Er rief über sie den Geist des Wahnsinns, auf daß sie sich in Eile zerstörten!" – Sie suchen in einem Zeitungsinserat nach einem Dolmetscher. Und nach dem ersten Schritt... Sie verstehn?
... wird es leicht sein. Kämpft man gegen Teufelsdiener, so hat man das eine auf seiner Seite: ihre Herren hassen sie ebensosehr wie sie uns hassen. In dem Augenblick, in dem wir die menschlichen Strohmänner für die Hölle unbrauchbar machen, beenden ihre eigenen Gebieter das Werk an unsrer Stelle. Sie zerbrechen ihre Werkzeuge.«
Da klopfte es und Grace Ironwood trat ein:
»Ivy ist zurück, Herr. Ich glaube, Sie sollten lieber mit ihr sprechen. Nein! Sie ist allein. Sie hat ihren Mann überhaupt nicht gesehn. Die Strafe ist verbüßt, aber sie haben ihn nicht entlassen. Er

ist nach Belbury zur Heilbehandlung gebracht worden. Nach irgendwelchen neuen Bestimmungen. Offenbar bedarf es dazu keines Gerichtsurteils... Aber Ivy ist nicht recht beisammen. Sie ist in großer Aufregung.«

JANES VERWANDLUNG

JANE WAR IN den Garten gegangen, um nachzudenken. Sie nahm die Worte des Meisters hin, aber sie schienen ihr nicht sinnvoll. Sein Vergleich zwischen Marks Liebe und der Liebe Gottes – da es offenbar einen Gott gab – kam ihr jetzt, da sie geistig wach geworden war, schamlos und unehrerbietig vor. Mit »Religion« war doch wohl ein Bereich gemeint, in dem die sie bedrängende Frauenangst, nur als ein Gegenstand des Tausches, Begehrens und Besitzes behandelt zu werden, für immer zur Ruhe kommen werde. Dort würde sich, was sie »ihr wahres Selbst« nannte, aufrichten und in irgend einer freieren und reineren Welt entfalten. Doch noch immer dachte sie, »Religion« sei eine Art blauer Dunst oder Weihrauchgewölk, aus besonders begabten Seelen in einen dafür empfänglichen Himmel aufsteigend. Dann fiel ihr plötzlich ein, weder der Meister noch die Dimbles, noch Camilla hatten jemals von Religion gesprochen. Sie sprachen von Gott. Sie hatten keine Vorstellung von einem emporsteigenden Gewölk, eher von kraftvollen, erfahrenen Händen, die sich niedersenkten, um aufzurichten, zu bessern, vielleicht auch zu zerstören. Aber angenommen, man wäre schließlich ein *Ding* – ein Irgendetwas, geplant und entworfen von Irgendjemand und nach einem Maßstab gewertet, ganz verschieden von dem, was man »wahres Selbst« zu nennen pflegte! Angenommen, alle diese Leute, von ihren ledigen Onkeln bis zu Mark und Mutter Dimble, die sie alle zum Wütendwerden süß und frisch gefunden hatten, während sie gewünscht, man solle sie auch interessant und wichtig finden, hatten sie nicht einfach recht gehabt und sie so gesehn, wie sie wirklich war? Angenommen, Maleldil stimmte mit ihnen überein und nicht mit ihr!? Für einen Augenblick hatte sie die lächerliche und schmerzhafte Vorstellung von einer Welt, in der *Gott selbst* sie nicht verstand und auch nicht ganz ernst nehmen würde.

Dann kam an einer bestimmten Stelle der Stachelbeeranlage die Verwandlung über sie. Was ihrer da harrte, war in höchstem Grade ernst und mehr als das. Es war gestaltlos und lautlos. Die Erde unter den Büschen, das Moos am Wege, die niedrige Ziegelmauer waren nicht sichtbar verwandelt. Und doch waren sie verwandelt. Eine Grenze war überschritten. Sie war in eine Welt eingegangen oder in eine Person oder in die Gegenwart einer Person. Etwas Erwartungsvolles, Geduldiges, Unerbittliches begegnete ihr schleier- und schutzlos. In der Innigkeit dieser Berührung erkannte sie sofort, wie die Worte des Meisters sie irregeführt hatten. Dieses bedrängende Verlangen war keinem andern auch nur ähnlich. Es war der Ursprung allen echten Verlangens und enthielt alles in sich. In seinem Licht konnte man es verstehn, darüber hinaus verstand man nichts. Da war nichts und nie etwas gewesen, was diesem glich. Und es war nun nichts außer ihm. Und doch: alles war wie dies, und nur dadurch, daß es so war, war alles gewesen.
In diesen Höhen, Tiefen und Weiten verflatterte und verging das kleine Nichts, das sie bisher für ihr eigenes »Ich« gehalten hatte, und versank in abgründige Fernen wie ein Vogel im Raum ohne Luft. »Ich«, das war der Name eines Wesens, dessen Dasein sie nie geahnt hatte, eines Wesens, noch nicht ganz zum Leben erwacht, aber dazu aufgerufen. Es war eine Person [nicht die Person, die sie gedacht hatte], doch auch ein Wesen, ein geschaffenes Wesen, einem andern zur Freude geschaffen und durch Ihn zur Freude aller – ein in diesem Augenblick ohne eigenen Willen geschaffenes Ding, in einer Gestalt, niemals erträumt. Und diese Schöpfung vollzog sich in Freude oder Schmerz oder beiden zugleich. Sie hätte nicht sagen können, ob es in formenden Händen oder in geknetetem Ton geschah.
Worte sind unzureichend. In einem einzigen Augenblick waren Anfang und Ende ihres Erlebnisses verdichtet: es geschah und verging. Und erst als es vorüber war, offenbarte es sich. Das größte Ereignis ihres Lebens geschah in einem Nu, zu kurz, um es Zeit zu nennen. Ihr blieb davon nichts als die Erinnerung. Und während sie darin eintauchte, wurden zugleich in jedem Winkel ihrer Seele die Stimmen laut, die die Freude nicht kennen, und sie heulten und krächzten:
»Nimm dich in acht! Halte dich zurück! Verlier den Kopf nicht! Binde dich nicht!«

Und von einer andern Seite her noch heimtückischer:
»Du hast ein religiöses Erlebnis gehabt. Wie interessant! Nicht jedem widerfährt es. Wie viel besser wirst du nun die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts verstehn.«
Und sanfter aus einer dritten Richtung: »Geh! Versuch es noch einmal! Es wird dem Meister gefallen.«
Aber sie hatte ihren Widerstand aufgegeben, und diese Gegenangriffe waren ohne Erfolg.

DIE GÖTTER STEIGEN HERAB

BIS AUF ZWEI Zimmer war das ganze Haus von Sankt Anne verlassen. In der Küche, bei geschlossenen Fensterläden und näher am Feuer als gewöhnlich, saßen Dimble, MacPhee, Denniston und die Frauen. Und durch die Leere der langen Korridore und vielen Treppen von ihnen getrennt, war der Meister mit Merlin im Blauen Zimmer beisammen.
Wenn jemand gewagt hätte, die Treppen hinauf zum Vorplatz des Zimmers zu gehen, würde er den Weg versperrt gefunden haben, nicht von seiner Furcht – sondern von einem fast physischen Widerstand. Und hätte er sich den Weg erzwungen, so wäre er in eine Region summender Töne geraten, offensichtlich nicht Stimmen, obwohl sie artikuliert waren. Und wäre der Gang dunkel gewesen, hätte er ein schwaches Licht – nicht vom Feuer oder vom Mond – unter des Meisters Tür schimmern sehn. Ein Unbefugter wäre aber niemals bis zur Tür gekommen. Ihm wäre zumute gewesen, als schwanke das Haus auf und nieder wie ein Schiff in der stürmischen Bucht von Biscaya. Und er hätte mit Schreck und Staunen die Erde nicht mehr als Grundfeste des Weltalls empfunden, vielmehr als einen in rasender Geschwindigkeit durch ein nicht leeres, sondern dicht belebtes und unauflösliches Medium dahinfliegenden und sich drehenden Ball. Er hätte mit den Sinnen gewußt, ehe sie ihm geschwunden wären, daß die Besucher im Zimmer nicht wirklich dort waren, sondern in der dichten Wirklichkeit des Himmels [von den Menschen leerer Raum genannt] kreisten und leuchteten und ihre Strahlen auf diesen Punkt der Erdoberfläche richteten.

Auf diese Besucher begann der Meister und der Druide bald nach Sonnenuntergang zu warten. Ransom lag auf seinem Sofa, Merlin saß neben ihm, die Hände gefaltet, den Körper etwas vorgeneigt. Von Zeit zu Zeit rann ihm ein kalter Schweißtropfen über die grauen Wangen. Zuerst hatte er knien wollen, aber Ransom hatte es ihm verboten: »Du sollst es nicht tun! Hast du vergessen? Sie sind unsre Diener.«
Die Fenster waren unverhüllt und alles Licht im Zimmer kam nur von außen: als sie zu warten begannen, war es kaltrot, später wurde es sternenklar.
Lang bevor irgend etwas im Blauen Zimmer geschah, hatte sich die Gesellschaft in der Küche ihren Zehnuhr-Tee bereitet. Aber während sie ihn tranken, begann die Veränderung. Bisher hatten sie unwillkürlich mit gedämpfter Stimme gesprochen, wie Kinder in einem Zimmer, wenn die Eltern mit einer für die Kleinen unverständlichen Sache beschäftigt sind, mit einer Totenfeier oder der Eröffnung eines Testaments. Nun ganz plötzlich begannen alle laut zu reden und sich gegenseitig, nicht streitsüchtig, sondern voll Vergnügen, ins Wort zu fallen. Ein Fremder hätte gemeint, sie seien betrunken, nicht sinnlos sondern heiter betrunken, und er hätte gesehn, wie sie ihre Köpfe zusammensteckten mit lustigen Augen und übermütigen Bewegungen. Keiner konnte sich später erinnern, wovon sie eigentlich gesprochen hatten. Dimble meinte, sie hätten sich vor allem in Wortspielen gefallen. MacPhee leugnete zwar, je ein Wortspiel gebraucht zu haben; aber alle waren davon überzeugt, sich höchst geistreich unterhalten zu haben. Waren es nicht Spiele mit Worten, so waren es doch Spiele mit Gedanken, Paradoxen, Einfällen, Anekdoten, lachend vorgebrachten Theorien, die sich gelohnt hätten, ernst genommen zu werden. Sie hatten sie förmlich hervorgesprudelt, ja, sie waren über ihnen zusammengeschlagen. Sogar Ivy hatte ihre Sorgen vergessen. Mutter Dimble erinnerte sich später immer daran, wie Deniston und seine Frau rechts und links am Kamin gestanden und in ein fröhliches Wortgefecht geraten waren, wobei einer den anderen übertroffen und jeder sich höher und höher verstiegen hatte, wie Vögel oder Flugzeuge im Kampf. Hätte sich nur ein einziger erinnern können, was sie wirklich geredet hatten! Denn nie im Leben hatte Mutter Dimble solche Gespräche gehört, solche Beredsamkeit, soviel Melodie [Ge-

sang hätte nichts hinzufügen können!], solchen sich überschlagenden Gebilden voll Doppelsinn, solchen Raketen von Gleichnissen und Anspielungen.
Einen Augenblick später waren sie verstummt. Es war so plötzlich still geworden, wie wenn man aus dem Wind hinter eine Mauer tritt. Sie saßen da und starrten sich an, müde und ein wenig befangen.
Im obern Stockwerk hatte die erste Veränderung ein ganz anderes Ergebnis. Es war ein Augenblick gekommen, in dem die beiden Männer sich anspannten. Ransom packte die Lehne des Sofas fest, Merlin umklammerte seine Knie und biß die Zähne zusammen. Ein Strahl farbigen Lichts, wie kein Mensch es hätte benennen oder malen können, fuhr zwischen sie. Sonst war nichts zu sehen; aber aus Schaubarem bestand der geringste Teil ihres Erlebnisses. Eine heftige Erregung kam über sie, eine Art inneren Brausens und Siedens erschütterte auch ihre Körper. Es steigerte sich zu einem Rhythmus von wilder Schnelligkeit und sie fürchteten, ihr Verstand werde sich in tausend Stücke auflösen. Und dann schien es, als sei es tatsächlich geschehn. Aber nun war es ohne Bedeutung, denn alle diese Bruchstücke – nadelfeine Wünsche, sprühende Scherze, luchsäugige Gedanken – rollten hin und her wie glitzernde Tropfen und flossen wieder zusammen. Es war gut, daß beide Männer in der Dichtung bewandert waren. Das Springen, Splittern und Zusammenfließen von Gedanken konnte nur der ertragen, den die Kunst schon über den Kontrapunkt des Geistes, über die Beherrschung doppelter und dreifacher Synopsis belehrt hatte. Für Ransom, der schon viele Jahre lang Studien über die Sprache getrieben hatte, war es ein göttliches Vergnügen. Er fand sich mitten in der Herzkammer der Sprache, in dem weißglühenden Schmelztiegel der Wortwesen. Alles Bekannte war vernichtet, zersprüht wie Wasser in Gießbächen, um und um gedreht, geknetet, zerschlagen und im neuen Sinn wiedergeboren. Denn der Herr des wahren Sinnes, der Herold und Bote, der Besieger des Argus, war unter ihnen: der Engel, welcher der Sonne am nächsten kreist: Viritrilbia, den die Menschen Merkur oder Thoth nennen.
Unten in der Küche wurden alle schläfrig, nachdem der Rederausch zu Ende gegangen war. Jane war fast eingeschlafen und wurde aufgeschreckt, als ihr das Buch aus der Hand fiel; sie schaute sich

um. Wie warm war es..., wie gemütlich und intim! Sie hatte immer Holzfeuer geliebt, aber heute nacht schien der Duft der Scheiter noch würziger als sonst. Es kam ihr vor, als zöge der Geruch von brennendem Zedernholz oder von Weihrauch durch den Raum, süßer als sie es je für möglich gehalten. Der Duft wurde stärker. Duftende Namen schwebten ihr vor, Narde und der Balsam des Zimts, alle Wohlgerüche Arabiens schienen einer Büchse zu entströmen: sogar etwas von noch feinerer Süße, fast betäubend – warum war es nicht verboten? – aber sie wußte, es war herbeibefohlen. Sie war zu schläfrig, um tiefer darüber nachzudenken, wie es möglich sein konnte. Die Dimbles sprachen miteinander, aber so leise, daß es die andern nicht hören konnten. Ihre Gesichter schienen ihr verklärt. Sie sahen nicht mehr alt aus – eher reif, wie reife Felder im August, heiter und glücklich in der Ruhe erfüllten Begehrens. An ihrer andern Seite sagte Arthur Camilla etwas ins Ohr. Und auch dort... aber nun war sie von der Wärme und den Wohlgerüchen so überwältigt, sie konnte nicht ertragen hinzusehn, nicht aus Neid [das lag ihr ganz fern], sondern weil ein Glanz von ihnen ausging, der sie blendete, als ob der Gott und die Göttin durch ihre Körper leuchte und durch ihre Kleider in rosiger Nacktheit vor ihr erstrahle. Und um sie her tanzten [sie sah es undeutlich] nicht die groben und lächerlichen Zwerge von heute nachmittag, sondern feurige geflügelte Geister, knabenhafte Gestalten, glatt und schlank wie Elfenbeinstäbe.

Auch im Blauen Zimmer fühlten Ransom und Merlin die steigende Temperatur. Die Fenster hatten sich irgendwann von selbst geöffnet, doch im Zimmer wurde es nicht kühler, da Wärme von außen hereindrang. Über die kahlen Zweige hinweg, über die noch froststarre Erde, wehte eine sommerliche Brise heran, von einem Sommer, wie England ihn nicht kennt. Sie glich einer mit den Wohlgerüchen nächtlich duftender Blüten, schwerer Harze, der herben Würze um Mitternacht gereifter Früchte randvoll überladenen, kaum noch beweglichen Barke. In diesem Wind wehten die Vorhänge, hob sich ein Brief auf dem Tisch und lösten sich die an Merlins Stirn klebenden Haare. Das Zimmer schaukelte. Sie waren wie auf dem Meere. Ein leichtes Prickeln und Schauern lief über ihre Haut, als kräusle sie sich und werfe sie Wellen. Über Ransoms Wangen liefen Tränen. Er allein wußte, von welchen Mee-

ren und welchen Eilanden diese Brise herwehte. Merlin wußte es nicht; aber auch in ihm brach die unheilbare Wunde auf, mit welcher der Mensch geboren wird, und sie schmerzte bei dieser Begegnung. Altkeltische Klagelaute kamen leise über seine Lippen. Aber diese Sehnsüchte und Zärtlichkeiten waren nur Vorboten der Göttin. Als sie mit ihrer ganzen Kraft diesen Punkt der Erde mit ihrem langen Strahl erfaßte, brach aus dem Kern dieser Weichheit ein härteres, schrilleres und gefährlicheres Hochgefühl. Die beiden Männer bebten: Merlin, weil er nicht wußte, was kommen würde, Ransom, weil er es wußte. Und nun kam es. Glühend, scharf, glänzend, grausam, bereit zu töten, bereit zu sterben, schneller als Licht: die *Liebe*. Nicht die Liebe, wie die Sterblichen sie verstehn, noch wie sie seit der Geburt des Wortes vermenschlicht worden war, sondern als überirdische Tugend, unmittelbar und ungemildert fiel sie aus dem Dritten Himmel auf sie nieder. Sie waren geblendet, versengt, betäubt. Sie meinten, ihre Gebeine müßten verbrennen. Sie konnten es unmöglich ertragen, wenn es dauerte, aber ebenso wenig, wenn es endete. Und so kam Perelandra, die triumphierende unter den Planeten, von den Menschen Venus genannt, sie kam zu ihnen und war mit ihnen im Raum.

Unten in der Küche schob MacPhee seinen Sessel so heftig zurück, daß er auf den Fliesen kratzte wie ein Stift auf der Schiefertafel. »Leute!« rief er, »es ist eine Schande, daß wir Männer hier herumsitzen und in das Feuer schauen. Ich wette, wenn der Meister nicht ein lahmes Bein hätte, er würde einen andern Weg gefunden haben, wie wir die Sache anpacken könnten.«

»Weiter, weiter!« drängte Camilla mit leuchtenden Augen.

»Was meint Ihr, MacPhee?« fragte Dimble.

»Er denkt an Kampf«, sagte Camilla.

»Ich fürchte, es werden zu viele für uns sein«, meinte Arthur Denniston.

»Vielleicht!« antwortete MacPhee. »Aber wahrscheinlich sind es auch jetzt schon zu viele für uns. Und doch wäre es großartig, wenn man sie vor dem Ende noch einmal packen könnte. Um die Wahrheit zu sagen, mir liegt nicht viel daran, was weiter geschieht. Aber ich könnte nicht ruhig in meinem Grabe liegen, wüßte ich, sie hätten gewonnen und ich hätte sie nie am Kragen gepackt.«

»Ich verstehe das nicht«, wandte Dimble ein. »Ich bin nicht wie

Sie, MacPhee, ich bin nicht tapfer. Bei Ihren Worten dachte ich aber, wie wenig Angst ich jetzt habe, getötet oder verwundet zu werden. Nein, heute nacht habe ich keine Angst.«

»Das kann uns schon geschehn«, sagte Jane.

»Solange wir alle beisammen sind«, meinte Mutter Dimble, »wäre es angenehm zu sterben, nein, ich meine es nicht heroisch.« Und plötzlich waren ihre Mienen und Stimmen verändert. Sie lachten wieder, aber es war ein anderes Lachen. Sie empfanden ihre Liebe zueinander stärker. Sie sahen einander an und jeder dachte: »Welches Glück, hier zu sein! Mit ihnen zusammen könnte ich sterben!« Und MacPhee summte ein altes Kriegslied von King William.

Im obern Stock war es zuerst ähnlich. Merlin sah in der Erinnerung das winterliche Gras am Badon Hill, das lange Banner der Heiligen Jungfrau über den britisch-römischen Panzerreitern und den weißblonden Barbaren. Er hörte das Schnappen der Bogen, das Klick-klick der Stahlspitzen auf die hölzernen Schilde, das Rufen und Schreien, das Läuten der Kettenpanzer beim Schlag. Er gedachte auch des Abends, als die Feuer auf den Höhen blinkten und erinnerte sich der vom Frost schmerzenden Wunden, des Sternenlichts auf blutgetränkten Tümpeln und der im blassen Himmel kreisenden Adler. Und Ransom dachte wohl an seine langen Kämpfe in den Höhlen von Perelandra. Aber das alles verging. Etwas Stärkendes, Kräftigendes und heiter Nüchternes wie eine Meeresbrise kam über sie. Sie hatten keine Furcht mehr, ihr Blut floß im Rhythmus eines Marschliedes. Sie empfanden ihren gesicherten Platz im geordneten Gang des Universums, an der Seite der pünktlich wiederkehrenden Jahreszeiten, der wohlgeordneten Atome und der gehorsamen Seraphim. Unter der ungeheuren Last ihres Dienstes erhob sich die Kraft ihres Willens und stand aufrecht und unermüdet wie ein Karyatide. Befreit von allem Wankelmut und allem Widerstand waren sie da, fröhlich, beschwingt und wachsam. Sie hatten jede Angst überwunden, Sorge war ein Wort ohne Bedeutung geworden. Leben hieß mühelose Teilnahme an diesem übermütigen Spiel. Ransom war sich dieses klaren, festen Glanzes des himmlischen Geistes, der nun zwischen ihnen war, bewußt: des wachsamen Malacandra, des Herrn des kalten Himmelskörpers, von den Menschen Mars genannt oder Mavors und Tyr, der seine Hand in den Wolfsrachen legt. Er bedeutete Merlin, nun sei die

Zeit gekommen, seinen Mann zu stellen. Ransom begrüßte seine Gäste in der Sprache des Himmels. Die drei Götter im Blauen Zimmer waren menschenähnlicher als die beiden, die noch erwartet wurden. Viritrilbia, Venus und Malacandra verkörperten drei von den sieben Wesen, die noch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem biologischen Geschlecht besitzen und von Menschen noch verstanden werden können. Aber das galt nicht von den beiden, die nun herabzusteigen begannen. Auch sie haben zweifellos ihr Geschlecht, aber wir können es nicht verstehen. Es sind mächtigere Kräfte, uralte Eldils, Lenker der Riesenwelten, seit Anbeginn niemals den süßen Erniedrigungen des organischen Lebens unterworfen.

»Schüren Sie das Feuer, Denniston! Die Nacht ist kalt«, sagte MacPhee in der Küche.

»Es muß draußen Frost sein«, sagte Dimble.

Alle hatten die gleichen Gedanken: sie dachten an steifgefrorenes Gras, Hühnerstangen, dunkle Plätze tief im Wald, an Gräber. Und dann ans Sterben der Sonne, das Ersticken der Erde in luftloser Kälte, an einen tiefschwarzen Himmel, der nur von Sternen erhellt wird. Und dann waren nicht einmal mehr Sterne da: nur der Hitzetod des Universums, endgültige, totale Finsternis, das Nichtsein, aus dem keine Natur wiederkehrt. Ein anderes Leben? »Vielleicht!« dachte MacPhee. »Ich glaube daran!« dachte Denniston. Aber wenn das alte Leben vorbei war, mit all seiner Zeit, seinen Stunden und Tagen, vorbei? Kann die Allmacht sie wiederbringen? Wohin gehen die Jahre und warum? Nie würde ein Mensch es verstehn. Die Zweifel wuchsen. Vielleicht gab es gar nichts, was verstanden werden kann!

Saturn, dessen himmlischer Name Lurga ist, stand im Blauen Zimmer. Sein Geist lag auf dem Haus, vielleicht auf der ganzen Erde mit einem kalten Druck, der fähig ist, die ganze Erdkugel zu einer Oblate flach zu pressen. Neben dem bleiernen Gewicht seines Alters fühlten sich wohl selbst die alten Götter jung und neugeboren. Er war ein Berg aus urältester Zeit, dessen Gipfel niemand erblicken kann. Er ragte nicht in die Ewigkeit, wo die Gedanken zur Ruhe kommen, sondern in eisige Verödung und in das Schweigen unnennbarer Zeiten. Er war ebenso hart wie ein Berg: kein Sumpf der Zeit, in den die Phantasie träumend versinken kann, sondern eine lebendige Dauer, geringere Geister abstoßend, wie

Granit die Wellen, selbst unerschüttert, aber alles vernichtend, was sich ihm unbedacht naht. Ransom und Merlin litten unter einem Gefühl unerträglicher Kälte: alles was Stärke an Lurga war, erfüllte sie mit Angst, als er in sie eintrat. Und doch wurde Lurga in diesem Raum überwältigt. Plötzlich war ein größerer Geist da, einer, dessen Einfluß alles milderte und zu sich empor verwandelte: die Gewandtheit des dahinjagenden Merkur, die Klarheit des Mars, die feineren Schwingungen der Venus und sogar die dumpfe Last des Saturn.

In der Küche fühlte man sein Kommen. Niemand wußte nachher, wie es geschah, aber jedenfalls wurde der Kessel aufgestellt und der Punsch gebraut. Man bat Arthur, den einzigen, der musikalisch war, seine Geige zu holen. Die Sessel wurden zurückgeschoben und der Platz freigemacht. Sie tanzten. Keiner konnte sich später erinnern, was sie getanzt hatten: es war ein Rundtanz, kein modernes Geschiebe, sie stampften auf den Boden, klatschten in die Hände, sprangen hoch. Und keiner fand sich oder seine Mittänzer lächerlich. Es war etwas Ländliches in ihnen, das nicht schlecht in die Küche paßte; aber der Geist, in dem sie tanzten, war anders. Ihnen schien der Raum von Königen und Königinnen erfüllt, ihr Tanz schien ihnen heldische Kraft und in den ruhigeren Bewegungen den tiefsten Sinn aller edlen Zeremonien auszudrücken.

Oben verwandelte ein mächtiger Strahl das Blaue Zimmer in ein Meer von Licht. Vor den andern Engeln mochte der Mensch in die Knie sinken, vor diesem konnte man sterben; aber wenn man es überlebte, konnte man lachen. Ein einziger Atemzug der Luft, die von ihm kam, machte den Menschen größer. Ein Krüppel konnte stattlich einherschreiten, ein Bettler seine Lumpen wie Königskleider tragen. Königtum und Macht, festlicher Pomp und höfische Art sprühten von der Gestalt wie Funken vom Amboß. Glockengeläut, Trompetenschmettern, wehende Fahnen – wie sie auf Erden gebraucht werden, können nur ein schwaches Gleichnis davon geben. Das Nahen dieses Königs war wie das Heranbrausen einer gewaltigen sonnenglänzenden, schaumgekrönten, smaragdenen Woge, umtost von Brüllen und Schrecken und nicht endenwollendem Lachen. Es war wie der Auftakt festlicher Musik in der Halle eines Königs, der so erhaben ist, daß junge Herzen in Furcht erzittern, wenn diese Musik erklingt. Denn dies war Glund-Oyarsa, der Kö-

nig der Könige, er läßt die Wonne der Schöpfung über die Wiesen von Arbol wehen. Die Menschen in alten Zeiten nannten ihn Jupiter, und sie verwechselten ihn durch einen verhängnisvollen aber begreiflichen Irrtum mit seinem Schöpfer, so wenig ahnten sie, um wieviele Stufen sich geschaffene Wesen sogar über ihn erheben. Als er kam, war Festtag im Blauen Zimmer. Die beiden Sterblichen wurden mitgerissen in das von diesen fünf herrlichen Geistern ewig gesungene *Gloria* und vergaßen eine Weile den eigentlichen irdischen Zweck dieser Zusammenkunft. Dann gingen sie ans Werk. Und Merlin nahm die Kräfte in sich auf.
Am nächsten Tag sah er verändert aus, zum Teil, weil er keinen Bart mehr trug, aber auch weil er nicht mehr er selber war. Es war kein Zweifel: die Zeit war nahe, in der sich seine Seele vom Körper trennen würde. Später fuhr MacPhee mit ihm fort und setzte ihn in der Nähe von Belbury ab.

DER DOLMETSCHER KOMMT

MARK WAR EBEN im Zimmer des Landstreichers eingeschlummert, als er durch eintretende Besucher aufgeschreckt wurde und sich sammeln mußte. Zuerst trat Frost ein und hielt die Tür offen, zwei andre Herren folgten: der eine war der Vizedirektor, den andern Mann hatte Mark noch nie gesehn.
Dieser Mann war mit einer unsaubern Soutane bekleidet und hielt einen breitkrämpigen schwarzen Hut in der Hand, wie ihn Priester in vielen europäischen Gegenden tragen. Er war sehr groß, und die Soutane ließ ihn noch größer erscheinen. Er war glatt rasiert, sein großes Gesicht war von vielen tiefen Falten durchzogen, den Kopf hielt er etwas gesenkt. Er schien ein einfacher Mann zu sein, wahrscheinlich ein gewöhnliches Mitglied irgendeines unbekannten religiösen Ordens und zufällig eine Autorität auf dem Gebiet einer noch wenig bekannten Sprache. Es war Mark peinlich, ihn zwischen den beiden Raubvögeln zu sehn, zur Rechten den schmeichlerischen und redseligen Wither, zur Linken Frost, steif wie eine Bohnenstange, mit wissenschaftlicher Aufmerksamkeit, aber auch, wie Mark bemerkte, mit kaltem Widerwillen dem neuen Versuch zugewandt.

Eine Weile sprach Wither mit dem Fremden in einer Mark unverständlichen Sprache, er erkannte es schließlich als Latein. »Offensichtlich ein Priester«, dachte er. »Aber wo kommt er her? Wither kennt die meisten bekannten Sprachen. Sollte der Alte ein Grieche sein? Doch er sieht nicht wie ein Levantiner aus. Eher wie ein Russe.« Aber in diesem Augenblick wurde Marks Aufmerksamkeit abgelenkt. Der Vagabund hatte beim Geräusch der sich öffnenden Tür die Augen geschlossen, jetzt riß er sie plötzlich auf; als er aber den Fremden sah, kniff er sie wieder fester zu als vorher. Und nun wurde sein Benehmen sehr sonderbar. Er begann laut zu schnarchen und drehte der Gesellschaft den Rücken. Der Fremde trat ein paar Schritte näher ans Bett und sprach mit leiser Stimme zwei Worte. Ein paar Augenblicke blieb der Vagabund liegen, aber er schien von einem plötzlichen Schüttelfrost befallen. Dann rollte er langsam, wie ein Schiff, das dem Steuer folgt, auf die andre Seite und starrte ins Gesicht des Fremden, Augen und Mund weit offen. Er zuckte mit Kopf und Händen und quälte sich mit einem Versuch zu lächeln. Mark schien es, als ob er etwas sagen wollte. Was nun folgte, benahm Mark den Atem. Der Fremde sprach wieder, und aus dem Mund des Vagabunden kamen unter Grimassen, Husten, Spucken und Stottern in einer unnatürlich hohen Stimme Silben, Worte, ganze Sätze in einer Sprache, die weder Latein noch Englisch war. Die ganze Zeit schaute der Fremde fest in die Augen des Vagabunds.

Wieder sprach der Fremde. Diesmal antwortete der Vagabund viel ausführlicher, die fremde Sprache schien ihm leichter zu fallen, aber seine Stimme war seiner natürlichen Stimme ganz unähnlich. Am Schluß setzte sich der Vagabund im Bett auf und deutete dorthin, wo Frost und Withers standen. Dann schien der Fremde eine Frage zu stellen, und der Tramp antwortete zum drittenmal.

Bei dieser Antwort zuckte der Fremde zusammen, bekreuzigte sich mehrmals und zeigte alle Zeichen des Schreckens. Er wandte sich zu beiden Männern und sprach in raschem Latein zu ihnen. Während er sprach, veränderte sich etwas in ihren Mienen, sie sahen wie Hunde auf einer Fährte aus. Dann raffte der Fremde mit einem lauten Ausruf seine Soutane zusammen und schien fliehen zu wollen. Aber die Gelehrten waren schneller als er. Einen Augenblick rangen sie an der Tür miteinander. Frost zeigte seine Zähne wie ein

Tier, und von Withers Gesicht war die Maske gefallen, sein Ausdruck war ganz eindeutig: der alte Priester wurde bedroht. Mark hatte unbewußt einen Schritt vorwärts getan; aber noch ehe er sich zu einer Tat entschlossen hatte, kam der Fremde kopfschüttelnd mit ausgestreckten Händen zum Bett zurück. Es war seltsam anzusehn, wie der Vagabund, während des Streites an der Tür in seinem Bett zusammengesunken, sich nun wieder steif aufrichtete und in die Augen des Fremden starrte, als erwarte er einen Auftrag.
Es folgten wieder Worte in der unbekannten Sprache und der Vagabund deutete wieder auf Wither und Frost. Der Fremde wandte sich zu ihnen und schien die Worte in Latein zu übersetzen. Wither und Frost sahn einander an, als erwarte jeder vom andern eine Tat. Und was nun folgte, war purer Wahnsinn. Mit äußerster Vorsicht, schnaubend und krachend, sank der Vizedirektor in all seiner wackligen Greisenhaftigkeit in die Knie und einen Augenblick später auch Frost neben ihm, mit einer ruckartigen, harten Bewegung. Als er kniete, schaute er plötzlich über die Schulter auf Mark zurück. Haß zuckte in seinem Gesicht auf, ein gefrorener Haß, nicht aus Leidenschaft oder Glut, aber brennend so wie Metall brennt, wenn man es in der Arktis berührt. »Niederknien!« zischte er und wandte sofort wieder den Kopf ab. Mark konnte sich später nicht mehr erinnern, ob er einfach vergessen hatte, den Befehl zubefolgen oder ob seine Auflehnung schon in diesem Augenblick begonnen hatte.
Die Augen auf den Mann in der Soutane gerichtet, begann der Vagabund wieder zu sprechen. Und wieder übersetzte der Priester und trat dann beiseite. Wither und Frost rutschten auf den Knien bis zum Bett. Der Vagabund streckte seine dreckige, behaarte Hand mit den abgebissenen Fingernägeln aus. Beide küßten die Hand und erhielten anscheinend einen neuen Auftrag. Sie erhoben sich und Mark sah, wie Wither auf Latein schwache Einwendungen gegen diesen Befehl machte, dabei auf Frost deutend. Die Worte »venia tua« [jedesmal verbessert in »venia vestra«] kamen häufig vor, und Mark verstand. Aber anscheinend waren die Einwendungen vergeblich, denn ein paar Augenblicke später verließen Frost und Wither das Zimmer.
Als sich die Tür geschlossen hatte, fiel der Vagabund wie ein ausgeleerter Sack zusammen. Er wälzte sich auf dem Bett und mur-

melte: »Verdammt... hätt's nicht geglaubt... schmeißt mich um...« Aber Mark konnte sich nicht darum kümmern. Der Fremde wandte sich an ihn, und obwohl er seine Worte nicht verstand, sah er ihm ins Gesicht. Er wollte sofort wieder wegschauen, aber er konnte es nicht. Mit gutem Grund hätte er behaupten können, er sei furchterregende Gesichter gewohnt. Trotzdem erschreckte ihn dieses Gesicht furchtbar. Aber bevor er noch Zeit hatte, sich darüber klar zu werden, fühlte er, wie er schläfrig wurde. Gleich darauf fiel er in einen Sessel und schlief ein.

DER MANN IN DER SOUTANE

»NUN?« SAGTE Frost, kaum daß sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte.

»Es ist... hm... äußerst verblüffend«, antwortete der Vizedirektor. Während sie den Gang hinunterschritten, unterhielten sie sich leise:

»Es sah wirklich so aus, ich sage, es *sah* so aus«, setzte Frost fort, »als wäre der Mann im Bett hypnotisiert worden und der baskische Priester Herr der Lage.«

»Aber, mein Freund, das wäre eine höchst beunruhigende Annahme!«

»Entschuldigen Sie! Es handelt sich nicht um eine Annahme, sondern darum, was ich gesehen habe.«

»Und wie kommt ein baskischer Priester auf Grund Ihrer Annahme – entschuldigen Sie, es handelt sich doch darum – auf das Märchen, unser Gast sei Merlinus Ambrosius?«

»Das ist der springende Punkt. Wenn der Mann im Bett *nicht* Merlinus ist, dann kennt jemand, und jemand außerhalb unsres Kreises, nämlich der Priester, unsern ganzen Schlachtplan.«

»Und daher müssen diese beiden in Gewahrsam gehalten werden, lieber Freund, und wir müssen uns ihnen gegenüber höchst diplomatisch verhalten, bis wir Genaueres wissen.«

»Selbstverständlich müssen sie in Haft gehalten werden.«

»Ich möchte nicht diesen Ausdruck wählen. Er könnte zu Verwicklungen führen... Ich möchte im Augenblick nicht behaupten, mir kämen Zweifel an der Identität unseres vornehmen Gastes. Es kann keine Rede von Haft sein. Im Gegenteil, wärmstes Willkommen, peinlich genaue Höflichkeit...«

»Versteh ich Sie recht? Haben Sie tatsächlich erwartet, Merlinus werde das Institut als Diktator und nicht als Kollege betreten?«
»Nun, was das betrifft«, erwiderte Wither, »so war meine Auffassung der persönlichen und sogar der amtlichen Beziehungen zu ihm stets elastisch und jeder nötigen Anpassung gewachsen. Es wäre für mich wirklich ein großer Kummer, müßte ich annehmen, Sie könnten durch irgendein falsch angebrachtes Gefühl Ihrer eigenen Würde... kurz, angenommen, er *ist* Merlinus... Sie verstehn mich doch?«
»Wohin gehn wir jetzt?«
»In meine Wohnung. Sie werden sich wohl erinnern, es wurde der Wunsch ausgesprochen, unsern Gast mit Kleidung zu versorgen.«
»Es war kein Wunsch. Es war ein Befehl.«
Darauf gab der Vizedirektor keine Antwort. Als beide im Schlafzimmer waren und die Tür geschlossen hatten, sagte Frost: »Mir gefällt die Sache nicht. Sie scheinen die Gefahren zu übersehn. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, der Mann ist nicht Merlinus. Dann weiß der Priester Dinge, die er nicht wissen darf. Ein Eindringling und Spion darf unter keinen Umständen frei im Institut umhergehn. Wir müssen sofort herausfinden, woher der Priester sein Wissen hat. Woher haben Sie ihn überhaupt geholt?«
»Ich glaube, dieses Hemd ist am besten geeignet«, antwortete Wither und breitete es auf dem Bett aus. »Die Anzüge sind in diesem Schrank.«
»Der... hm... kirchliche Würdenträger erklärte, er käme auf Grund unsres Inserats. Ich möchte Ihrem Standpunkt volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, lieber Frost. Anderseits wäre es zumindest ebenso gefährlich, den echten Merlinus abzuweisen und uns damit eine für unsre Pläne so wichtige Macht zu entfremden. Es ist keineswegs sicher, ob der Priester unser Feind ist. Er mag unabhängig von uns mit den Makroben Fühlung aufgenommen haben. Er kann schließlich unser Verbündeter sein.«
»Sieht er nach Ihrer Meinung darnach aus? Sein Priestertum spricht gegen ihn.«
»Alles, was wir im Augenblick brauchen, ist ein Kragen und eine Krawatte. Verzeihn Sie mir, wenn ich das sage: ich habe nie Ihre totale Einstellung gegen die Religion geteilt. Ich spreche nicht vom dogmatischen Christentum in seiner primitiven Form. In religiö-

sen, auch in kirchlichen Kreisen, tauchen von Zeit zu Zeit Typen hochwertiger Geistigkeit auf und entfalten eine sehr große Energie. Father Doyle ist zwar nicht sehr begabt, sicherlich aber einer unsrer tüchtigsten Kollegen. Und Herr Straik hat jene ungemein seltene Eignung zur absoluten Ergebenheit – von Ihnen lieber Objektivität genannt. Ich möchte in keiner Weise engstirnig sein.«

»Was wollen Sie nun wirklich tun?«

»Wir werden natürlich zunächst das „Haupt" befragen. Ich gebrauche diese Bezeichnung nur der Einfachheit halber.«

»Aber das geht doch nicht! Haben Sie vergessen? Heute ist unser Eröffnungsbankett! Jules wird in einer Stunde hier sein. Sie werden bis Mitternacht um ihn herumschwänzeln müssen.«

Einen Augenblick war Withers Gesicht erstarrt, sein Mund stand offen. Er hatte in der Tat den Besuch des Marionetten-Direktors vergessen, des Instituts-Gimpels, mit dem man die Öffentlichkeit betrog. Und diese Vergeßlichkeit bedrückte ihn mehr, als sie einen andern bedrückt hätte. Es war für ihn wie der erste kalte Hauch des Winters, wie die erste kleine Störung in der Maschine seines von ihm aufgebauten zweiten Selbst. Damit wollte er hier an diesem Platz leben, während der echte Wither über unbestimmbare Grenzen eines Gespensterreichs dahinschwebte.

»Um Gottes willen!« rief er.

»Sie müssen sofort entscheiden, was Sie mit den beiden Männern heute abend anfangen wollen. Es kann nicht die Rede davon sein, sie am Bankett teilnehmen zu lassen. Aber sie sich selbst zu überlassen, wäre Wahnsinn!«

»Und jetzt haben wir sie schon zehn Minuten allein gelassen, und mit Studdock! Wir müssen sofort mit den Kleidern zu ihnen zurück!«

»Aber ohne einen Plan?« fragte Frost und folgte Withers.

»Wir müssen uns von den Umständen leiten lassen!« antwortete Withers.

Als sie zurückkamen, wurden sie von dem Mann in der Soutane mit einem flehenden lateinischen Redestrom begrüßt: »Laßt mich gehn!« bat er, »ich flehe Euch an bei Eurer Mutter Seelenheil, braucht keine Gewalt gegen einen harmlosen alten Mann! Ich sage kein Sterbenswort – Gott ist mein Zeuge – aber hier kann ich nicht bleiben. Dieser Mann, der sich als Merlinus ausgibt, kommt aus dem

Totenreich zurück, er ist ein Teufel, er beherrscht höllische Zauberkünste. Seht, was er dem armen jungen Mann angetan hat, Ihr wart kaum zur Tür hinaus!« Er deutete auf den bewußtlosen Mark im Sessel. »Er tat es mit seinem Blick, er sah ihn nur an, aber mit dem Teufelsblick, dem Teufelsblick!«
»Still!« sagte Frost ebenfalls lateinisch, »hört zu! Wenn Ihr tut, was man Euch sagt, wird Euch nichts geschehn. Wenn Ihr es nicht tut, wird man Euch vernichten. Werdet Ihr ungebärdig, werdet Ihr das Leben und Euer Seelenheil verlieren, denn Ihr seht mir nicht wie ein Märtyrer aus.«
Der Priester wimmerte und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Plötzlich stieß ihn Frost mit dem Fuß, es sah aus, als hätte er es nicht gewollt, als habe nur ein Mechanismus gearbeitet. »Sagt ihm, wir haben ihm Kleider gebracht, wie sie die Männer heutzutage tragen.« Der Fremde zuckte nicht, als er den Stoß bekam.
Schließlich war der Vagabund gewaschen und angekleidet. Als es so weit war, sagte der Mann in der Soutane: »Er verlangt durchs ganze Haus geführt zu werden und alle Geheimnisse zu sehn.«
»Sagt ihm«, erwiderte Withers, »es wird uns ein großes Vergnügen und eine Ehre sein.«
Der Vagabund hatte wieder gesprochen. »Er sagt«, übersetzte der große Mann, »er will zuerst das „Haupt" sehn, die Tiere und die Verbrecher, die gefoltert werden. Er will nur von einem von euch begleitet werden, von Ihnen, Sir«, und damit deutete er auf Wither.
»Das erlaube ich nicht!« sagte Frost auf Englisch.
»Mein lieber Frost«, entgegnete Wither, »das ist schwerlich der Augenblick... und einer von uns muß ja frei sein, um Jules zu begrüßen.«
Wieder hatte der Tramp gesprochen. »Verzeiht mir«, sagte der Mann in der Soutane, »ich muß seinen Worten folgen, es sind nicht die meinen. Er verbietet euch, in seiner Gegenwart in einer Sprache zu reden, die er nicht versteht, auch nicht durch mich. Und er sagt, er sei gewöhnt, daß man ihm gehorche. Er fragt jetzt, ob ihr ihn als Freund oder als Feind haben wollt?«
Frost glaubte, Wither habe etwas sagen wollen, aber dann Angst bekommen. In der Tat, Frost fand keine Worte. Vielleicht kam es von dem raschen Wechsel zwischen Latein und Englisch. Er konnte

nicht sprechen. Nur unsinnige Silben fielen ihm ein. Er wußte längst, daß der ständige Verkehr mit den Wesen, die er Makroben nannte, unvorhersehbare Folgen für sein geistiges Leben haben konnte. Unklar war der Gedanke an völlige Vernichtung immer in ihm gegenwärtig. Er hatte sich geschult, nicht darauf zu achten, aber jetzt schien dieser Gedanke von ihm Besitz zu ergreifen. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, Furcht sei nur ein chemischer Vorgang. Es lag auf der Hand, er mußte jetzt aus diesem Zwiespalt wieder zu sich selbst zurückfinden und später am Abend von vorn beginnen, denn dieser Zustand konnte nicht endgültig sein. Im schlimmsten Fall konnte es nur das erste Zeichen des Endes sein. Wahrscheinlich aber hatte er noch Jahre voller Arbeit vor sich. Er würde Wither überleben, er würde den Priester töten. Selbst Merlin, wenn es wirklich Merlin war, konnte nicht besser mit den Makroben stehn als er selbst. Er trat beiseite. Und der Vagabund, vom Priester und dem Vizedirektor begleitet, verließ den Raum.
Frost hatte recht gehabt, sein Sprachzwang war nur krampfhaft gewesen. Kaum war er allein mit Mark, hatte er keine Schwierigkeiten mehr; er schüttelte ihn an der Schulter und konnte sagen: »Auf! Was fällt Ihnen ein, hier zu schlafen! Kommen Sie mit mir ins Zimmer der Objektivität!«

MARKS WEIGERUNG

BEVOR SIE AUF ihre Inspektion gingen, verlangte Merlin Amtskleidung für den Vagabunden. Wither bekleidete ihn schließlich mit der Robe eines Doktors der Philosophie der Universität Edgestow. Angetan mit diesem Gewand, wurde der verwirrte Kesselflicker treppauf, treppab, durch die Tierkäfige und die Zellen geführt; er hatte die Augen halb zugekniffen und ging wie auf Eiern. Manchmal verzog ein Krampf sein Gesicht, als versuche er etwas zu sagen; aber es gelang ihm nicht, ein Wort hervorzubringen, wenn nicht der echte Merlin ihm eine Frage stellte und ihn mit seinem Blick bannte. Natürlich bedeutete das alles für den Vagabunden nicht dasselbe wie für einen gebildeten und vermögenden Mann, der an das Universum ganz andre Forderungen stellt. Für den Vagabunden war es einfach eine »närrische Geschichte«, die närrisch-

ste, die ihm je vorgekommen war. Einmal sauber gewaschen zu sein, ein purpurrotes Gewand zu tragen, seinen Mund fortwährend Laute hervorbringen zu hören, die er nicht verstand und auch nicht sagen wollte, das war das erstaunlichste für ihn. Aber schließlich war es nicht das erstemal, daß ihm etwas Unerklärliches geschah.

Inzwischen war es im Zimmer der Objektivität zwischen Mark und Professor Frost zu einer Art Krise gekommen. Schon beim Eintritt sah Mark, daß man den Tisch zurückgeschoben hatte. Auf dem Boden lag ein fast lebensgroßes Kruzifix, ein Kunstwerk der spanischen Schule, erschreckend realistisch. »Wir haben eine halbe Stunde Zeit für unsre Übungen«, sagte Frost und sah auf die Uhr. Dann befahl er Mark, das Kruzifix mit Füßen zu treten und es auch auf andre Weise zu verunglimpfen.

Im Gegensatz zu Jane, die ihr Christentum zugleich mit ihrem Glauben an Feen und an den Weihnachtsmann schon in früher Kinderzeit aufgegeben, hatte Mark nie daran geglaubt. Daher zuckte jetzt zum erstenmal der Gedanke durch sein Hirn, es könnte doch etwas daran sein. Frost beobachtete ihn scharf, er wußte wohl, wie das Ergebnis des Experiments aussehn könnte. Er wußte es, weil ihm auf einer gewissen Stufe der Schulung durch die Makroben die gleiche wunderliche Idee gekommen war. Aber er hatte keine Wahl. Ob er wollte oder nicht, dieses Experiment gehörte zu der Einweihung.

»Aber, hören Sie einmal!« sagte Mark.

»Was ist denn?« fragte Frost, »machen Sie schnell, wir haben nur beschränkte Zeit zur Verfügung.«

Mark deutete mit einem unbestimmten Widerwillen auf die schrecklich bleiche Gestalt am Kreuz: »Aber das ist doch gewiß alles reiner Aberglaube!«

»Nun, und?«

»Und wenn es so ist, was hat es dann für einen Zweck, auf diesem Gesicht herumzutrampeln? Ist es nicht das gleiche, ob man ein Ding anspuckt oder ob man es verehrt? Verdammt noch mal, wenn es nichts als ein Stück Holz ist, warum muß man überhaupt etwas damit tun?«

»Das ist oberflächlich gedacht. Wenn Sie in einer nichtchristlichen Gesellschaft erzogen worden wären, dann würde man das nicht von Ihnen verlangen. Natürlich ist es nur Aberglaube; aber gerade

dieser Aberglaube hat jahrhundertelang auf unsrer Gesellschaft gelastet. Es kann experimentell bewiesen werden, daß er im Unterbewußtsein vieler Individuen, deren Bewußtsein scheinbar vollkommen frei davon ist, noch immer einen beherrschenden Platz einnimmt. Eine positive Handlung in der andern Richtung ist daher ein notwendiger Schritt zur Erreichung völliger Objektivität und kann überhaupt nicht diskutiert werden. Unsre Erfahrung hat uns gelehrt, wie unumgänglich dieser Schritt ist.«

Mark war über seine eigenen Gefühle erstaunt. Er betrachtete das Kruzifix keineswegs mit religiösem Empfinden. Und auf keinen Fall gehörte es zu dem Begriff des Aufrechten, Normalen und Gesunden, das sein Halt in den letzten Tagen geworden war gegen alles, was er nun als den geheimsten Kreis von Belbury erkannte. Die erschreckende Kraft dieser realistischen Darstellung war ebenso weit von diesem Begriff entfernt wie alles andere in diesem Raum. Das war einer der Gründe seines Widerwillens. Er empfand es verabscheuenswert, auch nur die geschnitzte Darstellung eines solchen Todeskampfes zu beleidigen. Aber es war nicht sein einziger Grund. Die ganze Situation hatte sich verändert durch das Hereinziehen dieses christlichen Symbols. Die Sache wurde unberechenbar. Seine simple Antithese von normal und krank hatte offensichtlich etwas übersehn. Warum war das Kruzifix hier? Warum hatten mehr als die Hälfte der entarteten Bilder religiöse Themen? Neue Parteien schienen in den Streit einzugreifen, mögliche Verbündete oder Feinde, von denen er bis jetzt nichts gewußt hatte. »Wenn ich jetzt nur nach irgendeiner Seite hin einen Schritt mache, kann ich in einen Abgrund stürzen«, dachte er. Er faßte den Entschluß, mit dem Starrsinn eines Esels die Füsse auf den Boden zu stemmen und sich um keinen Preis vom Fleck zu rühren.

»Bitte, beeilen Sie sich!« sagte Frost.

Das ruhige Drängen in Frosts Stimme und die Tatsache, wie oft er ihr bisher immer gefolgt war, besiegten beinah Marks Widerstand. Er war auf dem Punkt, doch nachzugeben und die ganze dumme Sache rasch hinter sich zu bringen. Aber dann hielt ihn wieder die Wehrlosigkeit der Figur zurück. Sein Gefühl war ganz und gar unlogisch. Er hielt inne, nicht weil die Hände von Nägeln durchbohrt und hilflos waren, sondern weil sie von Holz und darum noch hilfloser waren, weil das Ganze, trotz seines Realismus leb-

los war und auf keinen Fall zurückschlagen konnte. Eines der hilflosen Puppengesichter – eine der Puppen seiner Schwester Myrtle – das er als Knabe in Stücke gerissen, hatte ihn auf ähnliche Weise gerührt, und die Erinnerung daran in diesem Augenblick schmerzte noch immer.

»Worauf warten Sie, Doktor Studdock?« fragte Frost.

Mark war sich der wachsenden Gefahr wohl bewußt. Wenn er nicht gehorchte, war die letzte Chance, aus Belbury herauszukommen, zweifellos vertan. Vielleicht würde er dieses Zimmer gar nicht mehr verlassen. Wieder befiehl ihn der Zustand des Erstickens, und er fühlte sich wehrlos wie der hölzerne Christus. Bei diesem Gedanken sah er das Kruzifix mit andern Augen an als bisher – es erschien ihm jetzt nicht mehr als ein Stück Holz, auch nicht als ein Zeugnis des Aberglaubens, sondern als ein Stück Geschichte. Das Christentum war Unsinn; aber es war nicht daran zu zweifeln, dieser Mann hatte gelebt und war von den Belbury-Leuten seiner Zeit getötet worden. Und das erklärte auch, wie ihm plötzlich einfiel, warum dieses Abbild – kein Abbild des Aufrechten und Normalen – dennoch im Gegensatz stand zu dem krummen Belbury. Es war das Symbol für das, was geschah, wenn Gerades dem Krummen begegnet, was das Krumme dem Geraden zufügt und was ihm geschehn würde, wenn er auf dem geraden Weg bliebe. Es war mit einem Wort das, was er bis jetzt nicht verstanden hatte: ein *Kreuz*.

»Wollen Sie mit der Übung weitermachen oder nicht?« fragte Frost mit dem Blick auf die Uhr. Frost wußte, die andern waren auf der Inspektion und Jules mußte schon ganz nahe sein. Er wußte, er konnte jeden Augenblick unterbrochen werden. Er hatte gerade diesen Augenblick für diese Stufe von Marks Einweihung gewählt – teilweise aus einem ungeklärten Impuls, von dem er jetzt immer häufiger beherrschte wurde – teilweise aus dem Wunsch, Mark in der jetzt entstandenen ungewissen Lage ganz für das Institut zu gewinnen. Er und Wither, vielleicht auch schon Straik, waren die einzigen vollkommen Eingeweihten des Instituts. Über ihnen hing jetzt die Gefahr, den Mann, der sich als Merlin ausgab, und seinen geheimnisvollen Dolmetscher falsch zu behandeln. Wenn er aber richtig handelte, bestand die Aussicht, alle andern aus dem Sattel zu heben, für sie das zu werden, was sie für das übrige Institut und was das Institut für das übrige England war. Er wußte, Wither wartete

mit Ungeduld auf einen Fehler, den er begehn konnte. Darum war es ihm so wichtig, Mark unverzüglich bis zu einem Punkt zu treiben, von dem es kein Zurück mehr gab und wo die Ergebenheit des Schülers für die Makroben und zugleich für den Lehrer, der ihn eingeweiht hatte, zu einem psychologischen, wenn nicht gar körperlichen Bedürfnis wird.

»Haben Sie nicht gehört, was ich Ihnen sagte?« fragte er Mark nochmals. Mark gab keine Antwort. Er dachte, und er dachte sehr angestrengt nach, denn er wußte, in der Sekunde, in der er zu denken aufhörte, würde der Todesschrecken ihm die Entscheidung aus den Händen reißen. Christentum war eine Fabel. Es wäre lächerlich, für eine Religion zu sterben, an die man nicht glaubte. Der Mann am Kreuz hatte die Fabel selber entdeckt und war mit der Klage gestorben, Gott, dem er vertraut hatte, habe ihn verlassen. Aber das löste wieder eine Frage aus, an die Mark noch nie gedacht hatte. War es jetzt der Augenblick, sich gegen diesen Mann am Kreuz zu wenden? Wenn das Universum ein Betrug war, was hatte es für einen Sinn, sich auf seine Seite zu stellen? Angenommen, das Aufrechte würde immer in der Welt machtlos sein, verspottet, gefoltert, getötet durch die Gewalt des Krummen, warum dann nicht mit dem Schiff untergehn?! Seine Angst war jetzt geschwunden, und er erschrak darüber. Bisher war sie für ihn eine Art Schutzwall gewesen... sie hatte ihn ein ganzes Leben daran gehindert, einen wahnsinnigen Entschluß zu fassen; aber jetzt faßte er ihn: er wandte sich zu Frost und sagte: »Das ist doch alles verdammter Unsinn, und der Teufel soll mich holen, wenn ich so etwas tue!« Als er das sagte, hatte er keine Ahnung, was jetzt geschehn würde. Er wußte nicht, ob Frost jetzt läuten oder einen Revolver ziehen oder seinen Befehl wiederholen würde. Frost aber fuhr nur fort, ihn anzustarren, und Mark starrte zurück. Dann sah er, wie Frost lauschte, und er lauschte selbst. Einen Augenblick darnach öffnete sich die Tür. Und plötzlich schien das Zimmer voll von Menschen – ein Mann in roter Robe [Mark erkannte nicht gleich den Vagabunden], der Große in der Soutane und Wither.

IM GROSSEN Empfangsraum von Belbury hatte sich mittlerweile eine eigentümlich ungemütliche Gesellschaft versammelt. Horace Jules, der Institutsdirektor, war vor ungefähr einer halben Stunde angekommen. Man hatte ihn in das Studierzimmer des Vizedirektors geführt; der Vizedirektor war aber nicht da. Dann hatte man ihn in seine eigenen Zimmer geleitet und gehofft, er werde sich einige Zeit dort aufhalten. Er war aber fünf Minuten später schon wieder unten, und sie hatten ihn auf dem Halse. Es war noch viel zu früh, um sich zum Dinner umzukleiden. Jules stand mit dem Rücken zum Kamin und trank ein Glas Sherry. Die leitenden Institutsmitglieder waren um ihn versammelt, aber die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen.

Ein Gespräch mit Jules war immer schwierig, denn er bestand darauf, nicht als Aushängeschild, sondern als das tatsächliche Oberhaupt des Instituts zu gelten und als der, aus dessen Kopf sämtliche Ideen entsprungen waren. Da er aber sein Wissen vor fünfzig Jahren von der Universität London bezogen hatte und nur altmodische Schriftsteller wie Haeckel und andre las, war es ganz unmöglich, mit ihm über die wahre Tätigkeit des Instituts zu reden. Man mußte ununterbrochen Antworten erfinden auf eigentlich sinnlose Fragen und Enthusiasmus für Einfälle heucheln, die schon veraltet und schon von Anfang an primitiv waren. So war die Abwesenheit des Vizedirektors in solchen Fällen eine Katastrophe, denn nur Wither beherrschte den genau zu Jules passenden Stil der Unterhaltung.

Jules war ein richtiger Londoner, sehr klein, mit kurzen Beinen, so daß man ihn unfreundlicherweise mit einer Ente verglich. Seine Nase war aufgestülpt, und der ursprünglich gutmütige Ausdruck seines Gesichts war durch jahrelanges üppiges Leben und durch eine starke Dosis Einbildung ziemlich beeinträchtigt. Anfangs hatten ihm seine Romane Geld und Ruhm eingebracht, und später, als Verleger der Wochenschrift »Was wir wissen wollen«, wurde er eine große Macht, und sein Name für das Institut unentbehrlich.

»Wie ich mit dem Erzbischof sprach...«, erzählte Jules, »ist es Ihnen nicht bekannt, Mylord, sagte ich, der Tempel von Jerusalem war nach den neuesten Forschungen nur halb so groß wie eine englische Dorfkirche.«

»O Himmel!« sagte Feverstone bei sich. Er hielt sich schweigend am Rand der Gruppe.
»Noch ein Glas Sherry, Direktor?« fragte Fräulein Hardcastle.
»Warum nicht?« antwortete Jules. »Der Sherry ist gar nicht schlecht, ich könnte Ihnen freilich einen Platz nennen, wo man noch besseren bekommt. Und kommen Sie mit Ihrer Reform der Zuchthausstrafe weiter, Fräulein Hardcastle?«
»Ich mache großartige Fortschritte«, antwortete sie. »Mit einiger Einschränkung der Pellotoff-Methode denke ich...«
»Was ich schon immer sagte«, unterbrach Jules die Hardcastle, »warum soll man Verbrechen nicht wie jede andre Krankheit behandeln? Ich brauche keine Strafen. Man muß den Mann nur auf den richtigen Weg bringen, ihm einen neuen Start, ein neues Lebensinteresse geben! So gesehn, ist alles ganz einfach. Sie haben wohl meine kurze Ansprache in Northampton über dieses Thema gelesen?«
»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Fräulein Hardcastle.
»Das ist recht«, redete Jules weiter. »Jemand war andrer Meinung. Der alte Hingest – das war übrigens eine komische Sache. Sie haben den Mörder nie gefunden? Aber wenn es mir auch leid ist um den alten Knaben, seine Ansichten konnte ich nicht teilen. Als ich ihn das letztemal sah, sprachen ein paar von uns über die Vergehen Jugendlicher. Und wissen Sie, was er sagte? „Es sei ein Malheur mit den Jugendgerichten, heutzutage, sie geben den jungen Verbrechern immer Bewährungsfrist, statt sie zu bändigen." Nicht schlecht, was? Wither meinte – übrigens, wo steckt denn Wither?«
»Er muß jeden Augenblick kommen«, sagte die Hardcastle. »Ich kann nicht verstehn, warum er nicht hier ist.«
»Ich denke«, mischte sich Filostrato ein, »sein Wagen wird eine Panne haben. Er wird außer sich sein, Herr Direktor, Sie nicht begrüßt zu haben.«
»Das braucht ihn nicht zu bekümmern«, sagte Jules, »ich mache mir nichts aus Etikette. Aber ich dachte doch, ihn bei meiner Ankunft vorzufinden. Sie sehn sehr gut aus, Filostrato. Ich verfolge Ihre Arbeit mit großem Interesse. Ich halte Sie für einen der Schöpfer des Menschengeschlechts.«
»Ja, ja«, antwortete Filostrato, »um das handelt es sich. Wir fangen schon an...«
»Ich helfe Ihnen so gut ich kann, vom Standpunkt des Nichtfach-

manns aus«, unterbrach ihn Jules, »ich habe mein Leben lang dafür gekämpft. Die ganze Frage unseres Geschlechtslebens! Ich sage immer: wenn man alles ganz offen ausspricht, gibt es keine Schwierigkeiten mehr. Die Geheimnistuerei der viktorianischen Zeit richtete den ganzen Schaden an. Warum ein Geheimnis daraus machen? Jeder Bub und jedes Mädel sollten...«

»O Himmel!« sagte Feverstone abermals zu sich.

»Verzeihn Sie«, sagte Filostrato, der als Ausländer den Versuch noch nicht aufgegeben hatte, Jules aufzuklären, »aber darum handelt es sich gar nicht.«

»Ich weiß genau, was Sie sagen wollen«, warf Jules dazwischen, und legte seinen dicken Zeigefinger auf den Arm des Professors. »Wahrscheinlich lesen Sie meine kleine Zeitschrift nicht. Aber wenn Sie die erste Nummer des vergangenen Monats nachlesen wollten, finden Sie einen bescheidenen kleinen Leitartikel, den ein Mann wie Sie wahrscheinlich nicht lesen würde, weil keine Fachausdrücke darin vorkommen. Aber ich bitte Sie, ihn trotzdem zu lesen, und Sie werden sehn, er enthält das ganze Problem in der Nußschale, und er ist ganz volkstümlich geschrieben, der Mann auf der Straße kann ihn verstehn.«

In diesem Augenblick schlug eine Uhr die Viertelstunde.

»Um wieviel Uhr ist das Dinner?« fragte Jules. Er liebte Bankette, besonders wenn er dabei eine Rede halten konnte.

»Ein Viertel vor acht«, antwortete Fräulein Hardcastle.

»Wissen Sie«, sagte Jules, »dieser Wither sollte wirklich hier sein! Ich bin nicht anspruchsvoll, aber ich bin doch ein wenig gekränkt, unter uns gesagt. Auf so etwas ist man doch nicht gefaßt, nicht wahr?«

»Hoffentlich ist ihm nichts passiert«, meinte die Hardcastle.

»Er kann doch an einem solchen Tag nicht fortgefahren sein, das können Sie doch nicht meinen?«

»Ecco«, sagte Filostrato. »Da kommt jemand!«

Es war tatsächlich Wither. Er betrat den Saal mit einem Gefolge, das Jules nicht erwartet hatte. Wither hatte jede Berechtigung, noch verwirrter auszusehn als sonst. Er war durch sein Institut gejagt worden wie ein Bedienter. Man hatte ihm nicht einmal erlaubt, die Luftzufuhr im Zimmer des »Haupts« aufzudrehn, als man ihn auch in dieses Zimmer genötigt. Und »Merlin« – wenn es wirklich

Merlin war – hatte sich nicht darum gekümmert. Das Ärgste aber war – wie ihm klar geworden war – dieses Schreckgespenst von einem Dolmetscher hatte die Absicht, an dem Dinner teilzunehmen. Niemand wußte so genau wie Wither, wie unmöglich es war, Jules diesen schäbigen alten Priester vorzustellen, der nicht Englisch konnte und als Mentor eines als Doktor der Philosophie kostümierten schlafwandlerischen Schimpansen fungierte. Jules die wahre Erklärung zu geben – wenn er, Wither, sie überhaupt geben konnte – kam nicht in Frage. Denn Jules war ein einfacher Mann, und das Wort »mittelalterlich« war für ihn gleichbedeutend mit »barbarisch«, und das Wort »magisch« konnte in ihm nur Erinnerungen an Kindermärchen erwecken. Das geringere Übel war es noch, seit dem Besuch im Zimmer der Objektivität Frost und Studdock bei sich zu haben. Die Lage besserte sich auch nicht, als der Pseudo-Merlin, sich Jules nähernd, vor aller Augen murrend in einen Sessel fiel und die Augen schloß.

»Mein verehrter Direktor«, begann Wither außer Atem, »dies ist einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Ich hoffe, man hat jeden Ihrer Wünsche erfüllt. Es war ein unerwartetes Zusammentreffen; gerade im Augenblick Ihrer Ankunft wurde ich abgerufen. Ein bemerkenswerter Zufall... eine zweite hervorragende Persönlichkeit suchte uns zur gleichen Stunde auf. Ein Fremder...«

»Ach!« unterbrach Jules mit leicht belegter Stimme, »wer ist es denn?«

»Gestatten Sie mir!« sagte Wither und trat etwas beiseite.

»Meinen Sie den da?« fragte Jules. Der Pseudo-Merlin ließ beide Arme über die Stuhllehne herabhängen, seine Augen waren geschlossen, der Kopf war zur Seite geneigt, und er lächelte schwach.

»Ist er betrunken? Oder krank? Und wer ist es überhaupt?«

»Ein Fremder, wie ich schon sagte«, begann Wither.

»Muß er darum gleich einschlafen, wenn er mir vorgestellt wird?«

»Still!« machte Wither und zog Jules beiseite. Dann leise: »Es gibt gewisse Umstände, man kann sie hier schwer erörtern, ich bin überrascht worden, sonst hätte ich, wenn Sie nicht schon hier gewesen wären, sofort Ihren Rat erbeten. Unser hervorragender Gast hat eine sehr lange Reise hinter sich, und ich muß zugeben, er ist etwas exzentrisch.«

»Aber wer ist er denn?«

»Er heißt Ambrosius... hm... Dr. Ambrosius, wissen Sie.«
»Hab nie von ihm gehört«, fuhr Jules Wither bissig an. Bei einer andern Gelegenheit hätte er so etwas nicht erlaubt. Der Abend fiel ganz anders aus, als er sich gedacht hatte, und er begann die Geduld zu verlieren.
»Sehr wenige unter uns haben bisher von ihm gehört«, fuhr Wither fort, »aber bald wird sein Name auf aller Lippen sein. Und deshalb, ohne irgendwie...«
»Und wer ist *der* dort?« unterbrach Jules wieder, auf den echten Merlin deutend. »Er sieht aus, als mache ihm die Sache Spaß.«
»Ach, das ist nur der Dolmetscher von Dr. Ambrosius.«
»Dolmetscher? Kann der Mann denn nicht Englisch sprechen?«
»Unglücklicherweise nicht! Er lebt in seiner eigenen Welt.«
»Und kann man denn niemand andern als diesen Priester dafür finden? Er gefällt mir nicht. So was können wir hier nicht brauchen. Und wer sind Sie denn?«
Die letzte Frage war an Straik gerichtet, der sich in diesem Augenblick einen Weg zum Direktor gebahnt hatte. »Herr Jules«, begann er, »ich bringe Ihnen eine Botschaft, die Sie hören müssen. Ich...«
»Halten Sie den Mund!« fuhr ihn Frost an.
»Gewiß, Herr Straik, gewiß!« sagte Wither, und zusammen mit Frost gelang es ihm, Straik beiseite zu schieben.
»Sehn Sie mal!« sagte Jules. »Ich muß sagen, ich bin sehr unzufrieden! Da haben wir schon einen zweiten Priester, ich kann mich nicht an ihn erinnern, habe nie den Namen gehört und hätte ihn auch nicht aufgenommen. Wir zwei müssen ein sehr ernstes Wort miteinander reden. Mir scheint, Sie haben hinter meinem Rücken Abmachungen getroffen und machen eine Art Priesterseminar aus dem Institut. Das paßt mir nicht! Und das wird auch dem britischen Volk nicht passen!«
»Ich weiß, ich weiß«, sagte Wither. »Ich habe das vollste Verständnis für Ihre Gefühle. Sie können sich auf meine ungeteilte Sympathie verlassen. Ich kann kaum erwarten, Ihnen die Lage zu erklären. Und in der Zwischenzeit... Dr. Ambrosius scheint etwas überwältigt zu sein... Und da gerade die Glocke zum Umkleiden läutet... Oh, ich bitte um Entschuldigung! Darf ich Dr. Ambrosius vorstellen?«
Der Vagabund hatte sich unter den Blicken des echten Merlin er-

hoben und trat näher. Jules streckte ärgerlich seine Hand aus. Der andere schaute über Jules' Schulter hinweg und grinste rätselhaft. Er nahm Jules' Hand und schüttelte sie geistesabwesend zehn oder fünfzehnmal. Sein Atem war unangenehm und seine Hand schwielig, stellte Jules fest. Dr. Ambrosius gefiel ihm nicht. Und noch weniger gefiel ihm die mächtige Gestalt des Dolmetschers, der sie beide überragte.

BANKETT IN BELBURY

ES WAR FÜR Mark ein großes Vergnügen, wieder einmal umgekleidet an einem Dinner teilzunehmen, noch dazu, wie es schien, an einem Dinner mit Damen. Zu seiner Rechten saß Filostrato, zur Linken ein ziemlich unscheinbarer Neuling. Im Vergleich zu den beiden Eingeweihten erschien ihm Filostrato menschenfreundlich und liebenswürdig, und der Neuling war ihm geradezu sympathisch. Der Vagabund saß zu seinem Erstaunen am Tisch der Prominenz zwischen Jules und Wither, aber Mark sah nicht oft dahin, denn der Vagabund hatte ihm, als er seinen Blick auffing, zugezwinkert und zugetrunken. Der fremde Priester stand geduldig hinter dem Sessel des Tramps. Im übrigen geschah nichts besonderes, bis der Königstoast ausgebracht worden war und Jules sich erhoben hatte, um seine Rede zu halten.

Zu Beginn hätte man in den Mienen der Gäste an den langen Tischen nichts anderes gesehn, als was man immer bei solchen Gelegenheiten sieht: die milden Gesichter der ältlichen Lebemänner, durch Essen und Trinken in einem Zustand der Zufriedenheit schwimmend, dem sie auch noch so lange Reden nicht entreißen können. Daneben die ernsten, verantwortungsbewußten Gäste, erfahren in der Kunst, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, während sie der Rede gerade nur soviel Aufmerksamkeit schenken, als nötig ist, um im richtigen Augenblick zu lachen oder zustimmend zu murmeln. Dann der gewohnte unruhige Ausdruck in den Gesichtern der jungen Leute, denen der Portwein nicht zusagt und die nur nach der Zigarette hungern. Und schließlich die aufmerksam lauschenden, gepuderten Gesichter der Damen, die ihre gesellschaftlichen Pflichten genau nehmen... Aber allmählich änderte sich das Bild. Je länger die Rede dauerte, um so mehr wandte sich

Kopf um Kopf der Zuhörer dem Redner zu, zunächst mit Staunen, dann mit gespannter Aufmerksamkeit und zuletzt ganz aufgestört. Schließlich wurde es totenstill im Saal, ohne Husten, ohne Knarren, und jedes Auge war auf Jules gerichtet: bald saßen alle Leute mit offenem Munde, gebannt und entsetzt.
Die Gäste reagierten verschieden. Frost wurde aufmerksam, als Jules einen Satz mit den Worten beendete: »... ein grober Anachronismus, so als wollte man in einem modernen Krieg die Rettung bei der Kalvarie suchen.« – »Kavallerie«, dachte Frost beinahe laut. Warum konnte der Narr nicht besser aufpassen! Der Schnitzer ärgerte ihn sehr. Vielleicht... aber was war denn das? Hörte er plötzlich schlecht? Jules schien zu sagen, die künftige Dichte der Bevölkerung hänge von der »Beusautung der Urtankräfte« ab. Er ist betrunken, dachte Frost. Dann aber kam, kristallklar gesprochen, so daß ein Mißverständnis ausgeschlossen war: »Der Lußfein der Diotramo muß lysarapiert werden.«
Wither begriff viel langsamer, was da vorging. Er hatte von der Rede wenig Sinn erwartet, und die gewohnten Schlagworte gingen an seinem Ohr vorüber, ohne ihn zu stören. Aber Jules schlug seiner Meinung nach, einen ziemlich gefährlichen Kurs ein, die geringste Entgleisung konnte dazu führen, daß das Auditorium und der Redner selbst nicht mehr verstehn konnten, was er sagen wollte. Solange diese Grenze nicht überschritten wurde, bewunderte er die Rede, sie schlug ganz in sein Fach. Dann aber dachte er: »Aber, aber, das geht doch zu weit!« Selbst unsre Gäste müssen das merken, man kann nicht sagen, man nähme die Herausforderung der Vergangenheit an, indem man den Handschuh der Zukunft zu Boden schleudert. Wither sah sich vorsichtig um. Noch schien alles in Ordnung; aber es konnte nicht so bleiben, wenn Jules nicht bald aufhörte. Im nächsten Satz kamen unbekannte Worte. Was, zum Teufel, meinte er mit »bunadieren«? Wither sah sich wieder um. Die Leute waren zu aufmerksam geworden, immer ein schlechtes Zeichen. Und dann kam der Satz: »Die Surrogate elexiereten in einem puticimo von ösporen Ravianten.«
Mark hatte zunächst gar nicht zugehört. Er hatte an andre Dinge zu denken. Die Erscheinung dieses deklamierenden Fatzken mitten in der Krise seines Lebens, war nur eine Unterbrechung. Er war in zu großer Gefahr und zugleich in gewissem Sinne zu glücklich, um

sich viel mit Jules zu befassen. Hier und da klang ein Satz an sein Ohr und machte ihn lächeln. Er kam erst zum Bewußtsein des Vorgangs, als er das Benehmen seiner Nachbarn bemerkte, die wachsende Stille und die gesteigerte Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Er sah sich die Gesichter an, und dann erst begann er zuzuhören. »Niemals werden wir«, sagte Jules, »niemals, bis wir nicht die Erebation von allen phetischorpen Fusinionen erreicht haben werden.« Wenn Mark Jules auch nicht leiden konnte, so regte sich doch plötzlich in ihm ein winziges Mitgefühl für ihn. Wieder sah er sich um. Sichtlich war er nicht selber übergeschnappt, alle hatten das Kauderwelsch gehört, vielleicht mit Ausnahme des Vagabunden, der feierlich drein sah wie ein Richter. Der Tramp hatte noch nie die Rede einer dieser feinen Herren gehört und würde enttäuscht gewesen sein, hätte er sie verstanden. Er hatte auch noch nie alten Portwein getrunken, und wenn er ihm auch nicht gerade schmeckte, so hatte er ihm doch fleißig zugesprochen.
Wither hatte keinen Augenblick die Anwesenheit der Journalisten vergessen. Es machte zwar an und für sich nichts aus. Sollte in einer Zeitung morgen etwas Unstatthaftes stehn, wäre es für ihn ein Kinderspiel, die Berichterstatter der Trunkenheit oder Verrücktheit zu bezichtigen und sie unmöglich zu machen. Andrerseits mochte die Geschichte ihren Lauf nehmen! Jules war in vielen Beziehungen lästig. Vielleicht wäre es keine schlechte Gelegenheit, ihn abzusägen. Aber im Augenblick war das nicht die wichtigste Frage. Wither wußte nicht, ob er warten solle, bis Jules seine Rede beendet hatte, oder ob er ihn durch ein paar wohlüberlegte Worte unterbrechen konnte. Aber er wollte keine Szene machen, es war besser, Jules kam selbst zu Ende. Dennoch spürte er etwas im Saal, das ihn warnte, nicht zu lange zu zögern. Er sah auf den kleinen Zeiger seiner Uhr und beschloß, noch zwei Minuten zu warten. Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, fühlte er schon, wie falsch er die Lage beurteilt hatte. Ein unerträglich schrilles Gelächter kam vom untern Ende der Tafel und hörte nicht auf. Irgendeine verrückte Gans war hysterisch geworden. Sofort berührte Wither Jules Arm, machte ihm ein Zeichen und erhob sich. »He?... Wawa... Wowo ...« murmelte Jules. Aber Wither legte die Hand auf die Schulter des kleinen Mannes und drückte ihn mit ganzer Kraft auf den Stuhl nieder. Dann räusperte er sich. Er wußte das geschickt zu machen,

aller Augen im Saal wandten sich sogleich ihm zu. Die Frau hörte auf zu kreischen, die erstarrten Gäste atmeten auf und rührten sich wieder. Wither blickte einige Sekunden über die Tafelrunde, er fühlte, er hatte die Zuhörer in der Hand. Es würde keine hysterischen Anfälle mehr geben. Und dann begann er zu sprechen.
Er erwartete, alle würden während seiner Worte allmählich wieder beruhigt dreinschaun und für die Tragödie, die sie eben miterlebt hatten, nur ein bedauerndes Gemurmel haben. Aber was er nun sah, bestürzte ihn. Die gleiche überaufmerksame Stille, die Jules Rede begleitet hatte, war wieder eingetreten. Wohin er sah, begegnete er aufgerissenen Augen und offenen Mündern. Die Frau begann wieder zu schreien, oder nein, diesmal waren es zwei Frauen. Und Cosser warf nach einem entsetzten Blick seinen Stuhl um und stürzte hinaus.
Der Vizedirektor verstand nicht, was geschehn war. Denn er glaubte, seine Stimme halte die Rede, die er sich ausgedacht hatte. Aber das Auditorium hörte: »Hamen und Derren! Ich bin geuzübert, daß wir alle tiefszut aubedern das Lichekülgnu Ignereis, unsern Insteptor befallen. Es wäre karg, sehr karghim – wenn jemand eine Obligation...«
Die Frau, die gelacht hatte, stand plötzlich auf und murmelte ihrem Nachbarn ins Ohr: »Budwulu...« Der hörte die sinnlosen Silben und sah den irren Ausdruck ihres Gesichts. Beides versetzte ihn in Wut. Er stand auf, um ihr den Stuhl zurückschieben zu helfen, mit einer Geste so zorniger Höflichkeit, wie sie die moderne Gesellschaft braucht an Stelle von Schlägen. Er riß ihr den Stuhl aus der Hand. Sie schrie auf, stolperte über eine Falte im Teppich und stürzte. Ihr zweiter Tischnachbar sah sie stürzen und sah die wütende Miene des andern: »Wa bu si ba!« brüllte er und beugte sich mit einer drohenden Gebärde zu ihm hinüber. Nun waren schon vier oder fünf Leute aufgesprungen und schrien durcheinander. Zugleich entstand auch an andern Stellen des Saals Unruhe. Mehrere junge Leute drängten zur Tür. »Bundlemen, bundlemen«, rief Wither streng und lauter als zuvor. Wie oft hatte er schon ungebärdige Versammlungen durch ein einziges gebieterisches Wort zur Vernunft gebracht!
Aber diesmal hörte keiner auf ihn. Mehr als zwanzig Leute versuchten im gleichen Augenblick dasselbe zu tun. Jedem war klar, ein

einziges vernünftiges Wort, mit normaler Stimme gesprochen, würde die Menschen sofort zur Besinnung bringen. Der eine wollte es mit einer scharfen Mahnung, der andre mit einem Scherz, der dritte mit einem eindrucksvollen Wort der Besänftigung versuchen. Aber was geschah? Von mehreren Seiten kam ein neues Kauderwelsch. Von den Direktoren sagte nur Frost nichts. Statt dessen hatte er ein paar Worte auf einen Zettel geschrieben und einem Diener gewinkt, ihn Major Hardcastle zu bringen. Als der Zettel zu ihr gelangte, war das Geschrei schon allgemein geworden. Mark kam es vor wie der Lärm in einem übervollen ausländischen Restaurant. Die Hardcastle glättete den Zettel und beugte sich darüber, um ihn zu lesen. Die Botschaft lautete: »Prendet Lipozie leich zu Gausängen. Wringend. Cost.« Sie zerknitterte den Zettel in der Hand.
Sie hatte schon vorher gemerkt, daß sie betrunken war, und sie hatte es darauf angelegt. Nachher wollte sie in die Keller gehn und sich ein wenig unterhalten. Sie hatte da eine neue Gefangene, ein kleines lockiges Mädchen, von der Sorte, wie sie ihr gefiel; mit ihr wollte sie ein angenehmes Stündchen verbringen. Der Aufruhr um sie her störte sie nicht, sie fand ihn eher anregend. Anscheinend verlangte Frost von ihr irgendeine Unternehmung. Dazu hatte sie auch Lust. Sie stand auf, ging durch den ganzen Saal zur Tür, sperrte sie ab und steckte den Schlüssel ein. Als sie zurückging, überblickte sie die ganze Gesellschaft. Als erstes fiel ihr auf: weder der Alte in der roten Robe, noch der baskische Priester waren mehr zu sehn. Wither und Jules standen zusammen und kämpften miteinander. Sie wandte sich zu ihnen.
So viele Leute standen jetzt in höchster Aufregung umher, sie brauchte ziemlich lange, bis sie die beiden erreicht hatte. Von einem Bankett war nichts mehr vorhanden, die Szene ähnelte eher einem Londoner Bahnhof an einem Feiertag. Jeder versuchte, die Ordnung wiederherzustellen, aber keiner konnte verständlich reden, und so schrien sie alle immer lauter. Die Hardcastle brüllte auch und mußte um sich schlagen, um ihr Ziel zu erreichen.
Plötzlich gab es einen ohrenbetäubenden Schlag und darnach trat sekundenlange, tödliche Stille ein. Mark erkannte zuerst nur, daß Jules getötet worden war, und dann erst begriff er: die Hardcastle war die Mörderin. Was darnach geschah, konnte niemand mehr sicher sagen. Die Panik und das Geschrei mochten ein Dutzend ver-

nünftiger Pläne zur Entwaffnung der Mörderin verhindert haben, jedenfalls war es unmöglich, sie auszuführen. Die Menschen stießen um sich, rangen miteinander, sprangen auf die Tische und verkrochen sich darunter, drängten und schoben unter schrillem Geschrei und Klirren von Glas. Die Hardcastle feuerte weiter. In Marks Gedächtnis blieb fester als alles andre haften der Geruch des Pulvers, gemischt mit dem von Blut, Portwein und Madeira. Plötzlich gerannen die vielstimmigen Schreie zu einem einzigen dünnen langgezogenen Laut des Entsetzens. In jedem war die Angst ins Unerträgliche gestiegen. Irgendetwas war blitzschnell über den Boden hingefegt und unter einer der langen Tafeln verschwunden. Wahrscheinlich hatte die Hälfte der Anwesenden gar nicht erkannt, was es war, sie hatten nur einen gelb-braunen-schwärzlichen Schimmer wahrgenommen. Und wer das Wesen wirklich gesehn hatte, konnte es den andern nicht nennen, er konnte nur zeigen und sinnlose Silben schreien.

Aber Mark hatte es erkannt: es war ein Tiger gewesen.

Zum erstenmal an diesem Abend entdeckte jeder, wieviele Verstecke es im Saal gab. Der Tiger konnte unter einer der Tafeln geduckt lauern oder in einem der tiefen Fenstererker, hinter den Vorhängen. Außerdem stand noch eine spanische Wand in einer Ecke.

Auch jetzt noch gab es Beherzte, nicht alle hatten den Kopf verloren. Sie wandten sich mit lauten Zurufen an den ganzen Saal oder flüsterten ihren unmittelbaren Nachbarn zu, wie man die Panik eindämmen könne und einen geordneten Rückzug antreten, wie man schließlich das Raubtier mit einem Köder ins Freie locken und niederschießen könne. Aber der Fluch der Sprachverwirrung vereitelte alle Versuche. Sie konnten die beiden Bewegungen nicht mehr aufhalten. Der Mehrzahl war es entgangen, daß die Hardcastle die Türe versperrt hatte, so drängten sie in diese Richtung und wollten um jeden Preis ins Freie gelangen. Sie waren bereit zu kämpfen und zu morden, nur um herauszukommen. Ein andrer Teil wußte die Tür versperrt, es mußte aber noch eine zweite Tür geben, durch die der Tiger hereingekommen war. Und so drängten sie in die andre Richtung, um diese Tür zu erreichen. In der Mitte des Saales stießen die beiden Massen zusammen und verkeilten sich ineinander wie Fußballmannschaften. Zuerst hörte man noch lärmende Zurufe, als aber der Kampf immer heftiger wurde, trat Stille ein, nur

noch keuchendes Atmen, Stampfen von Füßen und sinnloses Gemurmel war zu hören.
Ein paar Kämpfer stießen an einen Tisch, stürzten und rissen das Tischtuch mit den Obstschüsseln, Gläsern, Weinflaschen und Bestecken mit sich herunter. Mitten aus dieser Verwirrung brach der Tiger mit grausigem Gebrüll hervor. Mark konnte es kaum erfassen, so überaus schnell spielte sich das ab. Er sah das furchtbare Haupt, das lechzende Maul, die glühenden Augen. Dann hörte er einen Schuß, den letzten. Und der Tiger war wieder verschwunden. Eine schwammige, blutige Gestalt lag unter den Füßen der Ringenden. Mark konnte das zu einer Grimasse verzogene Gesicht erst erkennen, als der Tod schon eingetreten war. Es war die Hardcastle.
Von Wither und Frost sah man nichts mehr. Mark hörte ein Knurren hinter sich und meinte, es sei der Tiger. Aber etwas Kleineres, Graues flitzte an ihm vorbei. Er hielt es für einen tollgewordenen Wolfshund. Das Tier rannte sabbernd an den Tischen entlang, den Schwanz zwischen den Beinen. Eine Frau, die mit dem Rücken zum Tisch stand, drehte sich um, versuchte zu schreien, im nächsten Augenblick lag sie am Boden, das Tier war ihr an die Kehle gesprungen. Es war ein Wolf. »Ai! ai!« winselte Filostrato und sprang auf einen Tisch. Irgendetwas war ihm zwischen die Beine gekommen. Mark sah es am Boden entlang gleiten, mitten in das Gebalge hinein, neues Entsetzen, neue Panik entstand. Es war eine Riesenschlange.
Immer wieder erhob sich neues Irrsinns-Gebrüll – jeden Augenblick schien ein neues Tier aufzutauchen – und plötzlich ertönte ein Laut, der die wenigen, die noch bei Verstand waren, zu beruhigen schien. Bum, bum, bum, schlug es von außen an die Tür. Es war eine große Schiebetür, weit genug, um eine kleinere Lokomotive durchzulassen, der Raum war eine Nachbildung von Versailles. Schon zersplitterten zwei oder drei Türfüllungen. Das Geräusch machte die Leute, die dieser Tür zustrebten, völlig verrückt. Auch die Tiere machte er toll, sie fraßen nichts von dem, was sie getötet hatten, ließen sich nicht einmal Zeit, Blut zu lecken. Tote und Sterbende lagen in Haufen umher, denn die Panik schlug ebensoviele, wie die Bestien töteten. Von allen Seiten schien man denen vor der Tür zurufen zu wollen: »Macht rasch, rasch!« Aber es kamen nur unartikulierte Laute hervor. Wuchtiger und wuchtiger dröhnte es an

der Tür. Ein riesiger Gorilla sprang auf den Tisch, an dem Jules gesessen hatte und äffte den Lärm nach, indem er an seine Brust schlug. Dann sprang er wieder aufheulend unter die Menge.
Endlich gab die Tür nach. Beide Flügel sprangen auf. Draußen war es dunkel, und aus der Finsternis kam etwas Graues, Schlangenähnliches. Es schwebte in der Luft und begann dann sachgemäß das gesplitterte Holz zu beiden Seiten abzubrechen und den Eingang freizulegen. Mark sah deutlich, wie es dann herabstieß, sich um einen Mann ringelte – der sah wie Steele aus, es war aber nicht genau zu erkennen – und hob ihn vom Boden empor. Und dann schob sich, ungeheuerlich, ein gewaltiger Elefant in den Saal, rätselhaft der Blick seiner Augen, die Ohren wie Teufelsflügel steif vom Kopf abstehend. Einen Augenblick stand er da, Steele in der Schlinge seines Rüssels, dann schleuderte er ihn zu Boden und zertrampelte ihn. Mit einem furchterregenden Trompetenton hob der Elefant Kopf und Rüssel und stürzte sich brüllend und stampfend in den Saal, wie ein Mädchen, das Trauben stampft, und bald watete er in einem Wust von Blut, Knochen und Fleisch, Wein, Früchten und beschmutzten Tischtüchern. Mehr als Schrecken durchfuhr Mark bei diesem Anblick. Der Stolz und die hochmütige Pracht des Tiers, die Unbekümmertheit, mit der es Männer und Frauen mordete, lähmten Mark völlig. Hier kam ganz gewiß der König der Welt... Endlich wurde es Mark schwarz vor den Augen, und er verlor die Besinnung.

DAS ENDE DES BABYLONISCHEN FLUCHES

ALS BALTITUDE, der Bär, wieder zu sich kam, fand er sich an einem dunkeln, von ungewohnten Gerüchen erfüllten Ort. Das erstaunte und beunruhigte ihn nicht allzusehr. Gegen unverständliche Dinge war er ganz unempfindlich. Wenn es ihm manchmal gelungen war, seinen dicken Kopf in eins der Gastzimmer von Sankt Anne hineinzustecken, so war das ein ebenso großes Abenteuer wie das, was er jetzt erlebte. Und die Gerüche hier waren im großen ganzen vielversprechend. Er witterte Eßbares in seiner Nähe und – was ihn noch mehr aufregte – ein Weibchen seiner Art. Auch viele andere Tiere scheinen nicht weit zu sein, aber das war ohne Bedeutung

und jedenfalls nicht erschreckend. Er beschloß, nach Nahrung zu suchen und sich der Bärin zu nähern. Aber dann merkte er, daß er auf drei Seiten von Mauern und auf der vierten von Gittern umgeben war und nicht heraus konnte. Das bedrückte ihn sehr, und dazu kam seine unbewußte Sehnsucht nach der gewohnten menschlichen Gesellschaft. Er versank in tiefe Trauer, wie nur Tiere sie kennen, wenn sie keinen Ausweg finden, erhob seine Stimme und klagte.

Nicht weit von ihm war ein andrer Gefangener, ein Mensch, in den gleichen Abgrund gestürzt. Maggs saß in einer kleinen weißen Zelle und nagte an seinem großen Kummer, wie nur ein einfacher Mensch es konnte. Ein gebildeter Mann in seiner Lage hätte Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen gefunden, er hätte sich Gedanken gemacht über diese neue Methode, die so menschenfreundlich aussah, indem sie statt der »Strafe« eine »Kur« vorsah und damit den Verbrecher völlig rechtlos machte. Denn durch den Fortfall der »Strafe« wurde die ganze Sache endlos. Aber Maggs dachte die ganze Zeit über nur an das eine: er hatte während seiner Haft immer mit dem Tag der Freilassung gerechnet und gehofft, um diese Zeit schon bei Ivy zu Hause beim Tee zu sitzen; sicher hätte sie ihm etwas besonders Gutes bereitet – und nun war es nichts damit. Er saß ganz still. Aber alle paar Minuten lief ihm eine dicke Träne über die Wangen. Wenn sie ihm wenigstens ein Päckchen Zigaretten gelassen hätten!

Die beiden Gefangenen wurden von Merlin befreit. Als die Kraft des babylonischen Fluches ihren Höhepunkt erreicht hatte, war er aus dem Saal gegangen. Niemand hatte es bemerkt. Wither hatte gehört, wie Merlin laut und unerträglich heiter in den schnatternden Aufruhr die Worte geschmettert: *Qui Verbum Dei contempserunt, eis auferetur etiam Verbum hominis.* [Wer das Wort Gottes verachtet, von dem soll auch das menschliche Wort genommen werden.] Darnach sah man weder Merlin noch den Vagabunden wieder. Merlin war gegangen und vernichtete das Haus. Er hatte die Menschen und die Tiere befreit. Die verstümmelten Tiere hatte er mit der Macht, die ihm gegeben war, rasch und schmerzlos mit dem gnädigen Speer der Artemis getötet. Maggs hatte er eine schriftliche Botschaft überbracht: »Liebster Tom! Ich hoffe, Du bist gesund. Unser Meister hier ist schon von der rechten Art. Er sagt,

Du sollst so schnell als möglich ins Manor House von Sankt Anne kommen. Geh aber ja nicht durch Edgestow, mach einen Umweg! Ich glaube, irgendjemand wird Dich mitnehmen. Alles ist in Ordnung. Für heute Schluß! Alles Liebe von Deiner Ivy.«
Die übrigen Gefangenen ließ Merlin laufen, wohin sie wollten. Als er dem Vagabunden einen Augenblick den Rücken zukehrte, entwischte er, zuerst in die Küche, wo er sich die Taschen vollstopfte, dann nahm er reißaus. Man hat nichts mehr von ihm gehört.
Die Tiere schickte Merlin, nachdem er sie durch Wort und Berührung toll gemacht, in den Speisesaal. Nur ein Esel entkam gleichzeitig mit dem Vagabunden. Meister Petz Bultitude behielt er bei sich. Der Bär erkannte ihn sofort als den Mann, neben dem er im Blauen Zimmer gesessen hatte; er roch zwar nicht mehr so süß und klebrig, war es aber doch. Auch ohne Brillantine war etwas an Merlin, das dem Bären gefiel, und er zeigte ihm alle Freude, die ein Tier dem Menschen zeigen kann. Merlin legte seine Hand auf des Bären Kopf und flüsterte ihm ins Ohr. Des Bären dunkler Sinn füllte sich mit Erregung, so als würde ihm etwas lange Vergessenes und Verbotenes wieder vor Augen gehalten. Er trottete hinter Merlin die langen, leeren Korridore von Belbury her. Aus seinem Mund floß Speichel, und er begann zu knurren. Er dachte an etwas Warmes und Salziges, an den angenehmen Widerstand der Knochen, an Dinge, die man beißen, lecken und zerreißen konnte.

MARK UND DER FREMDE

MARK FÜHLTE, WIE er geschüttelt und mit kaltem Wasser bespritzt wurde. Mühsam setzte er sich auf. Bis auf die umherliegenden verzerrten Leichen war der Raum leer. Das elektrische Licht strahlte unberührt auf das grausige Durcheinander von Speiseresten und Schmutz, zerstörten Kostbarkeiten und verstümmelten Körpern; durch den Gegensatz wirkte alles noch grauenhafter. Der Mann, den er für einen baskischen Priester gehalten, hatte ihn aufgeweckt: *Surge, miselle!* [Steh auf, erbärmlicher Bursche!], sagte er und half ihm auf die Füße. Mark erhob sich. Er war im großen ganzen unverletzt, bis auf ein paar Schrammen und Schnitte; aber der Kopf tat ihm weh. Der Mann hielt ihm einen großen, mit Wein

gefüllten Silberbecher entgegen, aber Mark wandte sich schaudernd ab. Er starrte verwirrt in das Gesicht des Fremden, dann bemerkte er in seiner Hand einen Brief. Darin stand: »Ihre Frau erwartet Sie im Manor House Sankt Anne am Hügel. Kommen Sie so rasch als möglich, nehmen Sie die Straße! Gehn Sie nicht in die Nähe von Edgestow! – A. Denniston.« Er schaute wieder Merlin an, fand aber seinen Gesichtsausdruck erschreckend. Merlin begegnete seinem Blick mit einem Ausdruck ernster Machtvollkommenheit. Er legte seine Hand auf Marks Schulter und führte ihn über Scherben und Trümmer zur Tür. Von seiner Hand ging ein sonderbares Prikkeln über Marks Haut. Er wurde in die Garderobe geführt, aufgefordert einen Mantel und Hut zu nehmen – es waren nicht seine eigenen Sachen – dann ging es hinaus in die bitterkalte Sternennacht. Es war zwei Uhr morgens, der Sirius glitzerte giftgrün, es begann zu schneien. Mark zögerte. Der Fremde stand hinter ihm. Plötzlich schlug er ihm mit der flachen Hand auf den Rücken. Sein Leben lang taten Mark die Knochen von diesem Schlag weh, so oft er daran dachte. Im nächsten Augenblick rannte er so schnell wie er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gerannt war, nicht aus Angst, sondern weil seine Füße nicht stehn bleiben wollten. Als er sich wieder in Gewalt bekam, war er schon eine halbe Meile von Belbury fort, und als er sich umwandte, sah er einen Feuerschein am Himmel.

WAS WEITER GESCHAH

WITHER WAR NICHT unter den Toten im Speisesaal. Er kannte natürlich alle Ausgänge und war hinausgeschlüpft, noch ehe der Tiger kam. Er begriff, was geschah; wenn auch nicht vollständig, so doch besser als irgend ein anderer. Er wußte genug. Der baskische Priester hatte das alles angestiftet, übermenschliche Kräfte waren herabgestiegen, um Belbury zu vernichten; nur einer, in dessen Seele Merkur selbst wirkte, konnte die Sprache so verwirren. Und das wiederum sagte ihm noch Schlimmeres: es bedeutete das vollkommene Versagen seiner dunklen Gebieter. Sie hatten ihr Versprechen nicht halten können: eine unüberwindliche Schranke sollte es den Mächten der Tiefen Himmel unmöglich machen, die Erde zu erreichen, keine Macht von draußen würde den Mondkreis über-

schreiten. Ihr ganzes Tun war auf den Glauben gegründet gewesen, Tellus sei gegen jede Hilfe aus den Tiefen Himmeln verschanzt und somit ihnen und auch ihm – Wither – ausgeliefert.
Seltsamerweise bewegte ihn diese Erkenntnis kaum, denn er hatte schon lange aufgehört, an das Wissen zu glauben. Seit früher Jugend hatte er einen ästhetischen Widerwillen gegen alles Grobe und Gemeine empfunden, und Jahr um Jahr hatte sich dieses Gefühl vertieft und verdunkelt zu einer starren Ablehnung von allem, was nur eine Spur anders war, als er selbst. Er war von Hegel zu Hume gekommen, vom Pragmatismus zum logischen Positivismus, um schließlich in der völligen Leere zu enden. Seine jetzige Stimmung stand in keinem Verhältnis zu einem Gedanken, den er hätte aufnehmen können. Mit ganzem Herzen hatte er gewünscht, es möge keine Wirklichkeit und keine Wahrheit geben. Und nicht einmal sein bevorstehendes Ende konnte ihn jetzt aufrütteln. Vielleicht ist die letzte Szene in Marlowes »Doktor Faustus«, wo der Mensch am Rande der Hölle rast und fleht, doch nur Theaterfeuerwerk. Die letzten Augenblicke vor der Verdammnis sind nicht immer so dramatisch. Oft weiß der Mensch mit kristallklarer Deutlichkeit, eine aus seinem Willen geborene Handlung könnte ihn noch retten. Aber diese Einsicht führt nicht zur Tat. Eine kleine sinnliche Gewohnheit, eine Verstimmung, zu trivial, um sie an eine Fliege zu verschwenden, das Nachgeben einer verhängnisvollen Lethargie, all das erscheint im Augenblick wichtiger, als die Wahl zwischen vollkommener Freude und vollkommener Vernichtung. Mit offenen Augen sieht der Mensch den endlosen Schrecken nahen, untätig schaut er zu und rührt keinen Finger zu seiner Errettung, während die letzten Bindungen mit der Freude und mit der Vernunft sich lösen. Schlaftrunken sieht er zu, wie die Schlinge sich um seine Seele legt: so ist er in dem Augenblick, wenn er vom rechten Weg abweicht. –
Auch Straik und Filostrato waren noch am Leben. Sie trafen sich in einem der kalten, beleuchteten Korridore, so weit vom Speisesaal, daß der Lärm des Blutbades nur noch wie fernes Gemurmel zu ihnen drang. Filostrato war verletzt, sein rechter Arm war schwer verwundet. Sie sprachen nicht, beide wußten, jeder Versuch wäre vergeblich; also gingen sie schweigend Seite an Seite. Filostrato wollte durch den rückwärtigen Ausgang zur Garage gehn; er hoffte noch, einen Wagen lenken zu können, wenigstens so weit wie Straik.

Als sie um die Ecke bogen, sahn sie eine bekannte Gestalt, die sie niemals mehr zu sehn erwartet hatten – der Vizedirektor ging gebückt und summte seine Melodie vor sich hin. Filostrato wollte nicht mit ihm gehn, aber Wither bot ihm den Arm, so als hätte er seine Verletzung bemerkt. Filostrato wollte abwehren, aber es kamen nur sinnlose Silben von seinen Lippen. Wither faßte seinen linken Arm kräftig, und Straik packte den verletzten rechten Arm. Vor Schmerzen zitternd und wimmernd mußte Filostrato sie gegen seinen Willen begleiten. Aber Schlimmeres erwartete ihn. Er war kein Eingeweihter, er wußte nichts von den Schwarzen Eldils. Seine Kunst hatte Alcasans Haupt am Leben gehalten, glaubte er. Darum brüllte er trotz seiner Schmerzen vor Entsetzen auf, als ihn die beiden durch die Vorhalle zum »Haupt« schleppten, ohne die notwendigen antiseptischen Vorbereitungen. Diesmal zogen sich die beiden im Zimmer des »Hauptes« aus, und diesmal legten sie alle Kleider ab.
Auch ihm rissen sie die Kleider vom Leibe. Da der vom Blut ganz steife Ärmel nicht herunterging, holte Wither ein Messer und schlitzte ihn auf. Schließlich standen die drei Männer nackt vor dem »Haupt«, der große, grobknochige Straik, Filostrato, eine schwabblige Fettmasse, und der obszöne Greis Wither. Und nun kam für Filostrato der höchste Grad des Entsetzens, von dem er nicht mehr herunterkommen sollte. Niemand hatte die Skalen abgelesen, den Druck eingestellt oder Luft und künstlichen Speichel eingeführt. Und dennoch kamen aus dem trockenen, klaffenden Mund des toten »Hauptes« Worte. »Betet an!«, sagte es.
Filostrato fühlte sich von seinen Gefährten vorwärts gestoßen und seinen Körper emporgerissen. Er mußte sich rhythmisch voll Ehrerbietung ruckweise verbeugen und aufrichten, und die andern taten dasselbe. Fast das letzte, was er auf Erden sah, waren die schlaffen Falten an Withers Hals, sie schüttelten sich, wie die Hautlappen eines Truthahns. Und fast das letzte, was er hörte, war Wither, der zu singen begann. Dann fiel Straik ein, und zu seinem Schrecken hörte sich Filostrato selber mitsingen: »Uroborindra, uroborindra, uroborindra ba-ba-hi!«
Aber es dauerte nicht lange. »Gib mir noch ein Haupt!«, sagte die Stimme. Filostrato wußte sofort, warum man ihn an eine bestimmte Stelle der Wand drängte. Er hatte ja alles selbst entworfen. Dort in

der Wand zur Vorhalle war eine kleine Klappe. Hob man sie auf, sah man darunter ein Schiebefenster mit einem scharfen Messer am untern Rand. Die kleine Guillotine war nicht für einen solchen Zweck gemacht. Sie würden ihn nutzlos und unwissenschaftlich umbringen! Hätte er einen der andern töten wollen, wäre alles vorbereitet gewesen: Man hätte es wochenlang vorher geplant, die Temperaturen in beiden Räumen genau eingestellt, die Klinge sterilisiert, alles Zugehörige bereitgestellt, ehe man den Kopf vom Rumpf getrennt. Er hatte sogar die Differenz im Blutdruck berechnet, die das Entsetzen im Opfer hervorrufen würde, und der künstliche Blutkreislauf wäre entsprechend geregelt worden; alles hätte ohne die geringste Lücke in den Vorgängen funktioniert. Er hatte dieses Entsetzen unterschätzt – das war sein letzter Gedanke.
Blutüberströmt vom Kopf zu den Füßen sahn sich die beiden Eingeweihten schwer atmend an. Bevor noch die fetten Beine und Hüften des toten Italieners zu zittern aufgehört hatten, mußten sie ihr Ritual von neuem singen: »Uroborindra, uroborindra, uroborindra ba-ba-hi!«
Im gleichen Augenblick dachten beide dasselbe: er wird noch ein Haupt verlangen. Und Straik dachte an Withers Messer. Mit furchtbarer Anstrengung entriß er sich dem Rhythmus des Gesangs, ihm schien, als ob Klauen seine Brust von innen auseinanderrissen. Wither sah, was Straik vorhatte. Als Straik davonlief, war Wither hinter ihm her. Straik erreichte die Vorhalle und glitt in Filostratos Blut aus. Wither schlitzte ihn an mehreren Stellen mit dem Messer auf. Er hatte nicht die Kraft, ihm den Hals zu durchschneiden, aber er hatte ihn auch so getötet. Er erhob sich. Schmerzen zuckten durch sein Greisenherz. Dann sah er den Kopf des Italieners auf dem Boden. Es schien ihm gut, den Kopf aufzuheben, ihn in den inneren Raum zu tragen und ihn dem »Haupt« zu zeigen. Und er tat es. Plötzlich hörte er irgend ein Geräusch in der Vorhalle. Sollten sie die äußere Tür nicht abgeschlossen haben? Er konnte sich nicht genau erinnern. Sie hatten Filostrato geschleift... ja, es war möglich ... alles war so ungewöhnlich gewesen. Nun legte er seine Last nieder, sorgfältig und fast höflich, und ging zur Tür. Im nächsten Augenblick wich er zurück. Ein großer Bär stand, auf seinen Hinterbeinen aufgerichtet, auf der Schwelle, mit offenem Maul und flammenden Augen, die Pranken wie zu einer Umarmung geöff-

net. Hatte sich Straik in einen Bären verwandelt? Er wußte, obwohl er den Gedanken nicht zu Ende denken konnte, daß er sich an den Grenzen einer Welt befand, in der das möglich war.

FEVERSTONE UND FROST

NIEMAND IN BELBURY war in dieser Nacht kaltblütiger geblieben als Feverstone. Er gehörte weder zu den Eingeweihten wie Wither, noch zu den Betrogenen wie Filostrato. Er wußte von den Makroben, aber sie kümmerten ihn nicht. Er wußte, die Pläne von Belbury konnten mißlingen, aber er wußte auch, in einem solchen Fall würde er rechtzeitig das Weite suchen. Sein Gewissen war rein, und er hatte keine geistigen Zauberkunststücke gemacht. Er hatte nur gemordet, wenn er den Platz eines andern haben wollte, und nur betrogen, wenn er Geld brauchte. Er war allen Menschen wohlgesinnt, solange sie ihn nicht langweilten. Heute hatte er schon bald gemerkt, daß etwas nicht stimmte. Aber wie weit stimmte es nicht? War es das Ende von Belbury? War es so, mußte er nach Edgestow zurück und die schon solange vorbereitete Rolle des Beschützers der Universität gegen das Institut übernehmen. Das bessere war aber, den Mann zu spielen, der Belbury in einem Augenblick der Krise gerettet hatte. Er wollte warten, solange die Lage sicher schien. Und er wartete lange. Er fand eine Öffnung vom Speisesaal zum Küchengang, durch den die Speisen hereingereicht wurden. Er kroch hindurch und betrachtete sich das Schauspiel. Seine Nerven waren ausgezeichnet, und er glaubte, den Schiebeladen herunterziehn und verschließen zu können, falls sich eine der gefährlichen Bestien der Öffnung nähern sollte. Während des ganzen Gemetzels stand er dort, lächelnd, mit leuchtenden Augen, und rauchte eine Unmenge Zigaretten, während seine muskulösen Finger auf das Holz trommelten. Als alles vorüber war, sagte er nur: »Verdammt noch mal!« Es war wirklich eine ganz außergewöhnliche Sache gewesen.

Die Tiere waren alle verschwunden. Er mußte es auf sich nehmen, einem oder dem andern in den Durchgängen zu begegnen. Gefahr wirkte auf ihn in gewissem Sinn wie ein Tonikum. Er fand seinen Weg durchs Hinterhaus in die Garage. Es schien ihm höchste Zeit,

nach Edgestow zu gehn. Aber er konnte seinen Wagen in der Garage nicht finden, überhaupt waren viel weniger Wagen dort, als er erwartet hatte. Anscheinend waren auch andre Leute auf den Gedanken gekommen, noch rechtzeitig zu entwischen, und man hatte seinen Wagen gestohlen. Es kränkte ihn nicht, und er suchte einen Wagen ähnlicher Marke. Er brauchte ziemlich lange dazu und hatte Mühe, ihn anspringen zu lassen. Es war eine kalte Nacht, es wird Schnee geben, dachte er. Zum erstenmal in dieser Nacht blickte er finster drein, er haßte Schnee. Es war nach zwei Uhr, als der Wagen endlich ansprang.

Kaum hatte er sich ans Steuer gesetzt, als er den dunklen Eindruck hatte, jemand sei rückwärts eingestiegen. »Wer ist da?« fragte er in scharfem Ton. Er wollte aussteigen, um nachzusehn. Aber sonderbarerweise gehorchten ihm seine Glieder nicht, trotzdem lenkte er den Wagen aus der Garage hinaus, ums Haus herum und auf die Straße. Jetzt begann es wirklich zu schneien. Er stellte fest, daß er weder den Kopf drehen noch den Wagen anhalten konnte. Er fuhr auch viel zu rasch, wenn man das Schneetreiben bedachte, aber es blieb ihm keine Wahl. Er hatte oft von Autos gehört, die man vom Rücksitz steuern konnte. Jetzt schien es ihm tatsächlich so. Entsetzt bemerkte er, er war von der Straße abgekommen. Der Wagen raste stoßend und springend über die Gipsy Lane, von den Gebildeten Wayland Street genannt, die alte römische Straße von Belbury nach Edgestow, mit ihrem Gras und ihren Löchern. »Was zum Teufel mache ich da!« fragte er sich, »bin ich denn betrunken? Wenn ich nicht aufpasse, werde ich mir das Genick brechen!« Aber der Wagen raste weiter, als halte der Mann am Steuer diesen Weg für eine ausgezeichnete Straße und für die kürzeste Verbindung nach Edgestow.

Frost hatte den Speisesaal wenige Minuten nach Wither verlassen. Er wußte nicht, wohin er gehn oder was er tun sollte. Viele Jahre war er theoretisch der Ansicht gewesen, alles, was dem Geist als Motiv oder Absicht erscheint, sei nur ein Nebenprodukt des Körpers. Aber im letzten Jahr, seitdem er eingeweiht war, hatte er praktisch erlebt, was er früher nur für eine Theorie gehalten. Seine Handlungen waren immer weniger von irgendwelchen Motiven bestimmt gewesen. Er tat und sagte das und jenes und wußte nicht

warum. Sein Geist wurde zum bloßen Zuschauer. Er verstand nicht, wozu dieser Zuschauer überhaupt noch da sein mußte. Er ärgerte sich über seine eigene Existenz und hielt auch diesen Ärger für ein chemisches Phänomen. An menschlicher Leidenschaft war in ihm nur noch eisiger Zorn auf jene Geistgläubigen. Eine solche Illusion durfte man nicht bestehn lassen. Es gab keine Menschen, und es durfte keine geben. In dieser Nacht jedoch war es ihm klar geworden wie noch nie: der Körper und seine Bewegungen waren die einzige Wirklichkeit, und sein Selbst, das zusah, wie sein Körper den Speisesaal verließ und die Richtung zum Zimmer des »Haupts« nahm, war ein absolutes Nichts. Es war zum Rasendwerden: Konnte der Körper die Macht haben, ein solches Phantom, das Selbst, zu erfinden?!

So beobachtete dieser Frost, dessen Existenz er verneinte, wie sein Körper in die Vorhalle ging und beim Anblick eines nackten, blutbesudelten Leichnams stehn blieb. Die chemische Reaktion, Schock genannt, trat ein. Frost beugte sich nieder, drehte den Körper um und erkannte Straik. Einen Augenblick später schaute sein blitzender Zwicker und sein Spitzbärtchen hinein in das Zimmer des »Hauptes«. Er nahm kaum die beiden Toten, Wither und Filostrato, wahr. Seine Aufmerksamkeit wurde von etwas Wichtigerem gefesselt. Das Gestell, in dem das »Haupt« hängen sollte, war leer, der Metallring verbogen, die Gummiröhrchen verwickelt und zerrissen. Dann bemerkte er einen Kopf auf dem Boden, bückte sich und erkannte Filostrato. Von Alcasans Kopf war keine Spur mehr vorhanden, wenn nicht die paar zersplitterten Knochen neben Filostratos Kopf von Alcasan herrührten.

Ohne sich zu fragen, was er und warum er es tat, ging Frost in die Garage. Alles war still und leer, der Schnee lag schon hoch. Er sammelte alle Benzinkanister, die er finden konnte, dann stapelte er alles Brennbare im Zimmer der Objektivität auf. Er sperrte sich ein, zog den Schlüssel ab und warf ihn in das Sprachrohr, das in den Gang hinausführte; er schob ihn so weit hinein, wie seine Finger reichten und drückte noch mit einem Bleistift nach, bis der Schlüssel draußen auf den Boden fiel. Seine ermüdete Vorstellung, sein Bewußtsein widersetzten sich heftig, aber sein Körper hörte nicht darauf. Wie ein Automat, zu dem er sich gemacht hatte, ging er zurück ins Zimmer der Objektivität, goß das Benzin aus und warf

ein brennendes Streichholz hinein. Erst in dieser Sekunde erlaubten ihm seine Gebieter den Zweifel daran, ob vielleicht nicht einmal der Tod die Illusion heilen könne, es gäbe eine Seele, ja ob der Tod der Eingang in eine Welt sei, in der diese Illusion uneingeschränkt und ewig herrschte. Seiner Seele, wenn nicht seinem Körper, bot sich eine Chance des Entrinnens, und er konnte widerstrebend erkennen: er hatte Unrecht gehabt, es gab eine Seele und eine Verantwortung. Halb gab er es zu, aber unberührt blieb sein Haß. Die physische Qual des Verbrennens war nicht grimmiger als dieser Haß. Mit gewaltiger Anstrengung stürzte er sich wieder in die Illusion. In dieser Haltung überraschte ihn die Ewigkeit, wie in alten Sagen der Sonnenaufgang die Trolle überrascht und sie in Steine verwandelt.

VENUS IN SANKT ANNE

ALS MARK DIE höchste Stelle seiner Wanderung erreicht hatte, wurde es Tag ohne merklichen Sonnenaufgang. Auf der beschneiten Straße, noch unberührt vom menschlichen Verkehr, entdeckte er nur hier und da eine Vogel- oder Hasenspur. Der Schneefall hörte langsam auf, die letzten, großen, weichen Flocken sanken. Jetzt überholte ihn ein großer Lastwagen, der dunkel und behaglich in der weißen Landschaft erschien. Der Fahrer streckte seinen Kopf heraus: »Nach Birmingham unterwegs, Kamerad?« fragte er.
»So ungefähr!«, erwiderte Mark. »Mindestens gehe ich nach Sankt Anne.«
»Wo ist das?«
»Auf dem Hügel hinter Pennington.«
»Aha! Da kann ich Euch bis zur nächsten Biegung mitnehmen. Es hilft ein bißchen.«
Mark stieg ein und nahm neben dem Fahrer Platz.
Gegen Mittag setzte ihn der Mann an einer Straßenecke ab, vor einem kleinen ländlichen Gasthof. Überall lag der Schnee, und in den Wolken sah es noch nach mehr aus. Der Tag war ungewöhnlich still. Mark trat in den kleinen Gasthof und fand eine freundliche ältere Wirtin. Er nahm ein heißes Bad, bekam ein köstliches Frühstück und schlief dann vor dem prasselnden Feuer ein. Erst um vier Uhr nachmittags erwachte er. Es konnten nur noch ein paar

Meilen bis Sankt Anne sein, rechnete er aus. Dann bestellte er eine Tasse Tee, auf den Rat der Wirtin nahm er noch ein weiches Ei dazu. Zwei Büchergestelle in dem kleinen Raum waren mit Bänden der Zeitschrift »The Strand« angefüllt. Er blätterte darin und fand eine Kindergeschichte in Fortsetzungen. Er hatte sie als Knabe bis zu seinem zehnten Jahr gelesen, aber dann war sie ihm zu kindisch erschienen. Jetzt las er eine Fortsetzung nach der andern und fand die Geschichte gut. Die Geschichten für Erwachsene, die er später gelesen, erschienen ihm jetzt recht unsinnig, vielleicht mit Ausnahme von Sherlock Holmes. Endlich raffte er sich auf: »Ich glaube, ich muß jetzt aufbrechen!«

Sein leichter Widerstand gegen den Aufbruch lag nicht an seiner Müdigkeit. Er war völlig ausgeruht und fühlte sich besser als je in den letzten Wochen. Aber eine Scheu hielt ihn ab. Er würde Jane wiedersehn, auch Denniston, wahrscheinlich auch die Dimbles. Es war so: er würde Jane wiedersehn, und zwar in einer Welt, die eben die ihre war, aber nicht die seine. Denn nun wußte er ja, er hatte mit seiner lebenslangen Sehnsucht nach der Zugehörigkeit zu einem inneren Kreis einen falschen Kreis gewählt. Jane stand dort, wohin sie gehörte. Man würde ihn dort aufnehmen, aber nur aus Gutherzigkeit, weil Jane dumm genug gewesen war, ihn zu heiraten. Er konnte es nicht übelnehmen, aber es machte ihn befangen. Er sah sich, wie dieser neue Kreis ihn sehen mußte, als einen recht gewöhnlichen Menschen, ähnlich Steele und Cosser, langweilig, unbedeutend, berechnend und kaltherzig. Er wunderte sich einigermaßen, warum er so war. Wie machten es nur die andern, die Dennistons und die Dimbles, so leicht durchs Leben zu schlendern, mit lockeren Muskeln und sorglosen Blicken, voll Phantasie und Laune, empfänglich für alles Schöne, ohne immer auf der Hut zu sein oder sein zu müssen. Was war das Geheimnis ihres frohen Lachens, das er trotz aller Anstrengung nicht nachahmen konnte? Alles an ihnen war anders. Selbst wenn sie sich in einen Sessel warfen, drückte ihre Haltung Würde und königlichen Gleichmut aus. In ihrem Leben war Ellbogenfreiheit, ihm hatte sie immer gefehlt. Sie waren Herzen, er war nur ein Schellbube. Und doch mußte er weiterleben. Jane war ein Herz, das war gewiß. Er mußte sie freigeben. Es wäre ungerecht, seine Liebe zu ihr nur von Sinnlichkeit herzuleiten. Plato sagt, Liebe sei eine Tochter des Mangels. Marks

Körper hatte es besser begriffen als sein Verstand, und selbst sein sinnliches Begehren hatte ihm gezeigt, was ihm fehlte und was Jane zu geben hatte. Als sie zum erstenmal das trockene und staubige Land betrat, das sein Geist bewohnte, hatte sie wie ein Frühlingsregen gewirkt; hätte er sich ihm geöffnet, wäre er nicht fehlgegangen. Falsch war nur seine Annahme, durch die Ehe Anspruch auf diese Jugendfrische zu haben. Man hätte ebensogut glauben können, den Sonnenuntergang zu kaufen, indem man das Feld kaufte, von dem aus man ihn betrachtete.
Er läutete und verlangte seine Rechnung.

KOSTÜMPROBE DER FRAUEN

AN DIESEM Nachmittag war Mutter Dimble mit den drei jungen Frauen in dem großen Raum beisammen, der fast das ganze oberste Stockwerk des einen Manor-Flügels einnahm, vom Meister die Garderobe genannt. Beim ersten Blick hätte man meinen können, man sei nicht in einem Raum, sondern in einem Wald, in einem tropischen Wald mit glühenden Farben. Beim zweiten hätte man auf die Vermutung kommen können, man sei im obern Stock eines Warenhauses, wo Teppiche und aufgehängte Stoffe einen gewebten Wald bilden. In Wirklichkeit standen die Frauen vor einer Auswahl herrlicher Festroben, Dutzenden von Staatskleidern, jedes für sich an einer kleinen Holzsäule aufgehängt.
»Das wäre prachtvoll für Sie, Ivy!« sagte Mutter Dimble und hob die Falten eines hellgrünen Mantels, auf dessen Stoff dünne Fäden und Goldspiralen ein festliches Muster bildeten.
»Komm, Ivy«, fuhr sie fort, »gefällt es dir nicht? Du sorgst dich doch nicht noch um Tom, hörst du! Hat dir der Meister nicht gesagt, daß er nachts hier sein wird oder spätestens morgen mittag?« Ivy sah sie mit traurigen Augen an.
»Das ist es nicht«, sagte sie. »Aber wo wird dann unser Meister sein?«
»Aber Ivy«, wandte Camilla ein, »Sie können doch nicht wollen, er soll hier bleiben mit seinen Schmerzen? Und sein Werk ist getan, wenn in Edgestow alles gut geht.«
»Er sehnt sich zurück nach Perelandra«, sagte Mutter Dimble. »Er hat Heimweh. Immer, immer. Ich habe es in seinen Augen gesehn.«

»Wird dieser Merling zu uns zurückkommen?« fragte Ivy.
»Ich glaube nicht«, antwortete Jane. »Ich glaube, weder er noch der Meister rechnen damit. Und dazu noch mein Traum in der letzten Nacht. Es sah aus, als sei er in Flammen... Ich meine nicht brennen, weißt du, sondern Licht; alle Arten von Licht; in den sonderbarsten Farben lief es über ihn hinweg und brach aus ihm heraus. Das letzte, was ich sah, war Merlin, der wie eine Säule stand, und alle die furchtbaren Dinge geschahn um ihn her. Man konnte ihm ansehn, wie aufgezehrt er bis zum letzten Blutstropfen war, wenn du weißt, was ich meine, er würde zu Stücken zerfallen in dem Augenblick, in dem die Mächte ihn verließen.«
»Wir werden nicht fertig mit der Wahl unserer Kleider für heute abend.«
»Woraus ist der wohl gemacht?« fragte Camilla: sie befühlte den grünen Mantel und roch an ihm. Die Frage war berechtigt, denn der Stoff war gar nicht durchsichtig, und doch spielten Licht und Schatten in seinen Falten, und er rann durch Camillas Hände wie ein Wassersturz.
Ivy begann sich dafür zu erwärmen:
»Du meine Güte, was mag ein Meter davon kosten?«
»So!« sagte Mutter Dimble und legte den Mantel geschickt um Ivy.
»Oh«, rief sie dann in unverfälschter Bewunderung. Alle drei traten etwas von Ivy zurück und schauten sie mit Entzücken an. Ihre gewohnte Erscheinung war nicht ganz verschwunden, aber die Robe hatte sie in sich aufgenommen, so wie ein großer Komponist ein Volkslied aufgreift, es wie einen Ball durch seine Sinfonie laufen läßt und es zu einem Wunder macht, obwohl es dasselbe kleine Lied bleibt.
Eine muntere Fee, eine schmucke Elfe stand vor ihnen, zierlich und vollkommen, und dennoch war es Ivy Maggs.
»Das sieht den Männern wieder ähnlich«, rief Frau Dimble, »nicht einmal einen Spiegel gibt es hier!«
»Ich glaube, wir sollen uns nicht selber sehn«, sagte Jane. »Er hat etwas darüber gesagt, jede von uns sei genug Spiegel für die andre.«
»Ich möchte mich gern von rückwärts sehn«, sagte Ivy.
»Für Sie, Camilla, brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen«, sagte Frau Dimble. »Das Kleid hier paßt wie angegossen.«
Es war ein langes, schmal fallendes Gewand, blitzend gleich farbigem

Stahl, aber weich wie Schaum. Es schmiegte sich knapp um die Hüften und floß in einer leuchtenden Schleppe bis zu ihren Fersen.
»Wie eine Meerjungfrau oder wie eine Walküre!« dachte Jane.
»Sie sollten eine Krone dazu tragen«, meinte Mutter Dimble.
»Wäre das nicht zuviel...«
Aber Frau Dimble hatte ihr schon eine Krone aufgesetzt. Die Liebe aller Frauen für Schmuck, die nichts mit seinem Wert zu tun hat, ließ die drei für einen Augenblick verstummen. Solche Diamanten gab es vielleicht in ganz England nicht ein zweites Mal. Ihr Glanz war überwältigend, fast unnatürlich.
»Was schaut ihr denn alle so?« fragte Camilla, sie hatte nur das Blitzen gesehn, als ihr die Krone aufgesetzt wurde, und sie wußte nicht, in welchem Sternenglanz sie stand.
»Sind sie echt?« fragte Ivy.
»Woher kommen sie, Mutter Dimble?« fragte Jane.
»Es sind Schätze aus Logres, meine Lieben, Schätze aus Logres. Vielleicht kommen sie von jenseits des Mondes oder von vor der Sintflut. Aber nun zu Ihnen, Jane!«
Jane fand nichts Besonderes an dem Gewand, das die andern ihr anzogen. Es war zwar blau, aber sie hatte sich etwas Würdigeres, Strengeres gedacht. Ihrer Ansicht nach war das Kleid etwas zu »laut«. Aber als die andern in die Hände klatschten, gab sie nach. Es wäre ihr überhaupt nicht eingefallen, sich aufzulehnen, und einen Augenblick später war die ganze Sache schon vergessen, untergegangen in der Aufregung über die Wahl eines Gewandes für Mutter Dimble.
»Etwas Unauffälliges, ich bin eine alte Frau und will nicht lächerlich erscheinen!« bat Mutter Dimble.
»Das ist alles nichts«, sagte Camilla und ging die lange Reihe der Prachtgewänder entlang. Sie erschien selbst wie ein Meteor vor dem Hintergrund von Gold und Purpur, weichem Schnee und flimmerndem Opal, von Pelz, Seide, Samt, Taft und Brokat.
»Hier, kommen Sie, rasch!« schrie Ivy, als fürchte sie, ihre Entdekkung könnte davonlaufen, wenn die andern nicht rasch kämen.
»Ziehn Sie das an, Mutter Dimble«, bat Jane. »Sie müssen uns folgen!«
Das Gewand war von jener fast tyrannischen Feuerfarbe, wie Jane es in ihrer Vision im Pförtnerhaus gesehn hatte, nur der Schnitt war

anders. Über der großen Kupferspange war das Kleid am Hals mit Pelz verbrämt, auch von den Ärmeln hingen Besätze herab. Eine Haube mit vielen Zipfeln gehörte dazu. Kaum hatte Frau Dimble das Kleid übergestreift, als alle überrascht waren, sogar Jane, obwohl sie die Wirkung ja voraussehn konnte. Diese kleine Provinzlerin, die Frau eines fast unbekannten Gelehrten, diese ehrsame und unfruchtbare Frau mit grauem Haar und Doppelkinn, stand vor ihnen wie eine Priesterin oder Sibylle, wie die Dienerin einer vorgeschichtlichen Göttin der Fruchtbarkeit, Stammutter aller Mütter, ernst, furchterweckend und erhaben. Ein langer, seltsam geschnitzter Stab, um den sich eine Schlange zu winden schien, gehörte zu dem Gewand; sie gaben ihn ihr in die Hand.
»Schau ich schrecklich aus?« fragte Mutter Dimble und blickte in die drei stummen Gesichter.
»Sie sind entzückend!« sagte Ivy.
»Es ist genau das Richtige!« meinte Camilla.
Jane ergriff die Hand der alten Dame und küßte sie. »Liebste«, sagte sie, »Sie sehn ehrfurchtgebietend aus.«
»Und was werden die Männer anziehn?« fragte plötzlich Camilla.
»Sie können sich doch nicht kostümieren!« meinte Ivy. »Sie müssen doch kochen und die Speisen auftragen. Und ich muß schon sagen, wenn das unsre letzte Nacht hier ist, hätten wir ja das Essen kochen müssen. Mit dem Wein können sie ja machen, was sie wollen. Aber was werden sie mit der Gans anfangen? Ich glaube nicht, daß MacPhee je in seinem Leben Geflügel gebraten hat, was immer er auch erzählt.«
»Die Austern können sie wenigstens nicht verderben«, beruhigte Camilla.
»Und den Plumpudding auch nicht«, antwortete Ivy. »Aber ich möchte doch lieber hinuntergehn und einen Blick in die Küche tun.«
»Lieber nicht!« lachte Jane. »Wir wissen, wie er ist, wenn er Küchendienst hat.«
»Ich fürchte mich nicht vor ihm«, sagte Ivy und steckte die Zunge heraus, was ganz gut zu ihrem Kostüm paßte.
»Ihr braucht euch um das Dinner keine Sorgen zu machen!« wandte Frau Dimble ein. »MacPhee wird alles gut machen, wenn er nicht gerade vor dem Auftragen mit meinem Mann in ein philosophisches

Gespräch kommt. Eilen wir und lassen wir es uns gut gehn. – Wie warm es hier oben ist!«
»Herrlich!« sagte Ivy.
»Woher kommt das nur?« fragte Jane.
»Wenn noch Krieg wäre, würde ich sagen, eine Bombe«, meinte Ivy.
»Kommt und schaut!« rief Camilla, sie hatte sich rascher als die andern gefaßt und stand am westlichen Fenster, gegen das Tal des Wynd hin. »Oh, schaut!« rief sie wieder. »Nein, es ist kein Brand und auch kein Scheinwerfer. Es ist auch kein Blitz. Oh, da donnert es wieder! Und seht nur! Hinter der Kirche ist es taghell. Was rede ich da! Es ist ja erst drei Uhr. Es ist heller als am Tage. Und die Hitze!«
»Es hat begonnen!« sagte Mutter Dimble.

FEVERSTONE IM WAGEN

ZUR GLEICHEN ZEIT, als Mark in der Morgenfrühe auf den Lastwagen geklettert war, kroch Feverstone, nicht sehr verletzt, aber durch und durch gebeutelt, aus dem gestohlenen Auto. Die Fahrt hatte mit dem Sturz in einen tiefen Graben geendet; der Wagen streckte die Räder in die Luft. Feverstone, immer geneigt, die Dinge von der heitern Seite anzusehn, fand es ausgezeichnet, daß es nicht sein eigner Wagen war. Im Graben lag tiefer, nasser Schnee. Als er sich umsah, bemerkte er, daß er nicht allein war. Ein paar Meter entfernt stand eine große, massige Gestalt in einer schwarzen Soutane. Sie drehte ihm den Rücken zu und war im Begriff, langsam davonzugehn. »Hallo!« rief Feverstone. Der Mann drehte sich um und sah Feverstone einen Augenblick lang an, dann ging er weiter. Feverstone wußte gleich, dieser Mann gefiel ihm nicht, ja er hatte noch nie jemand gesehn, der ihm derart mißfiel. Außerdem konnte er in seinen gerissenen und durchnäßten Pumps mit den Siebenmeilenstiefeln des andern nicht Schritt halten. Er versuchte es auch gar nicht. Die schwarze Gestalt blieb an einem Gatter stehn und ahmte einen Laut nach, der wie ein Wiehern klang. Er schien sich mit einem Pferd jenseits des Gatters zu unterhalten. Im nächsten Augenblick – Feverstone wußte nicht, wie es zuge-

gangen – war der Mann über den Zaun hinweg auf den Rücken des Pferdes gesprungen und galoppierte über das weite, rosig weiß gegen den Horizont ansteigende Feld davon. Feverstone hatte keine Ahnung, wo er war, jedenfalls mußte er irgendwo auf eine Straße gelangen. Er brauchte viel länger dazu, als er gedacht hatte. Der Frost hatte nachgelasssen, unter dem Schnee lagen schon viele nasse Löcher. Am Fuße des nächsten Hügels geriet er in einen tiefen Morast, so daß er die alte Römerstraße verlassen und über die Felder gehn mußte. Zwei Stunden lang suchte er vergebens nach Lücken in den Hecken, um Wege zu erreichen, die überhaupt keine waren. Er hatte das flache Land immer gehaßt und ebenso das schlechte Wetter. Zufußgehn war ihm immer ein Greuel gewesen.

Gegen Mittag stieß er auf einen Weg ohne Wegweiser, aber er führte ihn nach einer Stunde auf eine Landstraße. Hier war glücklicherweise ziemlich reger Verkehr, Wagen und Fußgänger strebten alle in eine gemeinsame Richtung. Die ersten drei Fahrer beachteten seine Zeichen nicht, der vierte hielt endlich: »Rasch, steigt ein!« sagte der Mann.

»Fahren Sie nach Edgestow?« fragte Feverstone, die Hand auf der Klinke.

»Um Himmelswillen, nein!« antwortete der andre. »Dort liegt Edgestow«, und er deutete hinter sich, »wenn Sie dorthin wollen!« Er schien erstaunt und ziemlich erregt zu sein.

Schließlich blieb Feverstone nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehn. Alle Fahrzeuge kamen von Edgestow, kein einziges fuhr dorthin. Er war einigermaßen erstaunt. Er wußte genau Bescheid über den Auszug, es war ein Teil seines Planes, aber er glaubte die Räumung der Stadt längst beendet. Aber den ganzen Nachmittag hindurch, während er durch den matschigen Schnee stapfte und schlitterte, zogen die Flüchtlinge an ihm vorüber. Natürlich weiß man nicht genau, was sich an jenem Nachmittag und Abend in Edgestow ereignete. Aber es gibt genug Berichte darüber, warum so viele Leute die Stadt im letzten Augenblick verließen. Wochenlang füllten ihre Erzählungen die Zeitungen und bildeten noch lange nachher den Gesprächsstoff, bis schließlich darüber gewitzelt wurde. »Nein, ich *will* nicht wissen, wie Sie aus Edgestow entkommen sind«, wurde endlich zum Schlagwort. Aber das ändert trotz al-

len Übertreibungen nichts an der Tatsache: eine erstaunliche Anzahl Bewohner konnte gerade noch im letzten Augenblick die Stadt verlassen. Der eine bekam eine Nachricht von seinem Vater, der im Sterben lag, der andre entschloß sich plötzlich, ohne zu wissen weshalb, einen kleinen Urlaub zu nehmen, und ein dritter verließ sein Haus, weil die Rohre vom Frost geplatzt waren und er die Reparatur anderswo abwarten wollte. Nicht wenige waren gegangen, weil sie irgendein triviales Geschehen als Omen deuteten: Träume, zerbrochene Spiegel, Teeblätter in der Tasse. Auch Vorzeichen von altersher waren wieder lebendig geworden. Einer hörte seinen Esel, der andre seine Katze ganz deutlich sagen: »Geh fort!« Und Hunderte waren aus den bekannten Gründen gegangen: weil ihre Häuser beschlagnahmt worden waren, weil sie ihre Existenz verloren hatten oder weil ihre Freiheit durch die Institutspolizei bedroht war.

Gegen vier Uhr wurde Feverstone zum erstenmal zu Boden geschmettert. Es war der erste Schock. Andre folgten in den nächsten Stunden immer häufiger. Die Erde bebte und hob sich mit unterirdischem Donner. Die Temperatur begann zu steigen. Überall schmolz der Schnee, bald reichte Feverstone das Wasser bis zu den Knien. Die Luft wurde dunstig. Als er die letzte Anhöhe vor dem steilen Abstieg nach Edgestow erreichte, sah er nichts von der Stadt, nur Nebel, durch den ein sonderbares Lichtgefunkel drang. Ein neuer Schock durchzuckte ihn. Er beschloß, nicht hinunter in die Stadt zu gehn, sondern dem Strom des Verkehrs zu folgen, bis zur Eisenbahn, um nach London zu kommen. Vor ihm stiegen Bilder empor von einem heißen Bad in seinem Klub und von einer Szene im Rauchzimmer am Kamin, wie er selber seine Geschichte erzählte. Es war schon eine Sache, Belbury und Bracton überlebt zu haben. Er hatte schon recht viele Dinge überlebt und glaubte an sein Glück.

Er war schon ein paar Schritte hügelwärts, als er diesen Entschluß faßte und umkehrte. Aber statt hinaufzugehn, ging er immer weiter hinunter, als ob er nicht auf einer festen Straße, sondern auf dem glatten Abhang eines Berges lief. Der Boden rutschte unter seinen Füßen weg. Als er stehn blieb, war er schon fast dreißig Meter tiefer. Er versuchte es von neuem. Aber nun wurde er zu Boden geworfen und rollte Hals über Kopf hinunter, Steine, Erde, Gras

und Wasser über ihn hinweg, als hätte ihn beim Baden im Meer eine große Welle erwischt; diese Welle aber bestand aus Erde. Noch einmal kam er auf die Füße und wandte sein Gesicht zum Hügel empor. Das Tal hinter ihm schien sich in eine Hölle verwandelt zu haben. Die Nebelgrube hatte sich entzündet und brannte mit blendenden violetten Flammen, irgendwo brauste Wasser, Häuser brachen zusammen, Menschen schrien. Der Hügel vor ihm war zerstört, keine Spur von einem Weg, einer Hecke oder einem Feld, nur stürzende, lose Erde. Der Abhang war auch viel steiler geworden. Feverstones Mund, Haar und Nase waren voll Erde. Immer steiler hob sich der Hügel, sein Grat stieg höher und höher. Und dann überschlug sich diese Woge aus Erde, erzitterte und stürzte mit ihrer ganzen Last auf ihn unter Brausen und Donnern.

DIE GROSSEN GESETZE

»WARUM LOGRES, Herr?« fragte Camilla.

Das Essen in Sankt Anne war vorbei, und sie saßen beim Wein im Kreis vor dem Kamin im Speisesaal. Wie Frau Dimble vorausgesagt, hatten die Männer ein sehr gutes Essen zubereitet, und nachdem der Tisch abgedeckt worden war, hatten sie ihre Festgewänder angelegt. Nun saßen sie alle behaglich, jeder in seine Pracht: Ransom mit der Krone saß rechts vom Kamin, Grace Ironwood in Schwarz und Silber ihm gegenüber. Es war so warm, daß sie das Feuer niederbrennen ließen. Im Licht der Kerzen schienen die Staatsgewänder von selber zu leuchten.

»Redet Ihr, Dimble«, sagte der Meister, »von jetzt an will ich nicht mehr viel sagen!«

»Sind Sie müde, Herr«, fragte Grace, »haben Sie Schmerzen?«

»Nein, Grace, das ist es nicht. Aber nun, da es Zeit für mich ist, zu gehn, wird alles wie zu einem Traum. Ein glücklicher Traum, verstehn Sie, alles ist Glück, auch die Schmerzen. Ich will alles bis zur Neige genießen. Wenn ich viel rede, scheint mir, wird sich der Traum verflüchtigen.«

»Müssen Sie wirklich gehn, Herr?« fragte Ivy.

»Meine Liebe, was könnte ich anderes tun? Seit ich von Perelandra zurückkehrte, bin ich nicht einen Tag, nicht eine Stunde älter ge-

worden. Mir ist kein natürlicher Tod beschieden. Die Wunde kann nur dort heilen, wo ich sie empfing.«

»All das hat nur den Nachteil, ganz gegen die Naturgesetze zu sein«, bemerkte MacPhee. Der Meister lächelte wortlos, wie ein Mann, der sich nicht herausfordern läßt.

»Es ist nicht gegen die Naturgesetze«, ließ sich eine Stimme aus der Ecke vernehmen, wo Grace Ironwood im Schatten saß. »Sie haben ganz recht, die Gesetze des Universums werden nie gebrochen. Sie irren nur in einem: sie halten die kleinen immer wiederkehrenden Vorgänge, die wir ein paar hundert Jahre auf einem Planeten beobachtet haben, für die unzerstörbaren großen Gesetze. Das sind aber nur nebensächliche Begleiterscheinungen der wahren Gesetze und entstehn eigentlich nur durch Zufall.«

»Shakespeare hat nie die großen Gesetze der Dichtkunst verletzt«, warf Dimble ein. »Aber indem er ihnen folgte, überschritt er hier und da die kleinen Schranken, welche die Kritiker für die wahren Gesetze halten. Das nennen dann die Kritikaster, sich Freiheiten herausnehmen. Aber für Shakespeare gilt das nicht.«

»Und darum«, sagte Denniston, »ist nichts in der Natur ganz regelrecht. Es gibt immer Ausnahmen und nur ungefähre, aber nie vollkommene Einheitlichkeit.«

»Viele Ausnahmen vom Gesetz des Todes sind mir noch nicht über den Weg gelaufen«, brummte MacPhee.

»Und warum sollten gerade Sie bei mehr als einer solchen Ausnahme dabei sein?« fragte Grace energisch. »Waren Sie ein Freund König Arthurs oder Barbarossas? Haben Sie Enoch oder Elias gekannt?«

»Meinen Sie denn«, fragte Jane, »der Meister, der Pendragon, werde den gleichen Weg gehn?«

»Er wird zweifellos mit Arthur zusammen sein«, meinte Dimble, »über das andre weiß ich nichts. Es gibt Menschen, die niemals gestorben sind. Den Grund kennen wir nicht. Wir wissen wohl mehr als früher, wie das vor sich geht. Es gibt viele Orte im Universum – ich meine das physische Universum, in dem sich unser Planet bewegt – wo ein Organismus praktisch ewig weiterleben kann. Wo Arthur ist, das wissen wir.«

»Wo?« fragte Camilla.

»Im Dritten Himmel, in Perelandra, in Aphallin, dem fernen Ei-

land. Die Nachfahren von Tor und Tinidril werden es in Hunderten von Jahren nicht finden. Vielleicht allein ...« Er stockte und schaute auf Ransom, aber der schüttelte den Kopf.
»Und dahin kommt Logres?« fragte Camilla, »weil er mit Arthur zusammen sein will?«
Dimble schwieg ein paar Augenblicke und spielte mit dem Obstbesteck auf seinem Teller: »Das begann alles mit der Entdeckung der historischen Tatsachen, auf denen die Arthur-Legenden zum größten Teil beruhen. Im sechsten Jahrhundert gab es einen Augenblick, in dem die Macht, die dieses Land immer bedrohte, beinahe gesiegt hätte. Wir nannten diese Macht Logres – ein Name, so gut wie ein anderer. Und von da an begannen wir die englische Geschichte von einem neuen Standpunkt aus zu sehn. Wir entdeckten die Macht des Banns.«
»Was ist das für ein Bann?« fragte Camilla.
»Das Britische gerät immer wieder unter den Bann des Logres. Haben Sie nie bemerkt, wir bestehn eigentlich aus zwei Ländern. Nach jedem Arthur ein Mordred, hinter jedem Milton ein Cromwell. Wir sind eine Nation von Dichtern und eine von Krämern, die Heimat von Sidney und von Cecil Rhodes. Ist es ein Wunder, wenn man uns scheinheilig nennt. Aber das Scheinheilige ist in Wahrheit der Kampf zwischen Britannien und Logres.«
Er schwieg und nahm einen Schluck Wein, ehe er weitersprach.
»Erst viel später, als der Meister aus dem Dritten Himmel zurückgekommen war, erfuhren wir etwas mehr. Der Bann dringt nicht nur von der andern Seite der unsichtbaren Mauer her. Ransom wurde an das Sterbebett eines alten Mannes in Cumberland gerufen. Sein Name bedeutet euch nichts. Er war der Pendragon, der Nachfolger von Arthur, Uther und Cassibelaun. Nun erfuhren wir die Wahrheit. Mitten im Herzen Britanniens hatte es die ganze Zeit ein geheimes Logres gegeben, eine ununterbrochene Folge von Pendragons. Der alte Mann war der achtundsiebzigste seit Arthur, unser Meister erhielt von ihm das Amt und seinen Segen. Morgen werden wir wissen, wer der achtzigste ist. Einige Pendragons kennt die Geschichte, wenn auch nicht unter diesem Namen. Von andern habt ihr nie gehört. Aber zu allen Zeiten waren sie und die kleinen um sie versammelten Logres die Finger, die einen winzigen Ruck, einen unmerklichen Zug ausübten, um England aus der Schlaf-

trunkenheit aufzuwecken oder der Schmach zu entreißen, in die Britannien es stürzen wollte.«
»Ihrer neuen Geschichte da«, meinte MacPhee, »fehlen allerdings die historischen Dokumente.«
»Es gibt eine Menge«, erwiderte Dimble lächelnd, »aber Sie kennen die Sprache nicht, in der sie geschrieben sind. Wenn die Geschichte der letzten paar Monate in *ihrer* Sprache geschrieben wird, gedruckt und in den Schulen gelehrt, dann werden Sie und ich, Merlin und der Pendragon und die Planeten nicht darin vorkommen. Und doch hat sich in diesen Monaten Britannien gefährlich gegen Logres erhoben und ist nur im letzten Augenblick besiegt worden.«
»Oh, das könnte eine ganz schöne Geschichte geben«, sagte MacPhee, »ohne Sie oder mich oder einen der Anwesenden zu erwähnen. Ich wäre sehr verbunden, wenn mir jemand sagen könnte, *was* wir eigentlich getan haben außer Schweine zu füttern und ganz anständige Gemüse zu ziehen.«
»Ihr habt getan, was man von euch erwartet hat«, sagte der Meister, »ihr habt gehorcht und gewartet. So wird es oft geschehn. Einer der modernen Autoren hat gesagt, Altäre müssen oft an einem Platz errichtet werden, damit das himmlische Feuer an andrer Stelle herniederkommt. Aber zieht keine voreiligen Schlüsse! Ihr werdet vielleicht noch viel Arbeit haben, bevor ein Monat um ist. Britannien hat eine Schlacht verloren, aber es wird sich von neuem erheben.«
»Also das ist England«, sagte Mutter Dimble, »dieses Schwanken, zwischen Logres und Britannien?«
»Ja«, antwortete ihr Mann. »Fühlst du es nicht, dieses wahre Wesen Englands? Wir tragen einen Eselskopf, weil wir durch einen Zauberwald gegangen sind. Wir haben einmal von Besserem gehört, als wir vollbringen können, und wir können das nicht vergessen. Siehst du das nicht in allem, was Englisch ist? Eine Art ungelenker Grazie, eine bescheidene, heitere Unvollkommenheit? Wie recht hatte Sam Weller, als er Mr. Pickwick einen Engel in Gamaschen nannte! Hier ist alles entweder besser oder schlechter als...«
»Dimble!« warf Ransom ein. Dimbles Ton war ziemlich erregt geworden, nun stockte er und sah den Meister an. Er zögerte und wurde rot, ehe er hinzusetzte:
»Sie haben recht, Herr!« sagte er mit einem Lächeln. »Ich habe ver-

gessen. Sie haben mich gewarnt. Dieser Bann liegt ja nicht nur auf unserm Land. Jedes Volk ist ihm ausgeliefert. Es gibt kein Privileg für England, und es ist Unsinn, von einer auserwählten Nation zu sprechen. Wir sprechen von Logres, weil es *unser* Bann ist, das einzige, was wir wissen.«

»Das alles«, wandte MacPhee ein, »ist eine etwas umständliche Art, um zu sagen, es gibt überall gute und schlechte Menschen«.

»Das ist es keineswegs!« widersprach Dimble. »Sehn Sie, MacPhee, wenn man abstrakt von Güte spricht, dann kommt man sehr bald zu der fatalen Vorstellung einer Art Norm, einer Einheitsmoral, alle Nationen dürften dahin kommen. Natürlich gibt es allgemeine Regeln, nach der sich alle Güte richten muß. Aber das ist sozusagen nur die Grammatik der Tugend. Es ist kein Saft darin. Gott macht nicht zwei Grashalme gleich, um wieviel weniger zwei Heilige, zwei Nationen, zwei Engel. Die ganze Heilung des Tellus hängt von dem kleinen Funken ab, er muß genährt werden, um den Geist lebendig zu halten, der in jedem wahren Volke lebt und in jedem verschieden ist. Wenn Logres wirklich über Britannien herrscht, wenn die Göttin Vernunft, die göttliche Klarheit wirklich in Frankreich regiert, wenn die Ordnung des Himmels wirklich in China befolgt wird – dann wird es Frühling in der Welt werden. Aber jetzt haben wir es mit Logres zu tun. Wir haben Britannien untergekriegt, aber wer weiß, wie lange wir es niederhalten können! Edgestow wird sich nie mehr erheben nach dem, was geschehn ist. Aber es wird andre Edgestows geben.«

»Ich möchte etwas über Edgestow fragen«, sagte Mutter Dimble, »haben Merlin und die Eldils einen Scherz getrieben... gut, in Bausch und Bogen. Aber hat es ganz Edgestow verdient, ausgewischt zu werden?«

»Wen beklagen Sie?« fragte MacPhee, »den krämerischen Stadtrat, der seine Frauen und Töchter verkaufte, um das Institut nach Edgestow zu bringen?«

»Davon weiß ich nicht viel«, antwortete sie, »aber die Universität, Bracton selbst. Wir alle wissen, was für ein schreckliches College es war. Aber haben sie mit all ihren kleinen Intrigen so viel Böses gewollt? War es nicht eher Dummheit als etwas anderes?«

»Ach, ach!« seufzte MacPhee, »sie haben nur gespielt, Kätzchen, die den Tiger nachahmten. Aber es war ein wirklicher Tiger in der

Nähe, und am Ende ihres Spiels haben sie ihn hereingelassen. Sie dürfen sich nicht beklagen, wenn der Jäger hinter dem Tiger her ist und ihnen ein bißchen Blei in den Ranzen schießt. So werden sie lernen, schlechte Gesellschaft zu meiden.«

»Schön! Und die Lehrer der andern Colleges? Wie steht es mit Northumberland und Duke?«

»Ich weiß«, sagte Denniston, »man hat Mitleid mit einem Mann wie Churchwood. Ich habe ihn gut gekannt, ein lieber, alter Kerl. Alle seine Vorlesungen wollten beweisen, Ethik sei unmöglich, aber im Privatleben wäre er lieber zehn Meilen zu Fuß gegangen, als Schulden zu machen. Aber trotzdem... Hat man in Belbury nur eine einzige Lehre vorgetragen, die nicht von den Professoren in Edgestow nachgepredigt worden wäre? Natürlich hatten sie nie gedacht, jemand würde ihre Theorien in die Praxis umsetzen. Niemand war mehr als sie erstaunt, als das, was sie jahrelang gepredigt hatten, plötzlich Wirklichkeit wurde. Aber es war ihr eigenes Kind, das zu ihnen wieder nach Hause kam: erwachsen und unkenntlich, aber ihr eigenes.«

»Ich fürchte, das ist alles wahr, mein Lieber«, sagte Dimble. »*Trahison des clercs.* Keiner von uns ist ganz unschuldig.«

»Unsinn, Cecil!« rief Frau Dimble.

»Sie vergessen«, wandte Grace ein, »fast alle hatten Edgestow schon verlassen, mit Ausnahme der ganz Guten [sie waren reif für die Abberufung] und der ganz Schlechten. Aber ich stimme mit Arthur überein. Wer Logres vergessen hat, geht in Britannien unter. Wer nach dem Un-Sinn verlangt, wird ihn erleben.«

In diesem Augenblick wurde sie unterbrochen. Vor der Tür hörte man einen kratzenden und winselnden Laut.

»Öffnen Sie, Arthur!« sagte Ransom. Einen Augenblick später sprangen alle mit freudigen Rufen auf, denn der Ankömmling war Meister Petz Bultitude.

»Du meine Güte!« rief Ivy. »Der arme Kerl! Und voller Schnee! Ich muß ihn gleich in die Küche nehmen und ihm etwas zu fressen geben. Wo hast du denn gesteckt, du böser Kerl? Heh? Schau nur, wie du aussiehst!«

ZUM DRITTENMAL in zehn Minuten bekam der Zug einen heftigen Stoß, und diesmal gingen alle Lichter aus.
»Das ist wirklich zu arg«, sagte eine Stimme im Dunkel. Die andern Reisenden im Abteil erster Klasse erkannten die Stimme des gebildeten dicken Mannes im braunen Anzug. Es war der prächtig unterrichtete Mann, der vorher alle Reisenden darauf aufmerksam gemacht hatte, wo sie umsteigen mußten, warum man nun in Sterk war, ohne Stratford zu berühren und wer die Leitung auf dieser Linie hatte.
»Für mich ist das kein Spaß«, fuhr die gleiche Stimme fort. »Ich sollte jetzt in Edgestow sein.« Er stand auf, öffnete das Fenster und starrte in das Dunkel hinaus. Sofort begann sich einer der andern Reisenden über die Kälte zu beklagen. Der Sprecher schloß das Fenster und setzte sich wieder.
»Wir stehn hier schon seit zehn Minuten«, sagte er dann.
»Entschuldigen Sie, zwölf!« sagte ein anderer Reisender.
Der Zug rührte sich noch immer nicht. Zwei streitende Männerstimmen drangen aus dem Nebenabteil.
Plötzlich schüttelte ein neuer Stoß alle durcheinander. Es war, als ob der Zug mitten in rascher Fahrt gebremst hätte.
»Was, zum Teufel, ist das?« fragte jemand.
»Macht die Türen auf!«
»Ein Zusammenstoß?«
»Es ist in Ordnung«, sagte der Wohlunterrichtete mit lauter, ruhiger Stimme. »Es wird eine zweite Maschine vorgespannt. Aber sie machen es ungeschickt. Das kommt von den neuen Lokomotivführern, sie sind erst kürzlich eingestellt worden.«
»Hallo«, sagte jemand, »wir fahren!«
Langsam und keuchend setzte sich der Zug in Bewegung.
»Es dauert etwas, bis er Tempo kriegt«, sagte einer.
»Er wird gleich die verlorene Zeit einholen«, sagte der Wohlunterrichtete.
»Sie sollten wieder Licht machen«, hörte man eine Frauenstimme.
»Aber wir fahren gar nicht schneller!« bemerkte ein Dritter.
»Schon wieder geht es langsamer! Zum Teufel! Bleiben wir schon wieder stehn?«

»Nein! Es geht weiter! – Au!« Wieder ein heftiger Stoß, noch stärker als das letztemal. Ein paar Minuten schien alles zu schaukeln und zu rasseln. »Das ist eine Schande!« rief der Wohlunterrichtete und öffnete noch einmal das Fenster. Diesmal hatte er mehr Glück. Eine dunkle Gestalt mit einer Laterne ging eben vorüber.
»Hallo! Träger! Wärter!« brüllte er.
»Alles in Ordnung, meine Herren, bleiben Sie ruhig auf Ihren Plätzen sitzen!« schrie die dunkle Gestalt und beachtete im Vorbeilaufen den Mann am Fenster nicht.
»Es nutzt nichts, auch noch die Kälte hereinzulassen«, sagte der Fahrgast am Fenster.
»Vor uns ist irgendein Licht«, sagte der Wohlunterrichtete.
»Ein Warnungssignal?« fragte ein anderer.
»Nein! Etwas ganz anderes. Der ganze Himmel ist hell, Feuer oder Scheinwerfer!«
»Mir ist es egal, was es ist«, sagte der Mann, der fror, »wenn nur ...«
Wieder ein Stoß. Und dann aus der Ferne ein vages, unheilvolles Geräusch. Der Zug fuhr wieder langsam, als müsse er seinen Weg ertasten. »Ich werde mich beschweren«, sagte der Wohlunterrichtete, »es ist ein Skandal!«
Etwa eine halbe Stunde später kam der erleuchtete Bahnhof von Sterk in Sicht.
»Der Stationssender gibt eine Meldung durch«, sagte eine Stimme, »sitzenbleiben und zuhören! Eine wichtige Meldung! Leichtes Erdbeben und Flutwasser haben die Strecke nach Edgestow unpassierbar gemacht. Wir haben noch keine Einzelheiten. Fahrgästen nach Edgestow wird empfohlen ...«
Der wohlunterrichtete Mann – es war Curry – stieg aus. Leute wie er kennen alle Eisenbahnbeamten. Und wenige Augenblicke später stand er am Kamin im Büro des Fahrkartenausgebers und hörte eine genauere, nichtamtliche Meldung über die Katastrophe.
»Wir wissen noch nicht viel, Herr Curry«, sagte der Beamte. »Seit einer Stunde kommt keine Meldung mehr durch. Es ist sehr schlimm. Man versucht, es leicht zu nehmen, aber noch nie hat es ein solches Erdbeben in England gegeben. Und dazu noch diese Flut! Nein, Herr, ich fürchte, vom Bracton College werden Sie nichts mehr vorfinden. Dieser Teil der Stadt war zuallererst weg. Dort hat das Unglück überhaupt angefangen. Ich weiß nicht, wieviele Tote es

gegeben hat. Ich bin nur froh, daß ich meinen alten Vater noch letzte Woche herausgebracht habe.«
Curry hat in spätern Jahren diesen Augenblick als den Wendepunkt seines Lebens betrachtet. Er war nicht religiös, aber jetzt kam ihm das Wort »Vorsehung« in den Sinn. Man konnte es wirklich nicht anders ansehn. Er hätte um ein Haar den frühern Zug genommen ... dann wäre er jetzt ein toter Mann. Das gab zu denken. Das ganze College zerstört! Es mußte wieder aufgebaut werden. Es würde neue Lehrer und einen neuen Vorsteher geben. Wieder war es die Vorsehung! Sie hatte einen der verantwortlichen Männer verschont, um diese furchtbare Krise zu bewältigen. Es konnte natürlich keine reguläre Wahl geben. Der Großkanzler würde wahrscheinlich einen neuen Vorsteher ernennen und mit ihm zusammen einen Grundstock neuer Professoren. Je länger er darüber nachdachte, um so deutlicher erkannte Curry: der ganze Zuschnitt des künftigen College ruhte auf den Schultern des einzigen Überlebenden. Er wäre gewissermaßen der zweite Gründer! Vorsehung – Vorsehung! Im Geiste sah er schon das Porträt des zweiten Gründers in der neuerbauten Halle und seine Büste im neuen College-Hof, und er sah die vielen Seiten vor sich, die ihm in der Geschichte des College gewidmet waren. Ohne Heuchelei senkte er instinktiv die Schultern, sah zu Boden und zog die Stirn in schwere Falten, wie es sich für einen Mann schickt, der so wichtige Neuigkeiten erfährt. Der Fahrkartenausgeber war sehr angetan. »Man konnte sehn«, sagte er später, »es ging ihm sehr nahe, aber er war gefaßt. Ein prächtiger alter Mann!«
»Wann fährt der nächste Zug nach London?« fragte Curry. »Ich muß morgen in aller Frühe in der Stadt sein!«

LIEBESFEIER IM ZEICHEN DES VENUSSTERNS

IVY MAGGS HATTE das Speisezimmer verlassen, um für Bultitudes leibliches Wohl zu sorgen. Alle waren erstaunt, als sie kurz darnach ganz aufgeregt wieder erschien.
»Rasch! Rasch!« keuchte sie. »Jemand muß helfen. Ein Bär ist in der Küche!«
»Ein Bär, Ivy? Aber das ist doch keine Neuigkeit!« sagte der Meister.

»Ich meine nicht Bultitude, Herr. Ein zweiter, ein fremder Bär! Er hat alles aufgefressen, was von der Gans übrig war und die Hälfte des Schinkens und den ganzen Rahm, und jetzt geht er um den Tisch herum und leckt einen Teller nach dem andern ab und zerbricht das ganze Geschirr. Nur rasch! Es wird nichts übrigbleiben!«
»Und wie benimmt sich Bultitude dabei?« fragte der Meister.
»Darum rufe ich ja. Er treibt es fürchterlich, Herr! Ich habe noch nie so was gesehn! Erst hat er seine Pfoten komisch aufgehoben, als ob er tanzen wollte; er kann es doch gar nicht. Und jetzt steht er auf der Kredenz auf den Hinterbeinen, hüpft auf und ab und quietscht dabei, einen Fuß im Plumpudding, den Kopf in einem Zwiebelkranz. Ich kann wirklich nichts mit ihm anfangen!«
»Ein sonderbares Benehmen für Bultitude! Haben Sie schon daran gedacht, meine Liebe, daß der fremde Bär vielleicht eine Bärin sein könnte?«
»Sagen Sie das nicht, Herr!« rief Ivy bestürzt.
»Aber so ist es, Ivy. Ich fürchte, es handelt sich um die künftige Frau Bultitude.«
»Wenn wir noch lange hier sitzen, wird sie schon Frau Bultitude geworden sein?« sagte MacPhee und stand auf.
»Oh, was sollen wir nur machen?« jammerte Ivy.
»Ich glaube, Bultitude weiß genau, was er zu tun hat«, sagte der Meister. »Augenblicklich nimmt die Dame Erfrischungen zu sich. Sie wissen, Dimble: Sine Venere et Baccho... Wir können sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.«
»Gewiß, gewiß«, sagte MacPhee, »aber nicht in unsrer Küche.«
»Meine liebe Ivy, Sie müssen sehr energisch sein. Gehn Sie in die Küche und sagen Sie dem fremden Bär, ich wünschte ihn zu sehn. Sie fürchten sich doch nicht?«
»Ich und fürchten? Oh nein! Ich werde ihr schon zeigen, wer hier der Meister ist. Sie benimmt sich eben wie ein Vieh.«
»Was ist denn mit der Dohle los?« fragte Dimble.
»Ich glaube, sie will hinaus«, antwortete Denniston. »Soll ich das Fenster öffnen?«
»Es ist so warm, man kann die Fenster offen lassen«, sagte der Meister. Kaum war das Fenster offen, hüpfte Corvo hinaus, und man hörte Flügelschlagen und Schnattern.
»Noch eine Liebesgeschichte!« sagte Frau Dimble. »Mir scheint, es

hat wieder ein Hans seine Grete gefunden... Was für eine sonderbare Nacht!«
Der Vorhang blähte sich auf, er hob sich über das offene Fenster und die Frische einer Sommernacht wehte ins Zimmer. In diesem Augenblick hörte man, etwas weiter entfernt, ein Wiehern.
»Hallo!« rief Denniston, »die alte Stute ist auch aufgeregt.«
»St! Hören Sie nur!« flüsterte Jane.
»Das ist ein fremdes Pferd!« sagte Denniston.
»Ein Hengst!« fügte Camilla hinzu.
»Die Sache fängt an indezent zu werden«, bemerkte MacPhee mit Nachdruck.
»Im Gegenteil«, sagte Ransom. Das ist alles sehr dezent, *decens*, im alten Sinn, schicklich. Venus selbst schwebt über Sankt Anne.«
»Sie kommt der Erde näher als sonst, um die Sinne der Menschen zu verwirren«, zitierte Dimble.
»Sie ist uns näher, als die Astronomen wissen«, sagte der Meister, »das Werk in Edgestow ist getan, die andern Götter haben sich zurückgezogen. Venus verweilt noch. Und wenn sie in ihre Sphäre zurückkehrt, gehe ich mit ihr.«
Plötzlich hörte man Frau Dimble im Halbdunkel schrill aufschrein: »Achtung, Cecil! Es tut mir leid! Aber ich kann Fledermäuse nicht leiden. Sie werden sich in meinen Haaren verfangen!« Ziep-ziep! klang es über den Kerzen, während die Fledermäuse hin und her flogen. Ihre Schatten ließen sie verdoppelt erscheinen.
»Es ist besser, wenn Sie jetzt gehn, Margaret«, sagte der Meister, »Sie und Cecil sollten jetzt beide gehn. Auch ich werde sehr bald gegangen sein. Wir brauchen nicht lange Abschied zu nehmen.«
»Ich glaube wirklich, ich *muß* gehn«, sagte Mutter Dimble. »Ich kann Fledermäuse nicht ertragen.«
»Cecil, trösten Sie Margaret«, sagte Ransom. »Nein, Sie sollen nicht bleiben. Ich sterbe ja nicht. Es ist immer Unsinn, Leuten das Geleit zu geben. Es ist weder wahre Freude noch wahre Trauer.«
»Sie wollen es, daß wir gehn, Herr?« fragte Dimble.
»Geht, meine guten Freunde. *Urendi Maleldil.*«
Er legte ihnen die Hand auf: Cecil reichte seiner Frau den Arm, und sie gingen.
»Hier ist sie, Herr«, sagte Ivy Maggs und trat hochrot und strahlend ins Zimmer. Neben ihr watschelte ein Bär, die Schnauze weiß

von Rahm, die Backen mit Stachelbeer-Marmelade beschmiert. »Und... ach, Herr!«
»Was gibt's denn, Ivy?« fragte der Meister.
»Bitte, Herr, der arme Tom ist da, mein Mann. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht...«
»Ich hoffe, Sie haben ihm zu essen und zu trinken gegeben?«
»Ja, das habe ich. Wären die Bären länger dagewesen, wäre nichts mehr übriggeblieben.«
»Was hat Tom bekommen?«
»Kalte Pastete und Gepökeltes – das hat er immer sehr gern gehabt – und den Rest vom Käse und eine Flasche Stout, und ich habe den Kessel aufgesetzt, damit er sich eine gute Tasse Tee machen kann. Und es schmeckt ihm alles so gut. Und wenn Sie nicht böse sind, Herr, möchte er lieber nicht heraufkommen und guten Tag sagen, er ist ein bißchen schüchtern, wenn Sie mich recht verstehn.« Die ganze Zeit stand der fremde Bär ruhig da, den Blick auf den Meister gerichtet. Jetzt legte ihm der Meister die Hand auf den Kopf und sagte: »*Urendi Maleldil*. Du bist ein guter Bär. Geh zu deinem Meister Petz... Aber da ist er ja!« Der Türspalt tat sich auf, und der neugierige und etwas ängstliche Bultitude trottete herein. »Nimm sie, Bultitude! Aber nicht im Haus – Jane, öffnen Sie die Glastür! Es ist eine Nacht wie im Juli.« Die Türflügel schwangen auf, und die beiden Bären tappten hinaus in die Wärme und Feuchtigkeit. Alle sahn, wie hell es geworden war.
»Sind die Vögel denn alle verrückt geworden? Sie singen um dreiviertel zwölf in der Nacht!«
»Nein«, sagte Ransom. »Sie sind gesund. Und Sie, Ivy, wollen jetzt zu Ihrem Mann. Mutter Dimble hat Sie nach alledem in dem kleinen Zimmer im Halbstock einquartiert, nicht im Pförtnerhaus.«
»Oh, Herr!« sagte Ivy und stockte dann. Der Meister beugte sich vor und legte seine Hand auf ihr Haupt. »Natürlich wollen Sie zu ihm. Er hat Sie doch noch kaum gesehn in Ihrem neuen Kleid. Haben Sie keinen Kuß für ihn?« Der Meister küßte sie. »Dann geben Sie ihm meinen Kuß. Weinen Sie nicht! Sie sind ein gutes Kind. Gehn Sie und heilen Sie Ihren Mann. *Urendi Maleldil*. – Wir werden uns wieder begegnen.«
»Was ist denn das für ein Quieken und Quäken?« fragte MacPhee,

»hoffentlich sind die Schweine nicht herausgelaufen. Es ist schon mehr Getue im Haus, als ich vertragen kann.«
»Ich glaube, es sind Igel«, sagte Grace Ironwood.
»Dieses Geräusch war irgendwo im Haus«, sagte Jane.
»Horch!« sagte der Meister, und ein paar Augenblicke war alles still. Dann lächelte er. »Das sind meine Freunde hinter der Täfelung. Auch sie halten ihr Fest...«

So geht es im Schnützepützelhäusel,
Da tanzen und singen die Mäusel.

»Ich denke«, sagte MacPhee trocken und zog seine Schnupftabakdose aus dem aschgrauen, unauffälligen, mönchischen Gewand, das ihm die andern gegen seinen Willen ausgesucht hatten, »ich denke, wir müssen froh sein, daß nicht Nilpferde, Giraffen und Elefanten Lust haben... Allmächtiger, was ist denn das?« Während er noch sprach, hatte sich eine lange, graue, biegsame Röhre zwischen die Vorhänge geschoben und über MacPhees Schulter hinweg nach einem Bananenbüschel gelangt.
»Wo zum Teufel kommen nur alle diese Viecher her?« rief Mac Phee.
»Das sind die befreiten Gefangenen aus Belbury«, erwiderte der Meister. »Perelandra ist uns näher als sonst, denn sie will... die Erde gesund machen. Wir sind jetzt dort, wohin wir gehören, zwischen den Engeln, unsern älteren Geschwistern, und zwischen den Tieren, unsern Dienern und Kameraden.«
MacPhees Antwort ging in einem ohrenbetäubenden Lärm vor den Fenstern unter.
»Elefanten! Zwei Stück!« rief Jane mit schwacher Stimme. »Ach, der Sellerie und die Rosenbeete!«
»Mit Ihrer Erlaubnis, Meister«, sagte MacPhee streng, »werde ich die Vorhänge zuziehn. Sie scheinen vergessen zu haben, daß Damen anwesend sind.«
»Nein!« sagte Grace Ironwood, und ihre Stimme war ebenso fest wie die MacPhees, »es wird nichts Unschickliches geschehn, nichts, was wir nicht sehn dürfen. Ziehen Sie die Vorhänge zurück! Wie hell ist es! Heller als Mondschein! Sogar heller als am Tag! Ein Dom von Licht steht über dem Garten. Sehn Sie, wie die Elefanten im Kreise tanzen und die Füße heben! Und seht, wie sie die Rüssel

heben, und wie zeremoniell sie sind. Ein Menuett, das Riesen tanzen. Sie sind gar nicht wie andre Tiere, sie sind eine Art guter Dämonen.«
»Jetzt gehn sie«, sagte Camilla.
»Sie wollen allein sein, wie ein menschliches Liebespaar«, sagte der Meister. »Es sind keine gewöhnlichen Tiere...«
»Ich denke, ich gehe hinunter in mein Büro und kümmere mich um meine Rechnungen«, sagte MacPhee. »Es wird mir wohler zu Mut sein, wenn ich die Türe zugesperrt habe, ehe Krokodile und Känguruhs ihr Liebesleben mitten in meinen Papieren beginnen. Einer in diesem Haus muß doch bei Vernunft bleiben, denn ihr seid doch alle übergeschnappt. Gute Nacht, meine Damen!«
»Lebt wohl, MacPhee!« sagte der Meister.
»Nein, nein«, rief MacPhee und streckte die Hand aus. »Ich brauche keinen Segen. Wenn ich mich einmal bekehre, dann nicht zu Ihrer Religion. Mein Onkel war Leiter unsrer Gemeinde. Aber hier, meine Hand! Wir haben viel miteinander erlebt... Aber alles in allem muß ich sagen, Doktor Ransom, Sie sind trotz Ihrer Fehler, die niemand besser kennt als ich, der beste Mensch, den ich je gekannt habe. Sie sind... Sie und ich... Sehen Sie nur, die Damen weinen schon... Ich weiß nicht, was ich sagen wollte. Ich gehe gleich. Warum soll man diesen Augenblick hinauszögern? Gott segne Sie, Doktor Ransom! Meine Damen, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!«
»Öffnet alle Fenster«, befahl Ransom. »Mein Fahrzeug ist schon im Raum unsrer Erde.«
»Es wird mit jedem Augenblick heller«, sagte Denniston.
»Können wir bis zum Ende bei Ihnen bleiben?« fragte Jane.
»Kind«, antwortete der Meister, »Sie sollten nicht bis dahin bleiben!«
»Warum, Herr?«
»Sie werden erwartet!«
»Ich, Herr?«
»Ja, Ihr Mann wartet auf Sie im Pförtnerhaus. Sie haben sich Ihr eigenes Hochzeitsbett bereitet. Glauben Sie nicht, Sie müßten zu ihm gehn?«
»Muß ich *jetzt* gehn?«
»Wenn Sie mir die Entscheidung überlassen, möchte ich Sie *jetzt* fortschicken.«

»Dann will ich gehn, Herr. Aber..., aber... bin ich ein Bär oder ein Igel?«
»Mehr! Aber nicht weniger. Gehn Sie in Gehorsam, und Sie werden Liebe finden. Sie werden keine Träume mehr haben. Statt dessen werden Sie Kinder bekommen. *Urendi Maleldil!*«

MARK KEHRT ZURÜCK

LANGE, EHE MARK Sankt Anne erreicht hatte, empfand er sich und die Welt ringsum in einem seltsamen Zustand. Er hatte für den Weg länger gebraucht, als er angenommen hatte. Aber daran waren wohl die Umwege schuld. Viel schwerer war das unheimliche Licht über Edgestow zu verstehn und das Beben und Stoßen der Erde. Dann kam plötzlich die Wärme und dann der Strom geschmolzenen Schnees vom Hügel herunter. Alles war in Dunst gehüllt. Später, als das Licht im Westen verschwand, erglänzten die Dunstschwaden an verschiedenen Stellen in sanftem Schein. Es sah aus, als schwebe das Leuchten über Sankt Anne. Und die ganze Zeit hatte er die komische Vorstellung, als ob die verschiedensten Schatten an ihm vorüberhuschten, sie sahen aus wie Tiere. Vielleicht war das alles nur ein Traum. Oder es war das Ende der Welt, und er war längst gestorben. Trotz all dieser Rätsel empfand er ein ungewöhntes Wohlbehagen. Geistig fühlte er sich nicht gut, aber seinen Körper schien Gesundheit und Jugend, Genuß und Sehnsucht von dem nebligen Licht über dem Hügel anzuwehn. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er weiter mußte.
Ihm war nicht leicht zu Mut. Er fürchtete die Begegnung mit Jane. Es würde ihm etwas geschehn, was ihm schon weit früher hätte geschehn sollen. Durch die gleiche sachliche Einstellung zur Liebe, die in Jane die Demut der Frau unterdrückt hatte, war auch in ihm in der Zeit seiner Werbung die Demut des Liebenden unterdrückt worden. Wenn je in ihm in guten Augenblicken der Sinn für jene Schönheit erwacht war, die zu groß und zu reich für die Erde ist, hatte er dieses Gefühl von sich gewiesen. Falsche Theorien hatten ihm die echten Gefühle veraltet und unnatürlich erscheinen lassen. Nun, zu spät, nachdem ihm jede Gunst gewährt worden war, kamen unvermutete Zweifel über ihn. Er versuchte, sie von sich ab-

zuschütteln. Schließlich waren sie doch verheiratet und vernünftige, moderne Menschen. Was konnte natürlicher, selbstverständlicher sein!
Aber dann stiegen in ihm unvergeßliche Augenblicke des Versagens in ihrer kurzen Ehe auf. Er hatte oft genug an Janes Launen gedacht, wie er es genannt hatte. Und nun dachte er an seine eigene plumpe Zudringlichkeit. Und dieser Gedanke ließ sich nicht verjagen. Stück für Stück sah er vor sich seine laute, alberne, lümmelhafte Art; er kam sich wie ein Bauer vor, mit schwieligen Händen und genagelten Schuhen, der dorthin gestapft war, wohin große Liebende, Ritter und Dichter nicht gewagt hätten, den Fuß zu setzen. Er sah Janes Haut vor sich, so weiß und weich, daß der Kuß eines Kindes Spuren darauf hinterlassen würde. Wie hatte er es nur wagen können? Ihre Reinheit, wie frisch gefallener Schnee, ihre Musik, ihre Unverletzlichkeit, der Rhythmus ihrer Bewegungen..., wie hatte er es nur wagen können! Und noch dazu gedankenlos gleichgültig, in sorgloser Dummheit, des Wagnisses nicht bewußt! Hätte er nur den Sinn dafür gehabt, er hätte in Janes Mienen die Gedanken erkennen müssen, die sich von einem Augenblick zum andern darin spiegelten und eine Hecke um sie schlossen, die zu durchschreiten er die Kühnheit nicht besaß. Ja, ja, sie hatte es ihm erlaubt, sie zu durchschreiten, vielleicht aus mißverstandenem Mitleid. Und er hatte wie ein Lump von ihrem edlen Irrtum seinen Vorteil gezogen. Er hatte sich betragen, als gehöre er in diesen umfriedeten Garten, ja als wäre er sein natürlicher Besitzer.
Alles das peinigte ihn jetzt, aber es kam zu spät. Er entdeckte die Hecke, nachdem er die Rose gepflückt hatte, nicht nur gepflückt, sondern in Stücke gerissen mit plumpen, heißen, gierigen Fingern. Wie hatte er es wagen können! Und wer, der es verstand, konnte ihm vergeben? Jetzt wußte er, wie er sich in den Augen ihrer Freunde und ihresgleichen ausnehmen mußte. Als er dieses Bild vor sich sah, hier allein im Nebel, wurde ihm die Stirne heiß.
Das Wort »Dame« hatte es in seinem Wortschatz nicht gegeben oder nur als leere Form oder zum Spaß. Er hatte zu früh gelacht.
Gut, nun würde er sie freigeben. Sie würde froh sein, ihn los zu werden. Mit vollem Recht. Jetzt würde es ihn geradezu erschreckt haben, etwas anderes anzunehmen. Mußten solche Damen in den vornehmen, weiten Räumen, die sich da miteinander in adligem

Ernst oder mit hellem Silberlachen höchst zurückhaltend unterhielten, nicht froh sein, den Eindringling los zu werden! Diesen lauten Menschen mit der schweren Zunge, der aus nichts als Stiefeln und Händen bestand und dessen Platz im Stall war! Was hatte er in diesen Räumen zu suchen, wo selbst seine Bewunderung Beleidigung war und alle seine Bemühungen, ernst oder heiter zu sein, nur unüberbrückbare Mißverständnisse hervorbringen konnten? Was er ihre Kälte genannt hatte, erschien ihm jetzt als ihre Geduld. Selbst die Erinnerung daran brannte. Denn nun liebte er sie. Aber alles war verdorben, und es war zu spät, alles zu ändern. Plötzlich wurde das zerstreute Licht heller und blühender. Er blickte auf und sah eine große Dame am Türeingang der Mauer stehn. Es war nicht Jane, und sie war Jane auch nicht ähnlich. Sie war von göttlich hohem Wuchs, halb nackt, halb in ein feuerfarbenes Gewand gekleidet. Licht ging davon aus. Ihr Gesicht war rätselhaft, grausam und, wie es ihm schien, unmenschlich schön. Sie öffnete ihm die Tür. Er wagte nicht, sich zu wehren. »Wahrscheinlich bin ich gestorben«, dachte er. Er trat ein und fand sich in einem Raum voll köstlicher Wohlgerüche, das Feuer brannte, Speisen und Wein standen bereit und ein üppiges Bett.

DER WEG DER DEMUT

JANE VERLIESS das Haus, den Kuß des Meisters auf den Lippen, seine Worte im Ohr. Sie ging hinaus in das fließende Licht und die unnatürliche Wärme des Gartens, über das nasse Gras – überall schwirrten Vögel – vorüber an der Schaukel, dem Gewächshaus und den Schweineställen. Sie ging immer weiter, hinunter zum Pförtnerhaus und stieg zugleich Schritt um Schritt die Stufen der Demut hinab. Zuerst dachte sie an den Meister, dann an Maleldil. Und dann dachte sie an ihren Gehorsam, und jeder Schritt wurde zu einer Art Opfergang. Sie dachte an Kinder, an Schmerz und Tod. Sie war den halben Weg zum Pförtnerhaus gegangen, und nun dachte sie an Mark und alle seine Leiden. Als sie vor dem Haus stand, war sie erstaunt, alles dunkel zu finden und die Tür verschlossen. Wie sie die Hand auf der Türklinke hatte, überfiel sie ein neuer Gedanke: Wie wenn Mark sie gar nicht wollte – nicht heute

nacht, noch in dieser Beziehung, vielleicht überhaupt nicht und in keiner Beziehung! Und wenn er nach all dem überhaupt nicht gekommen wäre! Bei diesem Gedanken kam eine große Unruhe über sie, sie wußte nicht, ob es Enttäuschung oder Erleichterung war. Noch immer drückte sie die Klinke nicht nieder. Dann sah sie: das Fenster, das Schlafzimmerfenster stand offen, und innen lagen auf einem Stuhl Kleider so nachlässig hingeworfen, daß sie halb über den Fenstersims hingen, der Ärmel eines Hemdes – Marks Hemd – sogar über die äußere Mauer. Und noch dazu bei dieser Feuchtigkeit! Das sah Mark wieder einmal ähnlich! Anscheinend war es höchste Zeit für sie, hineinzugehn.

ENDE



